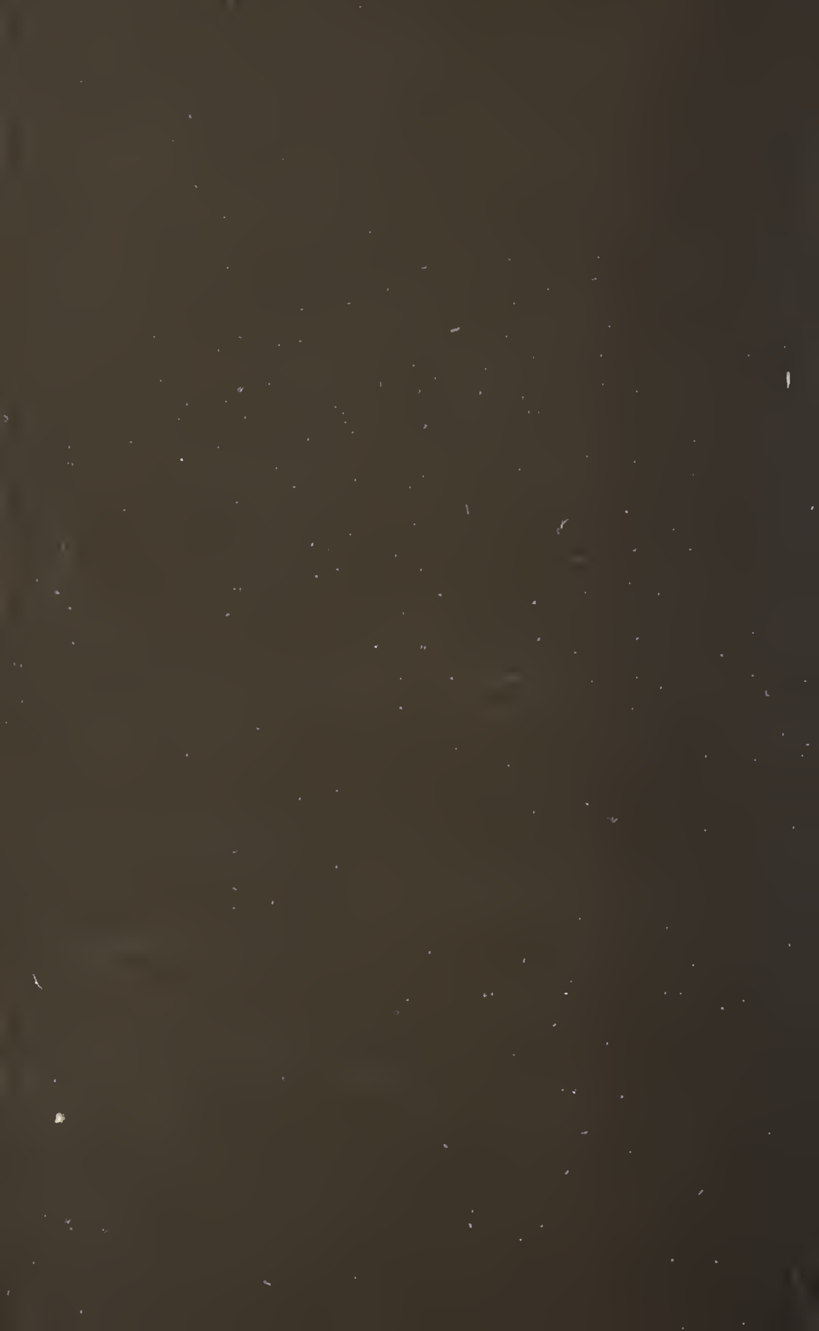
Th. v. Bernhardi

Reise-Erinnerungen aus Spanien





Reise-Erinnerungen

aus

Spanien.

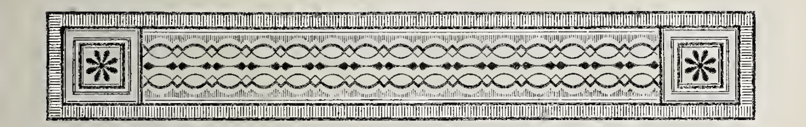
Blätter aus einem Tagebuche

von

Th. v. Bernhardi.



Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz
(Bessersche Buchhandlung).
1886.



Von Bordeaux nach Madrid.

In Spanien hat Römerherrschaft und germanische Eroberung gewaltet, wie in Italien und Frankreich, hier wie dort sind christliche Religion und Ritterthum einheimisch geworden; dennoch hat sich die Geschichte des Landes vielfach anders entwickelt, als die der im Herzen unsres Welttheils lebenden Völker. Spanien hat nur geringen Antheil an den Kreuzzügen genommen; es ist nicht in die gewaltigen Kämpfe zwischen Papst und Kaiser verwickelt worden; es hat an den geistigen Kämpfen, welche die Reformation hervorrief, keinen, an den Waffenkämpfen der Zeit nur auswärts Theil genommen, und somit sein gesondertes Leben für sich gelebt.

Lange hatte es den Halbmond im eigenen Lande zu bekämpfen; dann wendeten sich seine Interessen über das Weltmeer nach Amerika und nach Indien, und erst die Sicilische, besonders aber die Burgundische Erbschaft führte Spanien in die Mitte des europäischen Völkerlebens, weder zum eigenen noch zu Europas Heil.

Philipp II. glaubte sich durch die erweiterte europäische Stellung Spaniens berufen und verpflichtet der päpstlichen Kirche seinen Arm zu leihen, ihr überall zum Siege und zur

ausschließlichen Herrschaft zu verhelfen, mit ihr vereint die Welt zu beherrschen. Spanien verblutete sich in den Kämpfen, die zu solchem Ende geführt wurden; die thätigsten und strebsamsten Provinzen der spanisch-burgundischen Ländermasse, die zugleich der spanischen Nationalität am fernsten standen, lösten sich los, während im Inneren der Eifer für die strenge Glaubenseinheit an der Lebenskraft des Volks zehrte. Nicht ungestraft war Spanien das Heimathland des Jesuitenordens, wie der Hauptsitz der Inquisition und ihrer Macht. Schon allein die Vertreibung der Morisken hat dem Lande Wunden geschlagen, die noch lange nicht vernarbt sind. Wie tief dann Spanien unter den letzten Habsburgern sank, davon wird man durch die Einzelheiten dieses Elends immer von Neuem überrascht. Was unter den besseren Bourbonischen Königen des Landes versucht wurde, um neues Leben zu erwecken, blieb ohnmächtig der ungeheuren Last des Bestehenden, der Wucht der Kirche gegenüber und unter den zur Zeit der französischen Revolution in Spanien herrschenden Fürsten dieses Hauses sank das Reich in einen tieferen Verfall, als je zuvor. Schon seit fast zwei Jahrhunderten war es dem geistigen Leben, welches das übrige Europa bewegte, mehr entfremdet, als zu irgend einer früheren Zeit; führte Spanien trotz aller Bemühungen eines Jovellanos und verwandter Geister ein in gewohnten Vorstellungen abgeschlossenes, aber eben dadurch auch in den unteren Massen von unverdorbenen und wunderbaren nationalen Kräften getragenes Leben. Napoleon, der Spanien für eine leichte Beute hielt, stieß hier auf einen Widerstand, der durch Waffen, Polizei und Hinrichtungen, seine gewöhnlichen Mittel, nicht von heute auf morgen besiegt werden konnte.

Ich bin alt genug, um mich dieser Zeiten zu erinnern; es ist mir noch vollkommen gegenwärtig welche Begeisterung für Spanien sich in ganz Europa regte, als man erfuhr, daß

dort das Volk sich gegen Napoleons Zwingherrschaft erhoben hatte und ihr ausdauernd widerstand. In welchem idealen Licht erschienen urplötzlich alle spanischen Zustände! Die Romantiker besonders, die sich, abgestoßen von der beschränkten Nüchternheit der sogenannten Aufklärungsperiode, erschreckt durch die Ruchlosigkeiten der französischen Revolution, dem Mittelalter zuwendeten und dort die Quelle aller echten Poesie zu finden glaubten, sahen durch die Vorgänge in Spanien alle ihre Anschauungen glänzend bestätigt. Es war in ihren Augen das Mittelalter in seinem Adel und seiner Herrlichkeit, das dort mit einer wüsten neuen Zeit im Kampf lag und sich hochherzig und heldenhaft bewährte. Wie wurden die Heldenthaten der Spanier gefeiert, und welche beinahe übermenschliche Vorstellung machte man sich davon. Welches enthusiastische Interesse wurde auch dem Geistesleben, der Kunst und besonders der Litteratur der Spanier zugewendet. Ein Mann wie Schelling stellte den Spanier Calderon höher als Shakespeare und vertheidigte diese Ansicht namentlich gegen Ludwig Tiek auf das lebhafteste.

Verwandte Empfindungen sind auch späterhin, wenn auch in geringerem Maße, wieder erwacht. Auch Quiroga und Riego wurden mit romantischer Begeisterung begrüßt.

Seitdem es, aus seinem Traumleben geweckt, Napoleon widerstanden hat, liegt Spanien im Kampfe mit sich selbst.

Wie viele Revolutionen, wie viele Pronunciamentos hat das Land seitdem erlebt! Doch alle diese Kämpfe haben keine befriedigenden Zustände zu schaffen vermocht.

Was die Jahrhunderte versäumt haben, ist nicht in einem Augenblick, nicht in einem oder zwei Menschenaltern wieder auszugleichen.

Dem Reisenden, der von Bordeaux aus der spanischen Grenze naht, kündigt Alles an, daß er in ein Land fremdartiger Erscheinungen eintritt. Wege und Eisenbahnen führen durch die mit Recht verrufenen „Landes“, öde, ungesunde, wenig bewohnte Ebenen. Die französische Regierung hat in neuester Zeit große Mittel aufgewendet, dieses Gelände nutzbar und für Menschen bewohnbar zu machen, aber es ist nicht durchweg gelungen, die stockenden Gewässer abzuleiten; und die Wälder, die man schaffen will, verkrüppeln fast überall zu elendem Gebüsch. An solchen verfehlten Waldungen führt die Bahn vorüber, an Wasserlöchern und Tümpeln. Hin und wieder gewahrt man eine Heerde grobwolliger Schafe und dabei einen Schäfer, der, die „boina“, die flache Baskenmütze, auf dem Kopf, nach Landessitte auf Stelzen hinter seinen Schafen herwandelt und dabei vielleicht noch nebenher einen wollenen Strumpf strickt. Menschliche Wohnungen, Feldbau oder Gärten nirgends, soweit das Auge reicht. Endlich steigt am Horizont aus dieser öden, unabsehbaren Fläche, wie aus dem Meer, die Felsenkette der Pyrenäen mächtig empor. Das ist ein ergreifender Anblick.

Fremdartig und verwahrlost tritt dem Reisenden Alles entgegen, sobald das Grenzflüßchen überschritten ist. Fuentarabia, eine ansehnliche spanische Stadt, die man schon von fern vom französischen Boden aus am Fuß der Berge liegen sieht, wird von der Bahn nicht berührt. Einige unansehnliche Gebäude, die unregelmäßig zerstreut umherliegen, bilden den Bahnhof von Irun; ein Bahnzug, zur Abfahrt bereit, steht da wie auf freiem Felde; für Ordnung und Sauberkeit ist nirgend gesorgt; Bahnbeamte und Carabinieri betreiben ihre Geschäfte sehr lässig; Niemand hat Eile; verschiedene Individuen in spanischer Tracht, die zerlumpten Mäntel malerisch drappiert, haben offenbar gar nichts zu thun. Man ist nicht im Lande der Arbeitsamkeit

und Pünktlichkeit. Doch ist man noch nicht im eigentlichen Spanien. Es ist das Gebirgsland der Basken, durch das zunächst der Weg führt, die Heimath eines Volkes, das sein gesondertes Dasein selbst in der schwierigsten Lage mit großer Zähigkeit zu behaupten verstanden hat. Die Basken diesseits der Pyrenäen im französischen Antheil von Navarra sind keineswegs in die französische Nationalität aufgegangen. So gewaltig in Frankreich auch seit der Revolution alle Verhältnisse umgestaltet worden sind, wissen sie sich auch hier noch immer als besonderes Volk zu behaupten.

Mit Basken gerade aus diesem Theil ihrer Gesammtheimath habe ich verkehrt und vor allem einen weitreichenden Nationalstolz bei ihnen gefunden. Sie halten sich für die ältesten Bewohner Europas, für Reste der Iberen, und sie mögen darin nicht Unrecht haben; auch ihr hochgehaltener Nationaladel gilt ihnen für den ältesten der Welt. In Spanien wird dieser Adel dem Bauernadel der Asturier gleichgestellt. Im alten Frankreich galt er nicht, aber in den Augen der Basken selbst sind und bleiben ihre Landsleute, deren Namen auf y endigen (wie beispielsweise Etchagaray und Zumalacareguy), was Geburt und Abstammung anbetrifft, die vornehmsten Herren der Welt. Da die Basken selten ihre Heimath verlassen, fast ohne Ausnahme immer wieder dorthin zurückkehren, heirathen sie im Allgemeinen nur unter sich und allen Gesetzen zum Trotz, wissen sie selbst in Frankreich ihr altes Familienrecht und Herkommen aufrecht zu erhalten. So ist es unter ihnen von Alters her Sitte, daß der Besitzer eines Landguts seine erstgeborenen Kinder schon bei Lebzeiten zu versorgen sucht, den Hof aber ungetheilt seinem jüngsten Sohn hinterläßt. Das geschieht heute wie vor Jahrhunderten, und selbst die französische Revolution hat dagegen nichts vermocht. Es war vergebens, daß die französische Republik die thatsächliche

Theilung unter sämmtliche Erben ausdrücklich zum Gesetz erhob; die Basken kehrten sich nicht daran, und die Mittel, das Gesetz zu umgehen, wurden gefunden.

Diese Zähigkeit zeigt sich allerdings auch in anderen Ländern, in denen eine von Alters her selbstständige Bauernbevölkerung ihr eigenartiges Leben ohne Beimischung beweglicherer städtischer und gewerblicher Elemente führt, wie in den Marken auf dem Trierschen Soonwald, die ihren gemeinschaftlichen Besitz und ihr Markenrecht aus deutscher Urzeit her durch alle Stürme der Zeit hindurch, auch unter der Herrschaft der französischen Republik und des Napoleonischen Kaiserreichs behauptet haben bis in die Gegenwart herab. Da die Basken wesentlich ein Bauernvolk sind, finden sich in ihrem Lande wenig Städte, meist nur einzelne Bauernhöfe, die zerstreut in den Bergen liegen, selten in den Thalgründen, häufiger ziemlich hoch an den Abhängen, in der Regel anspruchslos, aber sorgfältig gebaut und gut erhalten, wie man deren im eigentlichen Spanien nicht wiedersieht. Einige etwas stattlichere wurden mir als Sitze einheimischer Adelsfamilien bezeichnet.

Dies Volk der Basken wird der Regierung noch manche schwer zu lösende Aufgabe stellen. Ein Staat, der den Anforderungen unserer Zeit gerecht werden will, kann unmöglich die Eigenart und namentlich die Sonderrechte dieses Volkes, die fueros in ihrem ganzen Umfange fortbestehen lassen. Gleiche Pflichten und gleiche Rechte ist das Gebot der Zeit; nicht für immer kann gestattet bleiben, daß die Basken sich der Pflicht der Landesvertheidigung entziehen, oder sie nur in eigenthümlicher und beschränkter Weise leisten wollen. Die Basken sind tapfer, aber sie wollen von ihrem Vorrecht, dem spanischen Heer keine Rekruten zu stellen, nicht lassen. Nur freiwillig als Guerilleros unter gewählten Führern aus ihrer eigenen Mitte wollen sie, wenn es Noth thut, sich in Waffen erheben, natürlich

also nur wenn es sich um die Vertheidigung ihrer Heimath im engsten Sinne handelt.

Ist die Sierra de Guadarama erreicht, die Alt- und Neukastilien trennt, so tritt dem Reisenden eine Landschaft entgegen, die durch ihre Seltsamkeit überrascht. Die Ueberlieferung erzählt, daß zur Zeit der Araber, als Spanien eine dreimal größere Bevölkerung ernährte als jetzt, als es wie ein Garten angebaut war, die Vorberge der zahlreichen Gebirgszüge mit Wald bewachsen waren. Aber längst sind die Wälder verschwunden. Die Spanier waren es, die, wie sie von Asturien und Leon her erobernd vorschritten, allen Waldwuchs vernichteten. Man sagt, sie hätten die Nähe der Wälder, als der Kriegsweise der Araber günstig, gefürchtet, und sie rings um ihre neuen Ansiedlungen ausgerodet, damit kein Feind unbemerkt ihren Wohnsitzen nahen könne. Wie dem sei, die Wälder sind verschwunden, Regen und Schneeschmelze haben alle fruchtbare Erde in die Ebenen hinabgeschwemmt und dem Gebirge ist nichts geblieben als nacktes Gestein.

Hoch über dem Meer, in der ödesten Felsenwüste, liegt die Heimath der ekstatischen Dichterin, der heiligen Therese, die ansehnliche Stadt Avila mit ihren mittelalterlichen Ringmauern und Thürmen. Die Mauern sind aus dem Gestein gebaut, welches die Nähe bot, auch die Häuser der Stadt und selbst den Dächern hat die Zeit eine dunkle Farbe verliehen. Man ist wie in einer Welt von Granit. Weiter führt der Zug der Eisenbahn durch öde Felsenlandschaften, bald den südlichen Abhang der Sierra hinab. Da zeigt sich links die ungeheure Steinmasse des Escurial in übersichtlich symmetrischer Form. Dann folgt noch eine Fahrt durch eine unfruchtbare Ebene und man hält auf dem Bahnhof bei Madrid, am Fuß der Höhen, welche der westliche Theil der Stadt krönt.

Madrid.

In gar manchem anderen Lande zeigt sich in der Hauptstadt gleichsam der Inbegriff des gesammten Nationallebens; mehr als irgend anderswo tritt uns das in Paris entgegen. Dagegen ist in keinem anderen Lande der Welt die Hauptstadt so wenig Vertreterin der Landesgeschichte und selbst der Gegenwart als in Spanien. Auch in dieser Beziehung bildet Spanien den völligen Gegensatz zu Frankreich.

Madrid ist spät, erst unter Karl V. nicht sowohl Hauptstadt des Reichs, als Sitz der Regierung geworden. Eine eigentliche Hauptstadt konnte es damals in Spanien überhaupt nicht geben, da Kastilien und Aragon, durch Geschichte, Verfassung, Gesetz und Sitte vielfach getrennt, einander fremd gegenüberstanden, da Andalusien inmitten seiner eigenthümlichen Natur gleichfalls sein besonderes Leben führte und sich in einer gewissen bedingten Selbständigkeit als drittes Glied anschloß.

Madrid ist eine durchaus moderne Stadt, in der nichts an die ältere Geschichte Spaniens erinnert, als etwa das Haus, in dem Franz I. von Frankreich nach seiner Niederlage bei Pavia gefangen gehalten wurde; ein unbedeutendes Gebäude. Seltsamerweise besitzt die Hauptstadt auch nicht ein einziges kirchliches Gebäude von künstlerischer Bedeutung, keine Basilika, keinen Dom aus der schönen Zeit der christlichen Kunst. Kardinäle, Erzbischöfe, Mönchsorden und kirchlich gesinnte Könige haben allerdings jeden Stadttheil mit einer mehr als genügenden Anzahl Kirchen bedacht, aber diese sind ohne Ausnahme sehr unbedeutend und gehören zu den werthlosesten Schöpfungen der Architektur des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

Die ziemlich zahlreichen Paläste des kastilischen Adels sind groß und geräumig, den Adelshäusern Italiens ähnlich, ungleich größer als die Hotels der französischen Herren im Faubourg St. Germain. Aber auch die Herrenhäuser Madrids, von denen wenige dem siebzehnten, die meisten dem achtzehnten Jahrhundert angehören, sind charakterlos.

So erinnert denn Madrid in der That nur an ein Element der Kulturgeschichte Spaniens: an die humoristischen Bettler und Abenteuer-Romane, die einen allerdings nicht unbedeutenden Zweig der spanischen Literatur der Renaissance-Zeit bilden. Solche Erinnerungen erweckt vor Allem die Puerta del Sol, der Hauptplatz inmitten der Stadt. Wie viele Scenen des Gil-Blas und des „Hinkenden Teufels" spielen nicht auf diesem Platz. Und noch heute ist er der Mittelpunkt des Madrider Volkslebens, namentlich des politischen. Von stattlichen Gebäuden umgeben liegt das nicht ganz regelmäßige Viereck in der Mitte der Stadt, und die vier Hauptstraßen, die Calle Mayor, die Calle del Arenal, die Calle de Alcalá und die Corredera de San Geronimo führen aus den vier Ecken nach Osten und Westen in die bedeutendsten Stadttheile; ein schöner Brunnen in der Mitte, mit seinem mächtigen, auf Stufen erhöhten Wasserbecken, verbreitet im Sommer einige Frische; große Kaffeehäuser gewähren mancherlei Bequemlichkeit. Für das geringe Gewicht, das die Stadt Madrid im Nationalleben einnimmt, ist es bezeichnend, daß die Puerta del Sol erst in den Erzählungen des siebzehnten Jahrhunderts hervortritt. Cervantes verlegt noch zur Zeit Philipps II. und Philipps III. in keiner seiner Novellen den Schauplatz nach Madrid. Alle seine Erzählungen bewegen sich um die wirklichen Mittelpunkte des geschichtlichen Lebens der Nation, um Burgos, um das fallene Toledo und vor allen um Sevilla.

Unter den Bauwerken Madrids nimmt der Palast des Königs die erste Stelle ein. Die Anlage und der Plan des unter den bourbonischen Königen begonnenen Baues gingen in das Großartige. Zwei große, viereckige Gebäude sollten jedes einen inneren Hof einschließen; an zwei Seiten von niedrigeren Gebäuden begrenzt, die jene beiden Paläste mit einander verbänden, sollte zwischen beiden ein mittlerer Hof von sehr großem Umfange als Paradeplatz dienen.

Der Palast liegt an der Plaza d'Oriente, die, im Widerspruch mit ihrem Namen, das westliche Ende der Stadt bildet; er ist hier hart auf den Thalrand des Manzanares erbaut, ja mit seiner Rückseite über den Thalrand hinaus in die freie Luft. Daher mußten gewaltige Unterbauten von der Thalsohle heraufgeführt werden, um diesem Theil des Palastes als Unterlage zu dienen. Mit Verwunderung betrachtet man diese Riesenarbeit, die ganz erspart werden konnte, wenn man den Palast ein wenig weiter in die Stadt hinein auf dem von der Natur geschaffenen Boden errichtet hätte. Da man sich die Anlage in solcher Weise erschwert hatte, kann es nicht befremden, daß von dem Ganzen nur das eine, das nördliche Viereck nebst einem Theil der Gebäude, die den Paradeplatz einschließen, fertig geworden ist.

Die Plaza d'Oriente, der Platz vor dem vollendeten Theil des königlichen Schlosses, ist offenbar erst künstlich geebnet worden, die steilen Abhänge, die an der Südseite stehen geblieben sind, lassen darüber keinen Zweifel. Doch kann die Mühe nicht groß gewesen sein, denn die Thalränder des Manzanares bestehen aus einem porösen, sehr morschen Sandstein, der leicht zu brechen und in Staub zu zerschlagen, daher als Baumaterial gänzlich werthlos ist. Gartenanlagen, von eisernen Gittern umgeben, zieren den Platz. Rund um den Garten von ovaler Form, der die Mitte einnimmt, sind die ursprünglich

für die Attika des Palastes bestimmten kolossalen Statuen sämmtlicher Könige Spaniens aufgestellt, die so massiv gerathen waren, daß man fürchtete, die Mauern des Palastes würden die Last nicht tragen können. So sieht man denn nun diese rohgearbeiteten, mißgeschaffenen Marmorgebilde, die, hoch oben auf dem Dach, das Auge weniger verletzt hätten, aus nächster Nähe.

Von der Rückseite des Schlosses führen Treppen an den Mauern des Unterbaues entlang in das Thal des Manzanares, zunächst in einen sehr regelmäßig angelegten Garten, den Jardin del Campo del Moro genannt, der bei seiner jetzigen Vernachlässigung einen traurigen Anblick gewährt. Dazu ist in neuester Zeit noch die Eisenbahn von einem Bahnhof zum anderen in einem eigens ausgeschachteten Hohlweg quer hindurchgeführt worden. Ueber den Garten hinaus gelangt der Wanderer an die Ufer des in den Schäfergedichten des siebzehnten Jahrhunderts so hoch gefeierten Manzanares. Möglich, daß der Fluß wasserreicher gewesen, als es noch Wälder in Kastilien gab. Jetzt wird er in der Mitte seines breiten Bettes durch Bretter und kleine Dämme in einem künstlichen Rinnsal von höchstens drei Fuß Breite zusammengehalten. Sämmtliche Wäsche der Hauptstadt wird in seinen Fluten gespült. Auf einer Länge von etwa einer Viertelmeile ist der Fluß von kleinen Waschbänken eingefaßt, und stromaufwärts wie stromabwärts ist das trocken gelegte Flußbett weiß wie ein Zeltlager von der an unabsehbaren Leinen im Winde flatternden Wäsche.

So wird denn auch hier vorzugsweise anschaulich, daß der Sitz der Regierung Spaniens eine Willkürschöpfung monarchischen Gebots ist. Es fehlen Madrid alle Bedingungen, unter deren Einfluß große Städte naturgemäß zu entstehen pflegen. Nicht allein, daß die Gegend umher in hohem Grade unfruchtbar ist; es fehlt auch der schiffbare Fluß, ohne den man sich

das Dasein einer mächtigen Hauptstadt kaum zu denken weiß: ein Mangel, den die Unfruchtbarkeit der Umgegend doppelt fühlbar gemacht haben muß.

Bietet Madrid im Ganzen und Großen den Anblick einer modernen Stadt ohne unterscheidende Eigenthümlichkeit, so machen hiervon doch zwei Stadttheile eine Ausnahme. Der eine umfaßt ungefähr das südliche, von der Calle de Toledo durchschnittene Drittheil der Stadt. Hier hausen nur die unteren Stände und es zeigt sich ausschließlich spanische Landesart. Die ärmlichen, dunklen Kaufläden, die unregelmäßigen, wüst aussehenden Geflügel- und Gemüsemärkte sorgen sichtlich nur für den Bedarf des unbemittelten Haushalts. Kein Wagen rollt durch die engen, unebenen Gäßchen; nur bepackte Eselchen werden von Landleuten in der Nationaltracht durch dies Labyrinth getrieben. Die Eigenthümlichkeit, die einen zweiten Stadttheil auszeichnet, ist allerdings nur eine zeitweilige und wird mit der Zeit verschwinden. Fast alle Hauptstädte Europas dehnen sich nach Westen aus, weil die wachsende Bevölkerung sich in der Nähe der Parks anzusiedeln liebt. Auch Madrid wächst nach Westen, aber unter ganz anderen und in der That sehr ungünstigen Bedingungen. Der Prado, die Gärten von Buen Retiro, liegen im Osten der Stadt und hier wird verhältnißmäßig wenig gebaut. Rasch entsteht dagegen im Nordwesten des königlichen Palastes ein neuer eleganter Stadttheil, der sich in öder, an Vegetation sehr armer Gegend über die Höhen der Montaña del Principe Pio ausdehnt. Was hier als eigenthümlich befremdet, ist dadurch bedingt, daß auch hier der Boden hat künstlich geebnet werden müssen, und daß dies immer nur in so weit geschehen ist, als ein neuer Bau es

nöthig machte. So hat sich ergeben, daß mehrfach scharf ab-gekanntete Sandstein-Felsenwände die Ecken der regelmäßigen Straßen bilden und in den Höfen in allen Stockwerken be-wohnter neuer Häuser mächtige Felsenkegel stehen geblieben sind. So wenig das Leben in Madrid sich mit dem vergleichen läßt, das sich in den Straßen von Paris, oder vollends in London regt, fällt es doch als ein bewegtes auf, wenn man aus diesem, nur von wohlhabenden Leuten bewohnten ruhigen Stadt-theil auf die Puerta del Sol zurückkehrt.

Ist die Puerta del Sol der Brennpunkt des Volkslebens, so bildet der Prado gleichsam eine Ergänzung zu ihr; denn auf ihm vereinigen sich die vornehme Welt und die unteren Stände.

Dieser Prado, dem der Wiener Prater seinen Namen verdankt — Wiese, auf der man vergebens einen Grashalm suchen würde, ist eine mehrfache Allee mit Fahr- und Reit-wegen in der Mitte, unter welcher sich an Sommerabenden die bunteste Menge versammelt. Elegante Equipagen und zahl-reiche Reiter bewegen sich auf der Fahrstraße, aber auch unter den Fußgängern erkennt man Damen der höchsten Aristokratie mit ihrem zahlreichen Gefolge von jungen Cavalieren, nament-lich in dem Theil des Spaziergangs, welcher Salon del Prado genannt wird und der zwischen den Mündungen der Calle de Alcalá und der Corredera de San Geronimo liegt. Zwei mächtige Röhrbrunnen, nach ihren großen Marmorgruppen Fuente de Neptuno und Fuente de Cibele genannt, verbreiten von beiden Enden des Salons her eine angenehme Frische. Zahlreiche Stühle werden vermiethet und manche Dame, die der Grandezza angehört, richtet hier so gut wie die hübsche

Bürgerfrau ihre „Tertulia" ein und sammelt um ihren Stuhl einen Kreis, in dem man ihr huldigt.

Knaben bieten kühles Wasser in irdenen Krügen und Gläsern feil und den an raschem Feuer getrockneten Zuckerschaum, der sich im Wasser augenblicklich auflöst und mit dem man das allgemein beliebte Zuckerwasser bereitet.

Hinter den Stühlen, nahe der Fuente de Neptuno, treibt eine eigene Welt ihr Wesen; hier halten kleine, mit einem Esel bespannte Wagen, in denen Plätze für Kinder zu einer Fahrt nach der Fuente de Cybele vermiethet werden. Einige der Wagen haben die Gestalt eines Schiffs auf vier Rädern mit Masten und Raaen; andere, als bedeckter Phaeton eingerichtet, tragen oben einen Kranz von Puppen, die zu tanzen beginnen, sobald sich das Fuhrwerk in Bewegung setzt. Eine Kinderfrau nach der anderen setzt ihre Pfleglinge in die Wagen, die kleinsten werden angebunden, damit sie nicht herausfallen. Sind alle Plätze besetzt, beginnt die Fahrt; kühnere Knaben besteigen die gesattelten Esel der Gespanne und reiten, und die Kinderfrauen wandeln in hellen Haufen hinterher. Dazwischen tanzen kleine Mädchen in langer Reihe oder im Kreise zu ihrem eigenen Gesang und diese ganze Kinderwelt kümmert sich nicht im mindesten um den eleganten Corso dicht nebenan.

Während im Sommer der Salon del Prado der bevorzugte Spaziergang der vornehmen Welt ist, wird im Winter der nördlichste und zugleich neueste Theil des Ganzen aufgesucht, der sogenannte Passeo de la Fuente Castillana, der über die Grenzen der Stadt hinaus ins Freie läuft. Mit dem Ort wechselt auch der Jahreszeit gemäß die Stunde. An sonnigen Nachmittagen im Winter wird die Fuente Castillana besucht und vor Anbruch des Abends eilt Alles zur Stadt zurück. Man sieht dort meist nur elegante Wagen und Reiter und wenig Fußgänger aus den unteren Ständen.

Auch sonst hat der Prado seine Etikette. Hat Jemand einen Trauerfall in seiner Familie zu beklagen, so darf er nur in dem Theil des Prado lustwandeln, der je nach der Jahreszeit eben nicht elegant ist. Die strengste Mißbilligung würde eine Uebertretung dieser Sitte in den höheren Kreisen zur Folge haben und Niemand scheint an einen solchen Frevel zu denken.

Von der Menge, die gedankenlos, mit frivolen Tagesinteressen beschäftigt, um die Fuente Castillana wandelt, scheint sich Niemand der unheimlichen Vergangenheit dieser Gegend zu erinnern. Ostwärts auf dem sanft ansteigenden Gelände bemerkt man den Anfang einer neuen Vorstadt, deren Bau nur langsam fortschreitet. Jedesmal, wenn dort die Fundamente zu einem Neubau ausgeschachtet werden, kommen calcinirte versengte menschliche Gebeine zum Vorschein. Es ist das Feld, auf dem vor Zeiten die Unglücklichen verbrannt wurden, die eine unerbittliche Kirche als Ketzer bezeichnete. Noch in den letzten Zeiten des siebzehnten Jahrhunderts, unter der elenden Regierung des letzten Habsburgers, haben dort einhundertundachtundsechszig Unglückliche an einem einzigen Tage den qualvollen Feuertod erlitten, darunter ein paar Mädchen von sechszehn Jahren!

Kaum weniger charakteristisch als das Ereigniß selbst ist die Art, in der es von den Jesuiten, die damals den Hof und die Kirche beherrschten, gefeiert worden ist.

Es giebt in der königlichen Gemäldegallerie ein allerdings sehr schlechtes, aber auch höchst merkwürdiges Bild, das die Gerichtssitzung darstellt, in welcher eben diese Unglücklichen verurtheilt wurden. Wir sehen da, daß die Inquisition, die jede Untersuchung im tiefsten Geheimniß betrieb, in verschlossenen Räumen, in denen alle Marterwerkzeuge zur Hand waren, um Geständnisse zu erzwingen — die letzte, feierliche Sitzung eines

jeden vor ihr geführten Prozesses im Gegentheil öffentlich, unter freiem Himmel, auf der Plaza Mayor halten ließ, ausgestattet mit allem Pomp, den Kirche und Königthum im Verein aufzubieten vermochten. — Geistliche, um einen Altar mit dem Allerheiligsten versammelt, bilden das Gericht, das die Verbrecher „dem weltlichen Arm" überliefert, da die Kirche selbst bekanntlich nie Blut vergießt, nie ein Todesurtheil fällt. — Der König thront daneben, von Dominikanern umgeben; der gesammte Adel Spaniens bildet, auf Sitzen rund umher, die Zuschauermenge. — Die Angeklagten, in der That bereits verurtheilt, schon mit dem San Benito, dem Gewande der Verdammten bekleidet, werden von Mönchen herbeigeführt, um zu vernehmen, daß sie dem „weltlichen Arm" und dem Scheiterhaufen überliefert sind. — Um die nun auch der Form nach Verurtheilten, die abgeführt werden, sehen wir in dem Bilde auch wieder Mönche beschäftigt; sie reden ihnen zu, halten ihnen Cruzifixe vor — suchen sie offenbar zu Reue und Buße zu erwecken —: nicht etwa, daß durch Reue und Buße das verwirkte Leben dieser Frevler gegen Gott und die Kirche zurückgekauft werden könnte; — das nicht! Den Feuertod müssen sie leiden, der beleidigten Kirche muß ihr Recht werden! Gilt es doch durch Todesschrecken, durch die Gewißheit, daß Erbarmen nicht zu hoffen ist, die Geister zu lähmen und Schweigen und Gehorsam zu erzwingen! Aber die immerdar mild gesinnte Kirche hält es für ihre Pflicht, die Seelen selbst dieser Verworfenen womöglich im Jenseits vor ewiger Verdammniß zu bewahren, sie nach unwiderruflich gefälltem Urtheil in diesem Sinne zu retten.

Dieses Bild hatte vor Zeiten seine Stelle in den Gemächern des Königs — ihn an die glorreichen Thaten seiner Vorfahren und an seine Pflicht der Kirche gegenüber zu mahnen.

Wird man bei der Fuente Castillana an die traurigste Vergangenheit erinnert, so zeigt sich ein wenig erfreuliches Bild aus der Gegenwart, wenn man vom Südende des Prado den Weg zur Kirche von Atocha einschlägt. Die Kirche selbst, obgleich Pfarrkirche der königlichen Familie und unmittelbar mit dem Invalidenhause verbunden, ist architektonisch sehr unbedeutend. Der Weg zu ihr führt am Fuß der Anhöhen im Osten des Prado hin, deren Abhang hier bei der Durchlegung der Straße zu einer fast senkrechten Wand geworden ist. An ihrem Fuß gewahrt man kleine regelmäßige Oeffnungen, Thüren, welche den Eingang zu Höhlen bilden, die in dem morschen Sandstein leicht auszuweiten waren. In diesen Höhlen wohnen zahlreiche Arbeiterfamilien, kaum zweihundert Schritt von dem eleganten Spaziergang der Hauptstadt! Sie haben diese Art, sich ein Obdach zu bereiten, von den namentlich im Süden Spaniens zahlreichen Zigeunern gelernt, die fast ohne Ausnahme in Erdhütten oder Höhlen hausen. Andere Menschen aber habe ich selbst in Spanien nur an dieser einen Stelle in solcher Weise angesiedelt gesehen.

Wie theatralisch und innerlich unwahr zur Zeit die angeblich begeisterte Theilnahme ganz Spaniens an den kurz vorher geschaffenen politischen Zuständen war, wie wenig die für den Augenblick herrschenden Gewalten darauf rechnen durften, in einer entschlossenen Zustimmung der Bevölkerung eine feste Stütze zu finden, das war im Laufe des Sommers 1869 an vielfachen Zeichen unzweifelhaft zu erkennen. Während ernste Dinge und schwierige Aufgaben ohne Zahl die ganze Thätigkeit der Regierung energisch in Anspruch nehmen mußten, zeigte sie sich vorzugsweise darauf bedacht, durch pomphafte Schau=

gepränge eine erwünschte Begeisterung für die gegenwärtigen Zustände hervorzurufen. Unter anderem war man auf den Gedanken verfallen, ein nationales „Pantheon“ zu gründen, eine Benennung, die sich in einem streng katholischen Lande seltsam genug ausnimmt. Die Kirche eines aufgehobenen Franziskanerklosters war auserſehen als Ruhestätte für die großen Männer Spaniens und zwar für die der Vergangenheit, so gut wie für die der Zukunft. Aus allen Provinzen waren die Särge und Reste großer, oder in etwas willkürlicher Weise für groß erklärter Männer zusammengebracht worden. Vorläufig waren sie in der Kirche von Atocha untergebracht, oder eigentlich abgeladen, um am 21. Juni feierlich in das künftige Pantheon übergeführt zu werden.

Die Wahl der sehr unbedeutenden Kirche von San Francisco unter allen überflüssigen Kirchen Madrids, läßt sich nur durch den Umstand erklären, daß der Festzug dadurch die Gelegenheit hatte, von der Kirche von Atocha aus die Stadt in ihrer ganzen Länge zu durchziehen. Wie wenig es überhaupt den Veranstaltern Ernst war die Helden Spaniens zu ehren, beweist auch der Umstand, daß man nicht einmal die Grabgewölbe vorbereitet hatte, in denen sie ruhen sollten, denn das hätte Zeit und Geld gekostet, und Zeit wollte man sich nicht nehmen und Geld hatte man nicht übrig; es war eben nur auf den Eindruck abgesehen, den der Festzug auf die öffentliche Stimmung machen sollte.

Aus einem Eckzimmer der Fonda de Paris an der Puerta del Sol beherrscht der Blick diesen Platz, die Straße von Alcala und einen großen Theil der Calle Mayor. Ich sah von dort aus die Truppen heranmarschiren und von der Kirche von Atocha an bis San Francisco ein dünnes, weitschichtiges Spalier bilden, theils Linientruppen, theils Nationalgarden oder Voluntarios de la Libertad, eine Bürgerwehr, die nur aus Frei=

willigen besteht. Die Zuschauer auf den Bürgersteigen bildeten eine dicht gedrängte Masse. Alle Fenster wurden geöffnet und gleich den zahlreichen Balkonen mit bunten Teppichen geziert. An allen Fenstern und Balkonen drängten sich Frauen und Mädchen in sorgsam gewähltem Anzug. Von vielen Fenstern wehten Fahnen in den spanischen Farben, gelb und roth, in die sonnenhelle Luft. Es war ein buntes, hübsches Bild.

Die Geduld des Publikums wurde auf eine harte Probe gestellt; aber man erträgt die sich stets wiederholende Unpünktlichkeit hier gleichmüthiger als anderswo. Doch ging ein Ah! der Erlösung durch die Menge, als endlich einige Kanonenschüsse verkündigten, daß der Zug seinen Weg von Atocha aus angetreten habe.

Wieder verging geraume Zeit, bis er in der Calle de Alcala sichtbar wurde und sich langsam an uns vorüber bewegte, um dann in der Calle Mayor zu verschwinden.

Es war einer der wunderlichsten Aufzüge die ich je gesehen habe, mit so armseligem Tand und Flitterputz, wie kaum auf einem Theater untergeordneten Ranges. Der Zug wurde durch eine kleine Zahl der stattlichen Guardia Civil zu Pferde eröffnet, d. h. der Gendarmen, ein Corps, dessen Haltung militärischer ist als die der Truppen selbst. Der Guardia folgten in langen Doppelreihen die Waisenknaben der Stadt und die Zöglinge verschiedener Seminare und Convikte, dann erschien die Reihe der Särge, ein jeder von einem besonderen Gefolge umgeben, das die Art der Berühmtheit des Gefeierten anschaulich machen sollte. An der Spitze der Reihe rollte der „Carro de España“, wie ihn das Festprogramm nannte. Die Wappenschilde aller Provinzen des Reichs, in Pappe ausgeführt, bildeten eine Art von Wand mit Zinnen, die auf den Achsen des Wagens ruhte, um eine Plattform herum, aus der die Säulen des Herkules emporstiegen; der Löwe Spaniens,

aus vergoldeter Pappe, erhob sich dazwischen, von roth und gelben spanischen Fahnen umweht, und eine begleitende Militärmusik weckte das Echo in allen Straßen.

Zwei Herolde, Maceros, in mittelalterlicher Tracht, wie deren jede höhere Behörde in Spanien hat, im dunkelrothen Heroldsmantel aus Sammet, mit dem Wappen Spaniens in reicher Goldstickerei auf der Brust, dem rothen Sammethut mit weißer Straußenfeder und dem silbernen Streitkolben auf der Schulter, folgten nun. Was sie ankündigten, entsprach dem Prunk ihrer eigenen Erscheinung nicht. Die Triumphwagen, auf denen die Asche der Heroen Spaniens zum Tempel des Ruhms geführt wurde, waren einfach landesübliche, zweirädrige Bauerkarren; nur das oberste Gerüst war abgenommen und anstatt dessen eine Plattform über der Achse und den Rädern befestigt. Dieses sehr ursprüngliche und häufig wackelnde Untergestell, auf dem die Särge ruhten, war nur mangelhaft durch eine Draperie verhüllt, deren mit ungeübter Hand in Leimfarben bemalte Leinwand blauen Sammet, Goldfranzen und Quasten vorstellen sollte.

Vor jedem der auffallend kleinen Särge stand ein wunderliches Gefäß aus versilbertem Gips in Gestalt eines kolossalen Eierbechers, in dem eine große weiße Kugel von Gips lag; — ob diese den Erdball oder die Himmelskugel darstellen sollte, blieb zweifelhaft; ein durchsichtiger blauer Flor, mit Sternchen aus Goldpapier beklebt, war über diese Kugel und die Hälfte des Sarges gebreitet. Da infolge des Rüttelns mehrere Kugeln herausgefallen waren und in Scherben auf dem Pflaster lagen, blieb mir lange unklar, wozu der Eierbecher dienen sollte.

Und welche seltsame Auswahl großer Männer, von denen man den meisten einen Platz in der Ruhmeshalle wohl streitig machen konnte! Zuerst kamen die Heroen neuester Zeit, dann die berühmten Männer früherer Tage in aufsteigender chrono-

logischer Ordnung. Der Sarg des Admiral Gravina eröffnete den Zug. Wie seltsam und verkehrt! Eine Erinnerung an die Schlacht bei Trafalgar und das erniedrigende Bündniß mit Frankreich, an den tiefsten Verfall des alten, untergehenden Spaniens, nicht an den Aufschwung des neuen, an die glorreiche Erhebung von 1808!

Dann folgten die Särge von zwei Architekten, Villanueva und Ventura Rodriguez, die sich um Wasserleitungen und Feuerlöschwesen verdient gemacht haben sollen; darauf die Särge der Minister Aranda und Ensenada, immer von den entsprechenden Behörden oder den Berufsgenossen begleitet.

Nun gingen die Erinnerungen weiter in die Vergangenheit zurück. Der Sarg des Dichters Don Pedro Calderon de la Barca, dessen Berechtigung wir gern gelten lassen, war der nächste in der Reihe. Hinter seinem Wagen wurde die beste Ausgabe seiner Werke einhergetragen, und das Festprogramm bemerkte ganz naiv dazu, daß sie „in der Fremde" gedruckt sei.

Auf Calderon folgte, nicht unwerth solcher Stelle, ein anderer Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, der, trotz seiner hohen Bedeutung, bis auf die neueste Zeit herab in der Heimat wenig beachtet, in der Fremde so gut wie unbekannt geblieben war: Don Francisco de Quevedo y Villegas. Erst in unseren Tagen lernen die besten unter den Spaniern in ihm den zürnenden Patrioten verehren, der den Verfall des Vaterlandes unter Philipp IV. tief empfindet, dessen Ursachen wohl erkennt und sie, ohne der Inquisition zu achten, mit kühner Strenge rügt.

Zwei Kuirassiere als Vorreiter sollten den nächstfolgenden Sarg, der die Reste des Don Alonzo de Erzilla barg, als den eines Ritters kennzeichnen. Die dem Sarge folgenden Akademiker hatten aber schwerlich seine verschollene „Araucana" gelesen.

Auf den Rechtsgelehrten und Geschichtsschreiber Morales folgte der Dichter und ritterliche Held Garcilasso de la Vega, dessen Karren sich ganz besonders unglücklich ausnahm, da Rüstung und Helm, an der Rückseite des Fuhrwerks befestigt, bei dem Stoßen und Rütteln wie der Kopf einer chinesischen Porzellanfigur nach rückwärts wackelte. Es ließ sich nichts Unzienlicheres denken.

Die Lehrer und Schüler der medizinischen Fakultät umgaben den Sarg eines Arztes Namens Laguna, und dann kamen, von Kuirassieren angekündigt, die Gebeine des Gran Capitan, Gonsalvo Fernandez de Cordova. Seine Begleitung war eine würdige; ein Nachkomme des Helden, Fernandez de Cordova, folgte zunächst dem Sarge, dann schlossen sich die Invaliden des spanischen Heeres an, das Kriegsministerium, Generale und Offiziere in großer Anzahl und eine Abordnung aus Granada, dessen Besitz Spanien dem Schwert dieses Feldherrn verdankt.

Wie konnte man den Gran Capitan noch überbieten und den Eindruck steigern wollen? Trotzdem folgte noch ein dreizehnter und letzter Kandidat für das Pantheon, ein unbekannter Dichter Don Juan de Mena, und den Schluß der ganzen Wagenreihe machte der Karren des Ruhms, auf dem die Fahnen aller europäischen Nationen die schwankende Gipsgestalt der Fama umschwebten. Darauf folgten die Commissionen und Subcommissionen, die Cortes, denen ihre beiden Herolde voranschritten, der Ministerrath, der Regent Serrano. Eine Musterkarte der bewaffneten Landmacht Spaniens bildete den Schluß.

Und als der Zug vorüber war, fragte man sich unwillkürlich: sind sie das? Sind das die Knaben alle? Wo waren denn Don Pelayo und der Cid und Cervantes? Freilich! an Don Pelayo's Felsengrab in der Höhle von Cuevadonga hält ganz Asturien Wache, und Wehe dem, der seine Ruhe stören

wollte; die Asche des Cid ließe sich Burgos nicht nehmen — und wo Cervantes ärmlich begraben liegt, weiß Niemand zu sagen. Aber wo waren Don Juan d'Austria, Hernan Cortez, Lope de Vega, Murillo und Velasquez, wo Jovellanos? der als Staatsmann und Schriftsteller bemüht die neue Zeit in Spanien einzuführen, wohl eigentlich an die Spitze des Zugs gestellt werden mußte, anstatt des unglücklichen Gravina. Doch diese wahrhaft bedeutenden Männer gehörten auch in der That nicht hierher. Es hat etwas Verletzendes, den Staub eines Calderon und des Gran Capitan in solche leere Possen verflochten zu sehen. Alles in dieser Welt hat nur an seiner rechten Stelle seine volle Bedeutung; das Grab eines großen Mannes nur da, wo Alles von seinen Thaten, seinem Wirken spricht; das Grab des Gran Capitan nur in Granada, wo man es hätte lassen sollen. Wie viele ergreifende Erinnerungen werden zerrissen, wenn man die großen Männer der Vergangenheit aus ihren geschichtlich gegebenen Ruhestätten entfernt und in eine charakterlose Franziskanerkirche zusammenschaart.

Der Eindruck und die Stimmung des schaulustigen Publikums, das weiter nichts als schaulustig war und gedankenlos auseinanderlief, so wie es nichts mehr zu sehen gab, entsprach der Gehaltlosigkeit des Schauspiels. An solchen mit Absicht und Berechnung mühselig veranstalteten Nationalfesten nimmt das Volk keinen wirklichen Antheil.

Ein Jahr später fand ich die Särge der gefeierten großen Männer unbestattet, in einer durch ein Eisengitter verschlossenen Halle der Kirche. Seitdem sind mehrere Jahre verflossen und es ist dabei geblieben.

Der 22. Juni war der Jahrestag der Hinrichtung von einhundertundfünfunddreißig Unteroffizieren, die Serrano, nach Niederwerfung eines Aufstandes, in der Artilleriekaserne hatte erschießen lassen.

Dem von der Regierung veranstalteten Festzug wollten die Republikaner ihrerseits eine Protestation unmittelbar folgen lassen. Dazu sollte dieser Jahrestag dienen. Die Erschossenen sollten als Märtyrer der Freiheit durch feierliche Aufzüge und Reden vor der Artilleriekaserne verherrlicht werden. Die Artilleristen hatten ihrerseits (vielleicht durch Serrano selbst veranlaßt) ein paar Kanonen vor der Kaserne aufgepflanzt, angeblich ohne Befehl der Offiziere. Man erwartete Unruhen und Straßenkämpfe.

Am Tage vor dem gefürchteten Morgen erklärte der Artillerieoberst, der das Kommando in der Kaserne führte, dem Kriegsminister und Ministerpräsidenten Prim, er könne für nichts stehen. Wolle Prim die Feier an jener Stelle dulden und einen Angriff der Artilleristen auf die Republikaner hindern, so möge er Linieninfanterie vor der Kaserne aufmarschiren lassen, mit dem Befehl, nöthigenfalls auf die Artilleristen zu feuern. Prim wendete sich hierauf seinerseits an den Alcalde mayor von Madrid, Don Nicolas Maria Rivero, einen ehemaligen Republikaner, der durch die letzte Revolution politische Bedeutung gewonnen hatte. Dieser entbot die republikanischen Festordner zu sich und verbot ihnen Fahnen mit republikanischen Inschriften zu entfalten, vor der Kaserne Reden zu halten, oder überhaupt dort zu erscheinen. Die Republikaner beharrten auf ihrem Programm; die Dinge blieben in der Schwebe.

Mit einem deutschen Freunde ging ich am Morgen des 22. Juni auf die Plaza d'Oriente. Rivero hatte die etwas bergabgehende Straße nach der Artilleriekaserne durch die unter seinem Befehl stehenden Voluntarios de la Libertad absperren

lassen. Ein sehr schwaches Kommando, von einem Unteroffizier geführt, hatte das zu bewerkstelligen; in einem Gliede bildete es eine dünne, weitschichtige Tirailleurkette quer über die Straße. Das Schicksal Spaniens schien diesen wenigen Spießbürgern in anspruchslosen grauen Jägerröckchen anvertraut. Wir wechselten einige Worte mit dem Befehl führenden Unteroffizier, einem ältlichen Mann, der freundlich Bescheid gab, und darauf nahmen wir Stellung auf dem linken Flügel der Postenkette, um mit zu erleben, was sich weiter ergeben wollte.

Wenn es den Republikanern Ernst war, so konnten diese Bürgerwehrmänner allenfalls ein paar Schüsse abgeben, — vorausgesetzt, daß ihre Gewehre geladen waren — aber nimmermehr eine starke, wenn auch unbewaffnet heranstürmende Kolonne aufhalten.

Bald kam der Republikanerzug mit kriegerischer Musik heran, es mochten wohl ungefähr fünf- bis sechstausend Menschen sein, vielleicht noch mehr. Die Spitze bildeten anständig schwarz gekleidete Leute aus den gebildeten Ständen, weiterhin folgten dürftige und zweideutige Gestalten. Der Zug kam die Straße San Quintin herauf und wendete sich, als wolle er in die Straße zur Kaserne einlenken. Da standen die wenigen Grauröcke; die Musik verstummte, der Zug stockte und an der Spitze wurden in der freundlichsten Weise einige Worte gewechselt.

Wie wir später erfuhren, hatte der Unteroffizier erklärt: „Man darf nicht durch," und auf die Frage „wenn wir aber dennoch versuchen durchzubrechen?" geantwortet: „dann wird geschossen." Darauf wendete der Republikanerzug sich links und kehrte mit klingendem Spiel, als hätte man große Dinge ausgerichtet, in das Innere der Stadt zurück. Wenn die ganze Scene auch nicht gerade verabredet war, wußten doch beide Parteien sehr gut vorher, was geschehen würde. Die Republikaner mochten froh sein, daß man sie verhinderte vor die

Kaserne zu ziehen, wo es zu wirklichen Händeln kommen konnte. Wie das ganze Treiben überhaupt leerer Schein war, hatten sie nur den Schein wahren wollen, als seien sie gesonnen, ihr Programm auszuführen. Sie zogen, wie jedenfalls schon vorher verabredet war, nach dem Prado zu dem Denkmal, das dem Andenken an den heroischen Aufstand des Volkes am 2. Mai 1808 und an die Opfer dieses Tages gewidmet ist. An diesem ehrwürdigen Denkmal wurden nun die Fahnen mit den überschwenglichsten republikanischen Inschriften entfaltet und ungestört die ungeheuerlichsten Reden gehalten; vor Allem von Don Emilio Castelar, ehemaligem Professor an der Madrider Universität, einem der Hauptredner und der leersten Schwätzer in den Cortes, welcher gelegentlich eine Rede hält, die drei Sitzungen der Reichsstände ausfüllt!

In Mitte dieses modernen Treibens treten Erinnerungen aus längstvergangenen Zeiten in das Leben des Tages, mit dem Anspruch, für lebend und wirklich zu gelten. Die alten spanischen Ritterorden feiern am 14. und 15. April jedes Jahres einen besonders festlichen Gottesdienst. Die Orden von St. Jago, Calatrava und Alcantara waren einheimisch kastilische, zur Bekämpfung der Araber im Lande selbst gestiftet. In Aragon dagegen hatten zwei cosmopolitische Fuß gefaßt: die Ritter vom Hospital St. Johannes zu Jerusalem (Malteser) und die Tempelherren, namentlich letztere reich begütert und mächtig. Diese letzteren verwandelten sich, als das tragische Schicksal über ihren Orden hereinbrach und der Papst sie mit dem Fluch belegte, in den Ritterorden Unserer Lieben Frauen von Montesa unter einem eigenen aragonischen Großmeister, während die Johanniter, die in Spanien eine den einheimischen

Ritterorden gleiche Bedeutung nie erlangt hatten, unter ihrem auswärtigen Oberhaupt blieben. Den Königen von Spanien standen die vier Ordensmeister in großer Unabhängigkeit nnd mit bedeutender Macht ausgerüstet zur Seite oder gegenüber, bis Ferdinand der Katholische mit bewundernswürdiger Klugheit das Großmeisterthum für immer mit der spanischen Krone zu verbinden wußte. Die gesammte Macht und alle Reichthümer der vier Orden lagen nun in des Königs Hand, und der ganze Adel des Landes, der für viele seiner Mitglieder auf die Rittercommenden angewiesen war, wurde damit von der Krone abhängig, wie in Spanien nie zuvor. Als dann Granada erobert war und die ursprüngliche Bestimmung dieser Orden, Kampf gegen die Ungläubigen, keinen Zweck mehr hatte und in sich erlosch, verloren sie durch eine ebenfalls von demselben König Ferdinand bewirkte Veränderung ihrer Verfassung auch ihre politischen Rechte als Corporationen. König Karl I., als deutscher Kaiser der V., vollendete alsdann ihre Umgestaltung in das Nichtige dadurch, daß er im Jahre 1540 den Papst bewog, die Ritter der Pflicht der Ehelosigkeit zu entheben. Der Orden umfaßte seitdem nicht mehr alle Lebensinteressen der Ritter; er war nicht mehr eine Verbrüderung in die das ganze Leben aufging; nur nebensächlich war man nunmehr Ritter von Calatrava oder von Montesa. So waren die Orden und ihre Commenden ganz von königlicher Gnade abhängige Versorgungsanstalten für den Adel geworden. Auch das sind sie nicht mehr, seit unter der Regierung der Königin Isabella ihre Güter, gleich denen der Kirche, zu Gunsten des Staats eingezogen und verkauft worden sind, ohne daß dadurch die Finanzlage des Reichs eine bessere geworden wäre.

Zur Zeit sind diese Orden nur noch Form und ein Mittel, alten Adel zur Schau zu tragen, obwohl auch die Ahnenprobe nicht mehr mit ganzer Strenge gefordert wird.

Die Ritter von Sct. Jago, die dem Dominikaner-Ritus folgen, feiern ihr besonderes Fest in eigener Kirche, die Ordensbrüder von Calatrava, Alcantara und Montesa, die dem Ritus der Benediktiner folgen, vereinigten sich zu gemeinsamer Feier in der Ordenskirche von Calatrava.

Der Schauplatz war nicht gerade günstig für ein Schauspiel, das uns in das Mittelalter zurückversetzen soll, denn die Kirche in der Calle de Alcala war modern. Die Ritter in weißen Talaren, mit einem weißen, seidenen Strick um die Hüften gegürtet, das einfache Ordenskreuz von rothem, für Alcantara von grünem, Tuch an der linken Seite der Brust auf das Gewand geheftet, nahmen das Langschiff der Kirche ein; nur in der Mitte war, zwischen den Stuhlreihen, ein schmaler Gang frei geblieben. Zu jeder Seite des Altars, auf dem ungewöhnlich viele Lichter brannten, stand in gleicher Höhe mit dem Altartisch eine vollständige Rüstung als geharnischte Gestalt.

Unter den hohen Gewölben eines gothischen Doms hätte es wohl ein stattliches Bild sein können, — hier aber erinnerte die nüchterne, moderne Architektur daran, daß wir in einer anderen Zeit leben, die dem geharnischten Ritterthum entwachsen ist.

Am westlichen Ende des Langschiffs war ein mäßiger Raum durch eine niedrige Holzbarriere für die Zuschauer abgetheilt. An den beiden Enden dieses Raumes saßen je hinter einem Tisch zwei der vornehmsten Damen Spaniens, schwarz gekleidet, mit je einer ebenso gekleideten Begleiterin und sammelten Gaben für die Armen in das zwischen brennenden Lichtern vor ihnen stehende Silberbecken. Die eine, nicht mehr ganz jung, einst am Hofe der Königin Isabella sehr gefeiert — und die Dame mancher verwegenen Erzählung, war ganz in ihr Gebetbuch verloren. Die andere, jung, sehr schön und

— wahrscheinlich aus christlicher Demuth — überreich mit Juwelen bedeckt, schien sich wenig um den Erfolg der Sammlung zu kümmern; auch das Gebetbuch ruhte unbenützt in ihrer Hand; dagegen folgte sie mit der naivsten Neugierde dem Gang der Ceremonie.

Als die von moderner Opernmusik begleitete Messe beendet war, erhoben sich die Ritter von ihren Sitzen; es herrschte tiefe Stille in der Kirche. Je ihrer zwei traten am Ende der Gasse, die zwischen den Sitzen gelassen war, neben einander, knieten nieder, erhoben sich, schritten auf den Altar zu, indem sie unterwegs noch zweimal und dann zu kurzem Gebet auf die Stufen des Altars niederknieten. Ein Ritterpaar folgte dem anderen, aber bei der Enge des Raums, dem unvermeidlichen Begegnen der Paare und der Schwierigkeit, einander auszuweichen, wirkte dieses Schauspiel um so weniger feierlich, als die Herren sich in ihren langen, schleppenden Gewändern nicht zu bewegen wußten.

Nach Beendigung dieser Andacht setzten die Ritter ihre Barette auf und ordneten sich, Wachsfackeln in den Händen, zu einer Prozession. Zwischen den Ordenstrachten nahmen sich die im schwarzen Frack und weißer Halsbinde mit den Wachsfackeln herbeieilenden Lohndiener sehr wunderlich aus. Die Prozession ordnete sich so gut es gehen wollte und zog dann in der Kirche herum — überall, wo Platz gemacht werden sollte, angekündigt durch hölzerne Schnarren, welche die voranschreitenden, in rothe Seide gekleideten Chorknaben, anstatt der sonst üblichen Glöckchen, schwangen.

Die Ritter von Calatrava nehmen die erste Stelle ein; Alcantara folgt dem Baldachin mit dem Allerheiligsten, Montesa bildet den Schluß. Die Trachten dieser Orden sind nur durch das Ordenskreuz auf der Brust und das verschieden gestaltete Barett verschieden.

Endlich hatten die Ritter langsam ihren Umgang vollendet und entledigten sich in der Sacristei ihrer unbequemen Mäntel; die Zuschauer zerstreuten sich; vor der Kirche hatte sich nicht einmal ein neugieriger Volkshaufe gesammelt! So wenig Interesse erregt heutzutage in Spanien eine Feier, die an die glorreiche, ritterliche Vergangenheit des Landes erinnert.

Bald — ja fast unmittelbar nach meiner Ankunft in Madrid sollte mir auch anschaulich werden, in welchem eigenthümlichen Verhältniß die Kirche heutzutage der Masse des spanischen Volks gegenüber steht.

Kurz vorher hatte ein Republikaner, der sich zu dem entschiedensten Fortschritt bekennt und dafür galt, mit der vielgenannten „Internationalen" in Verbindung zu stehen, der Abgeordnete Suñer y Capdevilla, in den Cortes eine verwegene Rede gehalten.

Ganz ohne Veranlassung hatte sich dieser Abgeordnete, als eben eine Finanzfrage verhandelt wurde, bewogen gefühlt, seine religiösen Ansichten, namentlich seine Ueberzeugung in Beziehung auf die Jungfrau Maria vor der Versammlung und ganz Spanien laut und entschieden auszusprechen. Er behauptete, es sei ein unverzeihlicher Mißbrauch, die heilige Jungfrau als solche zu bezeichnen und zu verehren, da sie eine Mehrzahl von Kindern gehabt habe, und er berief sich dabei unter Anderem auf die Stellen in den Evangelien, in denen von den Brüdern und Geschwistern des Heilands die Rede ist.

Von allen Seiten sagte man mir in den Kreisen der vornehmen Welt, diese Rede habe in ganz Spanien den tiefsten, gewaltigsten Eindruck gemacht; sie habe dieses durch und durch katholische Volk auf das tiefste beleidigt, im ganzen Lande eine

leidenschaftliche Entrüstung hervorgerufen, die leicht die gegenwärtige Regierung stürzen könne, und ohne Zweifel den Karlisten zum Vortheil gereichen werde.

Das klang und schien alles sehr wahrscheinlich; um so mehr, da das spanische Christenthum, wie es sich im Mittelalter gestaltet hat, in der That gar keinen anderen Inhalt hat als den Cultus der Jungfrau.

Als ich mich dann aber selbst im Lande umsah, mußte ich bald gewahr werden, daß Suñer's verwegene Worte nirgends, weder in der Hauptstadt, noch in den Provinzen, einen irgend auch nur nennenswerthen Eindruck gemacht hatten. Und den schwachen Eindruck, den sie allenfalls hätten machen können, hatte die Geistlichkeit selbst, in allzu eifriger Geschäftigkeit, sofort wieder verwischt. Sie hatte sich nämlich dieses Ereignisses bemächtigen und es in ihrem eigenen und der gestürzten Parteien Interesse ausbeuten wollen; sie hatte sich daher nicht nur entrüstet, sondern auch auf das äußerste erschreckt gezeigt, als fürchte sie den Zorn der beleidigten Jungfrau Maria für das arme, beklagenswerthe Spanien. Geräuschvoll beeilte sich die Gesammtheit der spanischen Kirche, eine „funcion de desagravios“, einen Sühngottesdienst in allen Pfarrkirchen des Landes anzuordnen. Der ist denn auch überall mit größter Feierlichkeit begangen worden — und damit ist Suñer's Rede und ihr Inhalt der vollständigsten Vergessenheit verfallen! — Hatte doch die Kirche selbst das Volk dazu erzogen, an die Macht ihrer Ceremonien, ihrer Vermittelung zwischen dem Menschen und dem Himmel, ihres Gebets, „das durch die Wolken dringt“, unbedingt zu glauben! — Nach der Ansicht der gläubigen Spanier war also nun die heilige Jungfrau versöhnt, Alles wieder in das Gleiche gebracht, jedem möglichen Unheil vorgebeugt, und niemand hatte weiter eine Veranlassung, sich um den Inhalt jener Rede zu grämen, oder dem Redner zu zürnen!

Nur in den Kreisen der Karlisten und Isabellinos möchte man gern glauben, daß es sich anders verhalte — weil man es wünscht.

Im Allgemeinen hat die Geistlichkeit gegenwärtig in Spanien zum Verwundern wenig Einfluß auf Stimmung und Gesinnung des Volks, wenigstens insofern sie sich auf das öffentliche Wesen und dessen Entwickelung beziehen.

Welche Macht der Klerus vor Zeiten in Spanien geübt, wie er die Geister und den Staat beherrscht hat, das ist bekannt — und obgleich schon König Karl III. bemüht gewesen ist, den Bann zu brechen, sind die Folgen auch heute noch nur allzu sichtbar. Täglich und überall zeigt sich, in wie tiefgehender Weise die Kirche dieses Volk demoralisirt hat, indem sie es zu einer frevelhaft irrigen Ansicht von dem sittlichen Werth oder Unwerth menschlicher Handlungen zu erziehen bemüht war; indem sie durch ihr Verhalten allen vorkommenden Fällen des Lebens gegenüber lehrte, daß für den, der sich der Kirche unbedingt ergeben erweist, jede wirkliche Sünde, jedes Verbrechen durch Beichte, mechanische Buße und Absolution leicht zu sühnen sei — unsühnbar nur das eine Vergehen: Auflehnung gegen die Herrschaft der Kirche, Zweifel an ihren Lehren — selbständige Forschung!

Die Folgen sind geblieben — die Macht selbst ist gebrochen; — nicht zum wenigsten durch die Aufhebung der Klöster. Auch in Spanien zeigt sich somit, was die Geschichte aller christlichen Länder lehrt: daß die Macht des römischen Stuhls ihre eigentlichen Stützen in der Ordensgeistlichkeit findet, nicht in dem Weltpriesterthum. Fest begründet war die Macht der Kirche in Spanien, so lange zahlreiche und unermeßlich reiche Klöster das Land bedeckten; als unter den Landleuten fast jede Familie wenigstens Einen Angehörigen im Kloster zählte, der Klosterbruder in gewissem Sinne das Haupt, unbedingt der Stolz der Familie des Landmanns war und die

Autorität, an die sich das ganze Geschlecht in jeder ernsten Frage wendete; als die Suppen, die täglich an den Klosterpforten vertheilt wurden, einen unabsehbaren Anhang von freiwilligen Müßiggängern ernährten — überhaupt die großartigen Geldmittel der Klöster überall verwendet werden konnten, die irdischen Zwecke der Kirche zu fördern. Die Klöster waren es allein, die den Karlistenkrieg sieben Jahre lang in Gang erhalten konnten.

Sie fehlen jetzt den Karlisten, wie der Kirche — und diese letztere verringert fort und fort den Einfluß, der ihr geblieben ist, dadurch, daß sie ihn überschätzt, sich mehr zutraut und mehr unternimmt als sie vermag, und nur allzu sichtbar bemüht ist, selbst die Religion für ihre politischen Zwecke zu verwerthen und eine Revolution hervorzurufen, die ihr wieder zu unbedingter Herrschaft verhelfen soll. Die Masse des Volks, ermüdet und entmuthigt, erwartet nichts mehr von neuen Umwälzungen und verlangt lediglich nach Ruhe. Sie beobachtet die Kirche und deren Diener mit einem seltsamen Gemisch von kirchlicher Gläubigkeit — erwachenden Zweifeln — und einem auf das höchste gesteigerten Mißtrauen.

Andererseits arbeiteten Republikaner einer gewissen Art unabläßig daran, alle und jede Religion zu untergraben und das Volk für den Nihilismus, für den formlosen Zukunftsstaat ohne Religion und ohne Regierung zu gewinnen.

Auch das ging an der Menge spurlos vorüber; es erregte kaum vorübergehend das Interesse einer apathischen Neugier. Wie seltsam aber die Bemühungen der klerikalen Karlisten sich mit denen der Radikalen kreuzten, darüber konnte ein Morgenspaziergang über die Puerta del Sol und durch die angrenzenden Straßen belehren.

Da waren in den Schaufenstern verschiedener Kaufladen neben schlechten Abbildungen verschiedener wunderthätiger Ma-

donnen-Bilder — Nuestra Señora de los dolores; N. S. de las Mercedes; N. S. del Pilar u. s. w.; — neben den Photographien der berühmtesten jetzt lebenden Stierkämpfer: Cuchares, El Tato, Frascuela u. s. w. — vielfach auch Photographien des Kronprätendenten, wie die Unterschrift lautete, des Infanten „D. Carlos de Borbon y Este", ausgestellt. Der junge Prinz war da in den sinnreichsten Combinationen, in den verschiedensten Trachten dargestellt; namentlich als Zeichen der Dinge, die sich angeblich zunächst ereignen sollten, als Guerillero, in den Mantel gehüllt, die Basken-Boina auf dem Haupt. — Unter Anderem zeigte ein großer Kupferstich eine herzerhebende Scene: den Infanten und seine Gemahlin knieend an dem Sterbebette eines in der Verbannung gestorbenen greisen Karlistenführers. Darunter war eine bis zur Schwärmerei loyale und ritterliche Rede zu lesen, die der sterbende Held im letzten Augenblick an das junge Paar, die Hoffnung Spaniens, gerichtet haben sollte. Daneben waren aber auch die Bildnisse der Helden der letzten Revolution zu schauen, und Carricaturen, in denen die gestürzte Regierung und die vertriebenen Prinzen mit wenig Witz und viel Behagen in frechster Weise verspottet wurden.

In der Menge, die bald mehr, bald weniger zahlreich die Puerta del Sol belebt, bewegten sich dann auch jeden Tag ärmlich gekleidete Männer und Knaben herum und riefen laut die oft seltsamen Titel der Flugblätter aus, die sie feilboten. So hörte ich da einst gegen Abend rufen: „Carta del diablo al Santo Padre!" Ich kaufte das Blatt; der Inhalt entsprach dem Titel. Der Satan redete darin den Papst als seinen „Muy estimado hermano y camarada" (sehr geehrten Bruder und Kameraden) an, ermahnte zur Vorsicht und berichtete: der nicht lange vorher verstorbene, allen liberalen Parteien in Spanien verhaßte General Narvaez sei soeben in der Hölle eingetroffen;

da er hier inne geworden, daß selbst die vollständigste, von den höchsten Autoritäten der Kirche ertheilte Absolution weder im Himmel, noch in der Hölle etwas gilt; daß sie an beiden Orten zu gar nichts hilft, habe er sich über Papst und Klerisei und den Trug, den sie üben, in Worten, die nicht wiederzugeben seien, sehr ungnädig vernehmen lassen.

Solche Flugblätter werden gleichgültig gelesen — die gleichgültige Menge lächelt kaum darüber, und weiter ergiebt sich auch daraus nichts.

So gleitet denn Alles an der Masse des spanischen Volks vorüber ohne irgend eine wirkliche Theilnahme hervorzurufen: Erinnerungen an die Vergangenheit, wie das, was die Gegenwart verherrlichen und Aussichten in die Zukunft eröffnen soll; die Bemühungen der Kirche, ihren Einfluß geltend zu machen, wie die frechen Angriffe, die gegen Kirche und Religion gerichtet werden. Diese apathische Gleichgültigkeit ließ sich nur zu gut erklären. Wie schon gesagt, das Volk war ermüdet und entmuthigt durch so viele unfruchtbare Umwälzungen und blickte ohne Hoffnung in die Zukunft wie in das Leere.

Aber, mußte man sich zuletzt verwundert fragen, giebt es denn gar nichts, was Geist und Sinn dieses Volks mit Macht in Anspruch nehmen, die Masse in leidenschaftliche Bewegung bringen könnte?

Doch! es giebt so etwas — und das sind die Stiergefechte!

Am ersten Sonntag im Mai beginnt die „Saison" dieser Schauspiele, und da strömt neues Leben durch alle Straßen der Stadt. Früh am Nachmittag wandert das Volk in Schaaren die Calle de Alcalá hinab zur Plaza de Toros und zahlreich nehmen elegante Equipagen denselben Weg. Massen umlagern

den Kiosk, wo die Billets verkauft werden, und von der Puerta del Sol fährt jede Minute ein mit vier phantastisch mit Federbüschen und Schellen aufgeputzten Maulthieren bespannter Omnibus in rasender Eile nach dem Amphitheater vor dem Thore hinaus. Um diesen Bau herum, der von allen Seiten zugänglich im freien Felde liegt, bewegt sich auch eine unabsehbare Menschenmenge. Tausende strömen herbei, die selbst den wohlfeilsten Platz mit vier Realen nicht bezahlen können. Sie wollen die Ankommenden sehen und die Pferde, die zum Kampf herbeigeführt werden. Zwischenhändler, die Billets feilbieten, und Orangenhändler mit ihren Körben drängen sich in der Menge herum, und eine sehr große Anzahl halberwachsener Burschen lauert auf die Gelegenheit, gegen das Ende des Schauspiels in das Amphitheater einzudringen.

Die Plaza de Toros zu Madrid ist zwar nur leicht in Ziegelmauern und Holz gebaut, aber sehr zweckmäßig angelegt. An das runde Hauptgebäude schließen sich Anbauten für die Zurüstungen, Ställe und ein ummauerter Weideplatz für die Stiere. Hier weiden die schönen Thiere bis etwa fünf Stunden vor dem Beginn des Kampfes; dann wird ein jedes von ihnen gesondert in eine dunkle Zelle getrieben, und die Gefangenschaft hier erregt den frei in den Bergen aufgewachsenen Stier zu äußerster Wuth.

Die Mitte des Rundbaues nimmt der kreisrunde Kampfplatz ein, umgeben von einem mannshohen Plankenzaun, an dessen innerer Seite eine etwa fünfzehn Zoll hohe Stufe herumläuft, die es dem fliehenden Torrero möglich macht, sich leicht über den Zaun zu schwingen. Um diesen zieht sich an der Außenseite ein schmaler Gang, der etwas höher liegt als die Arena, und um diesen Gang her steigen die Sitze höher und höher bis zu den Logen. Doch liegt der Sicherheit wegen selbst die unterste Sitzreihe sechs oder sieben Fuß höher als der

Kampfplatz. Die Logen sind unter Dach; die unteren Sitze und der Kampfplatz unter freiem Himmel.

Trotz der Schmucklosigkeit des Gebäudes gewährt die amphitheatralisch geordnete Menge von so vielen Tausenden einen schönen Anblick. An der Westseite liegt, mit Draperien geschmückt, die königliche Loge; daneben eine andere, dem hohen Würdenträger bestimmt, der den arabischen Titel „Alguazil“ führt und darüber zu wachen hat, daß alle Gesetze des Spiels beobachtet werden. Die Art, wie der Stier bekämpft und erlegt werden darf, ist, wie ein ritterlicher Zweikampf, durch die genauesten Bestimmungen geregelt. Verstöße dagegen werden mit strengen Strafen belegt. Die allgemeine Regel ist, daß nur in dem Augenblick, wenn der Stier mit gesenkten Hörnern zum Angriff heranspringt, die Waffen gegen ihn gebraucht werden dürfen.

Während die Zuschauermenge sich versammelt, spielt ein zahlreiches Orchester, und auf dem Kampfplatz wandeln „afficionados“ umher; leidenschaftliche und bevorzugte Liebhaber des Stiergefechts und daneben Orangenhändler, die mit merkwürdiger Geschicklichkeit den Leuten, die von hohen Sitzen herab Orangen verlangen, die Früchte sicher zuzuwerfen und ihrerseits das Geld dafür aufzufangen wissen.

Inzwischen ist der erste Stier aus seinem Gefängniß in eine enge Zelle unter dem Orchester getrieben worden, und eine unsichtbare Hand heftet ihm, durch eine Oeffnung in der Decke, eine buntseidene Schleife vermöge eines kleinen Widerhakens über dem Genick an den Hals. Jede der halbwilden Heerden hat ihre bestimmten Farben, und da den Eigenthümern an dem Ruf ihrer Züchtung natürlich sehr gelegen ist, machen sie ihre Stiere durch diese Farben kenntlich.

Auf ein Zeichen des Alguazils verkündet ein Trompetenstoß, daß der Kampfplatz geräumt werden soll, und auf einen

zweiten Trompetenstoß fällt die Musik ein, der königlichen Loge gegenüber öffnet sich eine Pforte in dem Plankenzaun und die Torreros ziehen in die Schranken. Voran reiten auf schönen Pferden zwei Unterbeamte der leitenden Behörde, in Federhut und schwarzem Mantel. Darauf folgen neben einander drei Espadas, bunt und reich in andalusische Tracht gekleidet. Ihnen folgen ihre Cuadrillas, in vier Reihen geordnet, eine Schaar von zwölf gewandten jungen Männern, den Espadas gleich gekleidet. Unmittelbar hinter ihnen schließen sich drei Picadores, Lanzenreiter zu Pferde, an, in der reich besetzten andalusischen Aermelweste mit einem breitkrempigen, weißen Filzhut. Sie sind bis an die Hüften herauf geharnischt mit Metallschienen, die ein stark watirtes, gelbledernes Beinkleid bedeckt. Den Schluß des Zuges bilden zwei Gespanne von je drei stattlichen Maulthieren, die mit bunten Decken, Federbüschen und Quasten phantastisch geschmückt sind; sie haben die getödteten Thiere aus den Schranken zu schleifen.

Der bunte und malerische Zug schreitet unter den Klängen der Musik quer durch die Arena, verbeugt sich vor dem König, falls er anwesend ist, wie vor dem Alguazil und erhält von diesem die Erlaubniß, das Spiel zu beginnen. Die Maulthiere werden fortgeführt; die zunächst unbeschäftigten Torreros gruppiren sich unter der königlichen Loge, zwei Lanzenreiter nehmen Stellung an den Schranken, links vom Stierzwinger, die Musik schweigt, es tritt athemlose Spannung ein! — Der König, oder in dessen Abwesenheit der Alguazil wirft den mit einer Schleife in den spanischen Farben — gelb und roth — gezierten Schlüssel des Zwingers in den Kampfplatz hinab, einer der Reiter im Federhut überbringt ihn im Galopp dem Schließer und verläßt dann in raschem Ritt die Schranken. Vorsichtig, so daß er durch den Thorflügel gedeckt bleibt, bis er ihn hinter dem Stier zuschlagen und selbst über

die Planken hinausspringen kann, öffnet der Schließer den Zwinger.

Der Stier stürzt hinaus bis mitten auf den Platz; ein herrliches Thier, von einer Macht der Glieder und besonders von einer Gelenkigkeit, die für uns, die wir nur im Stall erzogene Rinder gesehen haben, etwas sehr überraschendes hat. Nach der Gefangenschaft in der dunklen Zelle von dem Tageslicht geblendet, steht er einen Augenblick regungslos wie gebannt; plötzlich wird er die Lanzenreiter gewahr und stürzt sich auf den ihm zunächst haltenden, der ihm dann entgegenreiten muß. Mächtig schlägt der Stier dem Roß, während er selbst einen Lanzenstich in die Schulter erhält, seine gewaltigen Hörner unter den Bug oder in die Weichen; oft hebt er Roß und Reiter empor, daß sie sich rücklings überschlagen. Ist der Picador in den Sand gestürzt, in Gefahr, dann haben die Banderilleros — die flinken Gesellen, welche die Cuadrillas bilden — die Aufgabe, den Stier geschickt abzulenken, indem sie ihm ihre bunten Mäntel vorhalten. Mit Gewandtheit und Eleganz weiß der Banderillero ihn weiter und weiter von dem gestürzten Reiter hinwegzuführen — flieht endlich in rasendem Lauf vom Stier verfolgt, und verschwindet durch einen elastischen Sprung über die Schranken, wobei er freilich oft seinen Mantel preisgeben muß.

Dem schwerbewaffneten Reiter ist inzwischen durch untergeordnete Diener, deren Alltagskleider störend in die bunte Pracht des Schauspiels treten, wieder aufgeholfen worden; er zeigt durch eine leichte, elegante Verbeugung gegen das Publikum, daß er weder beschädigt, noch außer Fassung sei, und schwingt sich von neuem in den Sattel. Das blutende, verwundete Pferd wird von neuem gegen den Stier gespornt, und es ergiebt sich dabei mancher grausige Anblick; bricht das Pferd todt zusammen, so besteigt der Picador ein anderes.

Auch wenn der Stier die Lanzenreiter nicht gewahr wird, oder sich nicht um sie kümmert, haben die Banderilleros einzugreifen. Sie necken ihn mit ihren bunten Mänteln, leiten ihn so in die Nähe der Picadores und verschwinden dann über die Planken.

Das Interesse des Publikums steigt in dem Maße als der Stier sich tapfer und mächtig erweist; Alles nimmt in dieser Phase des Kampfs für das gewaltige Thier Partei und jubelt ihm zu, wenn er Roß und Reiter siegreich niederrennt; nur wenn der Anblick eines Pferdes mit aufgerissenem Leib allzu peinlich wird, halten die Damen die Fächer vor die Augen, und geräth einer der Torreros in Gefahr, dann zeigen sie sich sehr besorgt, aber mit welcher Spannung sie auch dem Kampf folgen mögen, nie fällt eine kritische Bemerkung von ihren Lippen; sie überlassen sich ganz den wechselnden Eindrücken, während die Herren, namentlich die älteren, sich gern durch sachverständige Bemerkungen als Kenner bewähren.

Schon hat der mit Schaum bedeckte und an der Schulter blutende Stier mehrere Pferde todt in den Sand gestreckt; auf ein Zeichen des Alguazils, einen Trompetenstoß, ziehen sich die Picadores zurück, und die Banderilleros treten als Hauptpersonen auf. Ihre Aufgabe ist, den Stier zu ermüden, indem sie ihn reizen, sich fliehend von ihm verfolgen lassen und sich ihm durch einen Sprung über die Planken entziehen, während ein anderer Banderillero die Aufmerksamkeit des Thiers auf sich lenkt. Nicht selten geschieht es, daß der mächtige Stier dem Fliehenden mit gewaltigem Satz über die Planken folgt, in den schmalen Gang — doch sind in dem Plankenzaun Thore angebracht, durch deren geöffnete Flügel das Thier dann wieder in die Arena zurückgeleitet wird.

Drei der Banderilleros haben jedesmal die Aufgabe, dem Stier ein Paar Fähnchen mit Widerhalen in den Nacken zu

heften; aber auch das darf nur geschehen, wenn der Stier angreift. Der Banderillero, der an der Reihe ist, stellt sich, die Fähnchen in den erhobenen Händen, dem Stier in den Weg, und in dem Augenblick, wo das Thier mit gesenkten Hörnern auf ihn losstürzt, weicht er dem Stoß geschickt aus, so daß die Hörner unter seinem rechten Arm durchgehen, und pflanzt über die Hörner hinweg seine Fähnchen in den Nacken des Stiers. Wenige elastische Sätze bringen ihn dann aus dessen Bereich; immer ein gewagtes Spiel, das ebenso viel Muth und Besonnenheit als Gewandtheit erfordert.

Um sich ein richtiges Bild des Schauspiels zu machen, darf man sich die Gruppe nicht allein denken. Es ist ein höchst bewegtes Bild: die Banderilleros in ihren phantastischen Gewändern, in beständigem Wechsel den Stier umschwebend, stets bereit, zur Rettung eines gefährdeten Genossen einzugreifen, die schaulustige Menge in enthusiastischer Erregung, leidenschaftlich Beifall rufend oder laut tadelnd. Zunächst wird für den Stier Partei genommen; dann bezaubert der Muth und die Gewandtheit der Banderilleros und eine ängstliche Spannung durchzuckt die Menge, wenn einer von ihnen in Gefahr ist.

Der Espada hat inzwischen alle Wendungen des Kampfes mit Kennerblicken beobachtet. Erst wenn das Thier bis zu einem gewissen Grade ermüdet ist, den er genau zu beurtheilen weiß, tritt er, den Degen und die Muleta in der Hand, vor die Loge des Alguazils und bittet in einer althergebrachten Rede um Erlaubniß, den Stier auf Tod und Leben zu bekämpfen. Dann wirft er sein Barett rückwärts über die Schranken. Der erste Espada, den ich auftreten sah, war El Tato, ein bemerkenswerth schöner Mann, sicher und elegant, wie in seinem Anzuge aus schwarzem Sammet, so auch in seinen Bewegungen. Zuvörderst neckt er den Stier durch eine

Reihe Passos de Muleta, d. h. er hält das rothe Tuch dem Stier vor die Augen; stürzt dieser darauf zu, zieht er es ihm über die Hörner hinweg, indem er kaum einige Zoll weit ausweicht, um in veränderter Stellung das gleiche Spiel zu wiederholen. Banderilleros weilen in der Nähe, bereit, sich dazwischen zu werfen, wenn der Espada in Gefahr kömmt, oder um den Stier, wenn er etwa sich abwenden sollte, auf ihn zurückzulenken. Endlich kömmt der entscheidende Moment. Der Stier hält vor Espada inne, Anlauf zu neuem Angriff zu nehmen; Espada muß mit der Degenspitze eine bestimmte Stelle rechts neben dem Rückgrat treffen und zwar in dem Augenblick, in dem er selbst angegriffen wird. Mit einem springenden Schritt stürzt Espada dem Stier entgegen und führt über die Hörner hinweg seinen Stoß. Trifft er schlecht, dann schnellt ihm der Degen aus der Hand; eine gut ausgeführte estocada aber erregt unbeschreibliche Begeisterung. Zuweilen dringt die Klinge bis an das Heft in den Leib des Stiers und er bricht sofort zusammen, in der Regel aber verfolgt das todtwunde Thier Espada und Banderilleros in rasenden Sätzen. Doch der Degen senkt sich immer tiefer in die Wunde, die Kräfte verlassen den Stier und er legt sich nahe an den Planken nieder. Dann steigt einer der Torreros mit einem Dolch bewaffnet im Rücken des Thieres über die Schranken, schleicht sich leise heran, stößt die Klinge genau in die Stelle, wo der Schädel sich an die Halswirbel schließt und der Tod erfolgt augenblicklich. Der rauschende Jubel der Menge, in den die Musik einfällt, spottet jeder Beschreibung.

Die Maulthiergespanne schleifen die getödteten Pferde und den Stier hinaus; der aufgewühlte Kampfplatz wird wieder geebnet und jede Blutlache mit Sand bedeckt. Wenn die Musik schweigt, nehmen die Picadores wieder ihre Stelle ein und in tiefer Stille wird der zweite Stier erwartet.

So werden nach einander sechs Stiere erlegt; die drei Espadas wechseln in einer durch Herkommen geregelten Reihenfolge, indem der älteste, nicht an Jahren, sondern in der Kunst den ersten und dann wieder den vierten Stier bekämpft.

Während der Kampf mit dem letzten Stier zum Ende neigt, erschallt durch alle Treppen und Corridore des Baues der dröhnende Schritt einer eilenden Menge: die zahlreichen Ausgangsthore sind geöffnet worden, und diesen Augenblick benützt eine gewaltige Zahl unbemittelter Schaulustiger — zerlumpte Knaben, Wasserträger und dergleichen — in den Zuschauerraum zu dringen. Zugleich wimmelt es in der Arena von Menschen. Leidenschaftliche Dilettanten sind in Menge über die Schranken hinabgesprungen, sobald der Stier nicht mehr gefährlich schien — keine Polizei könnte das verhindern — und sie stehen um den Stier her, wenn er sich legt, um in nächster Nähe zu sehen, wie ihm der letzte Dolchstoß beigebracht wird. Schon senkt die Abenddämmerung sich auf das belebte Bild herab; das Spiel ist zu Ende. —

Wie entschieden aber auch die Begeisterung für das Stiergefecht durch viele Jahrhunderte dieselbe geblieben ist, im Einzelnen hat es doch im Laufe der Zeiten, wie die Sitten sich änderten, manche Veränderung erfahren. Noch in den Tagen, in denen Cervantes schrieb, pflegten die vornehmsten jungen Edelleute auf schönen andalusischen Pferden als Picadores aufzutreten; damals galt es den Angriff des Stiers von dem Roß abzuwehren. Die heutigen Picadores sind Leute sehr gewöhnlichen Schlages, und da man den Glanz eines Stiergefechts nach der Zahl der getödteten Pferde bemißt, werden nur schlechte Thiere geopfert. Mit offenen Augen wäre eine solche Mähre nicht an den Stier heranzubringen, mit verbundenen würde sie sich überhaupt nicht von der Stelle bewegen. Da wird denn dem Pferde das rechte Auge verbunden,

und die Kunst des Reiters besteht darin, es so zu lenken, daß ihm der Stier stets zur rechten Seite, mithin unsichtbar bleibt.

Der Antheil, den das ganze Volk an dem Stiergefecht nimmt, übersteigt jede Vorstellung, und er dehnt sich mit gleicher Intensität auch auf die Helden dieser Kämpfe aus. Kein siegreicher Feldherr, kein Staatsmann kann je auf eine Popularität hoffen, die der berühmter Stierkämpfer gleichkäme.

Das zeigte sich auch, als während meines Aufenthalts in Madrid „El Tato" verunglückte. Er wurde vom Stier in solcher Weise verwundet, daß ihm das rechte Bein abgenommen werden mußte. Darüber war ganz Madrid Wochen lang in einer Aufregung ohne Gleichen und wie sie kein politisches Ereigniß hervorrufen könnte; alle Damen der vornehmen Welt fuhren wiederholt bei ihm vor, sich persönlich zu erkundigen; öfter hielten im Laufe des Tages lange Reihen von Equipagen vor seiner Wohnung und zu Anfang wurden stündlich, später zweimal täglich Bülletins über sein Befinden ausgegeben.

Ganz Spanien kennt die Namen, unter denen die beliebten Torreros auftreten und die nicht ihre bürgerlichen sind, ihr Ruhm erstreckt sich weit über das europäische Spanien hinaus, so weit die spanische Sprache herrscht, und sie treten zuweilen auch jenseits des Weltmeers auf. So wurde, während ich in Spanien weilte, der Torrero Frascuela zu einer Reihe von Stiergefechten nach Peru verschrieben.

Indem man nun aber gewahr wurde, wie gleichgültig die große Masse des spanischen Volks in Beziehung auf Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des eigenen Landes geworden war, wie vollkommen apathisch diese Menge alle politischen Ereignisse, alle Staatsstreiche, Pronunciamentos und

Revolutionen an sich vorübergehen sah, mußte man sich am Ende wohl fragen, wie es denn eigentlich um die vielen politischen Parteien stehe, von denen man reden hörte.

Die wirklich royalistische Partei, die es im Lande wohl hätte geben können, hatte zur Zeit ihr Oberhaupt verloren, da die Königin unmöglich geworden war, ihr Sohn aber ein Knabe, zu jung, als daß man in so schwierigen Verhältnissen auf ihn hätte zählen können. Diese mögliche Partei konnte eben deshalb keine wirkliche werden. Da überzeugte man sich denn bald, daß es in der That nur zwei wirkliche politische Parteien gab, d. h. nur zwei, die einem Bruchtheil der Bevölkerung geboten, auch ohne Hülfe der Armee eine Macht aufbieten und sich zu einer That erheben konnten, wenn auch keine von beiden mächtig genug war, die ihr widerstrebenden Elemente endgültig zu überwältigen. Diese beiden Parteien waren die Karlisten und die Republikaner.

Zwischen beiden stand die Hauptmasse der Nation, beiden abgeneigt, aber vollkommen apathisch, willenlos und ohne Hoffnungen. Sie verlangte nichts, als Ruhe, und daß es von einem Tage zum anderen erträglich gehe. Unzufrieden mit der Gegenwart — man könnte sagen, mit jeder der Gegenwarten, die in raschem Wechsel auf einander gefolgt sind — war sie zwar auch, und um so mehr, da niemand in Spanien ein Verständniß dafür hatte, in welche Tiefe der Verkommenheit Spanien in Folge einer mehr als dreihundertjährigen Mißregierung versunken war; — niemand eine Ahnung davon hatte, daß die ausdauernde, aufopfernde Arbeit mehrerer Generationen dazu gehörte, sich aus diesem Abgrund wieder emporzuarbeiten; — vielmehr allgemein unbestimmt und gedankenlos die Vorstellung herrschte, es könne eigentlich Alles ohne Weiteres besser gehen. Unzufrieden war sonach die Menge: aber sie hatte so viele größere und kleinere Revolutionen erlebt, aus denen

sich nie etwas ersprießliches ergeben hatte, daß sie, wie schon gesagt, von keiner neuen Umwälzung etwas erwartete und an keiner Antheil nahm, weder für, noch wider!

Gleichsam auf der Oberfläche dieser inerten Masse bewegten sich nun die vielen sogenannten politischen Parteien, von denen man täglich und stündlich reden hörte — Isabellinos, Alphonsistos, Moderados, Liberales, Progressisten und Radikale — in endlosen Zettelungen und Intriguen. Sie mußten aber eigentlich alle zusammen als politische Coterien, nicht Parteien, bezeichnet werden, denn keine von ihnen hätte vermocht, einen irgend nennenswerthen Theil der Nation zu einer Erhebung, zu einer That zu bewegen. Es fehlte ihnen sämmtlich die eigene reale Macht. Die einen wie die anderen konnten nur dann zu einer That schreiten, wenn es ihnen gelang, einen größeren oder geringeren Bruchtheil der Armee zu gewinnen. Sie hätten allzumal nur neue Militair-Pronunciamentos hervorrufen können, wie deren in Spanien schon so viele auf einander gefolgt waren; weder dem Lande zum Heil, noch der Armee — deren Verfassung, Geist und Disciplin dadurch selbstverständlich nicht gebessert wurden.

Das Interesse für das Theater ist im Allgemeinen in Spanien ein auffallend geringes. In den höheren gesellschaftlichen Kreisen ist es niemals der Gegenstand des Gesprächs, und nur ganz ausnahmsweise gewahrt man im spanischen Theater eine Dame aus diesen Kreisen. Nur die italienische Oper wird in den Wintermonaten von der eleganten Welt besucht.

Diese Gleichgültigkeit läßt sich jedoch begreifen, wenn man das Repertorium der spanischen Bühne durchmustert. Wohl rühmen unterrichtete Spanier mit Stolz den Reichthum der

dramatischen Literatur ihres Landes, und betonen, daß deren Blüthezeit im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert der Bühne nicht weniger als siebenundzwanzigtausend Schauspiele hinterlassen habe. Auch macht es sich jede Schauspielergesellschaft zur Pflicht, die Reihe ihrer Vorstellungen in jeder Saison mit einem Stück von Calderon zu eröffnen. Aber dabei hat es dann sein Bewenden, und man giebt im Uebrigen Uebersetzungen und Bearbeitungen von Stücken, die auf den Pariser Theatern zweiten Ranges Erfolg gehabt haben; auch wohl Versuche spanischer Dichter der Gegenwart, die indessen noch nicht über den Standpunkt Ifflands oder selbst Claurens hinausgekommen sind.

Vor einigen Jahrzehnten erschienen die dramatischen Werke der berühmten spanischen Dichter weit häufiger in Deutschland auf der Bühne, als in Spanien selbst, und Vieles, das unserer deutschen Denkweise durchaus fremdartig gegenübersteht — wie Calderon's „Medico de su honra“, Moreto's „Stern von Sevilla“ — erregte lebhafte Theilnahme, und auch jetzt noch kann man ohne Uebertreibung sagen, daß Calderon den Deutschen mehr bekannt ist, als den heutigen Spaniern. Im Laufe zweier Jahre habe ich in Spanien nur ein Drama Calderon's — den Richter von Zalamea — und zwei Lustspiele von Lope de Vega aufführen sehen.

So befremdlich es auf den ersten Blick erscheint, daß eine so reiche und bedeutende Literatur dem ganzen Volke bis auf wenige Gelehrte fremd geworden ist, so läßt sich die Erscheinung doch erklären. Die Blüthe der Kunst und Literatur fällt in Spanien nicht, wie in England und Deutschland, in die Zeit eines jugendlichen, hoffnungsreichen Aufstrebens, sondern in die Tage tiefen politischen Verfalls; sie ist nicht der Vorbote einer schönen, werdenden Zeit, sondern der Nachhall einer sinkenden Größe, die bald ganz untergegangen sein wird. Daher der

elegische Zug, der selbst da noch hervortritt, wo Witz und Laune ihre höchsten Triumphe feiern, daher auch das Krankhafte, das dieser Literatur, bei aller idealen Schönheit, unstreitig anhaftet.

Gewaltsam, ja mit furchtbarer Grausamkeit, ferngehalten von allem, was das eigentliche geistige Leben der Zeit ausmachte, von der Reformation, die, vertheidigt oder bekämpft, das Hauptinteresse zweier Jahrhunderte war, flüchtete der Geist der Spanier in kirchliche Extasen und in eine phantasievolle Welt willkürlich zu maßgebender Wichtigkeit erhobener Interessen und Vorstellungen, die endlich zu durchaus conventionellen wurden. Einfluß oder Erwähnung der gleichzeitigen Geschichte war kaum möglich, noch weniger gestattet. Wie hätte ein Dichter des erfolgreichen Widerstandes der Protestanten in den Niederlanden gedenken können; — oder des verunglückten Seezugs der „invencible armada“ nach England; — oder des Aufstandes der verzweiflenden Morisken, ihrer Heldenkämpfe in den Gebirgen des Südens und ihres Untergangs; — oder vollends der „Commeros“, der Stadtgemeinden, die ihre alten Rechte wahren, sich königlicher und kirchlicher Willkür widersetzen wollten, und ihres tragischen Geschicks. Hätten doch die unterliegenden Morisken und die Führer der Gemeinen, der kühne Juan Padilla, die standhafte Donna Maria Pacheco, die Helden solcher Dichterwerke werden müssen. Die Dichtung, dem ernsten und mächtigen Leben der Zeit ferngehalten, bewegte sich um die Vorstellungen, auf die der Spanier nunmehr angewiesen und beschränkt war. In geistlichen Dramen, den sogenannten „Autos“, wurden die kirchlichen Lehren, die ausschließlich Geltung haben sollten, dichterisch verklärt. Die weltliche Dichtung bewegt sich um die Begriffe von ritterlicher Ehre und Liebe, die, durch die germanische Eroberung in das europäische Leben eingeführt, hier in Spanien in eigenthümlicher

Weise entwickelt wurden und sich stufenweise zu seltsamer Spitzfindigkeit herausbildeten, so daß sie zuletzt mit jeder einfachen und natürlichen Ansicht der Dinge im Widerspruch stehen. Der Scharfsinn, der mit diesen Begriffen und mit sich selbst spielt, tritt selbst in den schönsten Dichtungen der Spanier oft störend hervor und macht sie zur Carricatur.

Die spanische Literatur des siebzehnten Jahrhunderts ist die Literatur eines Volks, das ein Traumleben führt.

Cervantes ist nicht blos bedacht, die Modelectüre seiner Zeit, die Ritterromane — den Amadis und die folgenden — in ihrer Schwäche bloszustellen und lächerlich zu machen: sein berühmtes Werk hat eine viel tiefer gehende Bedeutung. Der Dichter ist darin bemüht, seine Zeitgenossen zu dem Bewußtsein zu erwecken, wie verkehrt jene konventionell gewordenen Begriffe von Ehre, Liebe und Frauendienst seien, die sie zum idealen Inhalt ihres Lebens machten. Er zeigt es spottend auch in den Reden, die Don Quijote an seinen Knappen richtet, wie sie beide, von den Pferdeknechten halbtodt geschlagen, im elendesten Zustande auf dem Felde liegen. Der Ritter sucht sich selbst und den Knappen dadurch zu trösten, daß er ihm mit Hülfe der spitzfindigsten Distinctionen beweist, sie seien beide in ihrer Ehre keineswegs verletzt, obgleich sie allerdings ganz entsetzliche Prügel bekommen hätten. Auch Liebe und Frauendienst ritterlichster Art treibt Don Quijote auf die Spitze, indem er in musterhafter Treue und Hingebung für eine Dame schwärmt, die es in Wahrheit gar nicht giebt.

Ein Zweig der spanischen Literatur bildet freilich einen eigenthümlichen Gegensatz zu jener phantastischen Ueberschwenglichkeit und spiegelt die alltägliche Wirklichkeit treu und unverklärt wieder. Cervantes hat auch auf diesem Gebiet durch eine seiner Novellen, „Rinconete y Cortadillo“, die Bahn gebrochen. Ihm folgt zunächst Lope de Vega mit einigen seiner leicht hin-

geworfenen Lustspiele, und dann eine lange Reihe von Bettler-, Gauner- und Abenteurer-Romanen: Gil-Blas von Santillana, der hinkende Teufel, Guzman de Alfarache und so viele andere. In ihnen tritt der Zustand, zu dem Spanien unter dem Einfluß seiner Kirche, seiner Dynastie und der herrschenden Ideen allmählich herabsinkt, in heiterem Gewande mit betrübender Deutlichkeit hervor.

Sehr merkwürdig ist, wie in allen diesen Romanen sich zeigt, daß die Regierung der katholischen Könige Spaniens, die sich vermaß, den Gang der Weltgeschichte zu hemmen und die Reformation in ganz Europa niederzuwerfen, im eigenen Lande dem elendesten Unfug gegenüber vollkommen ohnmächtig war.

So schon in des Cervantes eben erwähnter Novelle. Rinconete und Cortadillo sind ein paar kaum halberwachsene Taugenichtse. Sie schließen sich einer Gaunerbande an, die in Sevilla ihr Wesen treibt. An ihrer Spitze steht Monipodio, ein entschlossener und gewandter Mann, der in der verrufenen Vorstadt Triana haust, und es ist eine seltsame Gesellschaft, die sich zu gemeinsamem Frühmahl bei ihm versammelt; einige Bravos erscheinen, die sich für Geld zu Mordthaten verdingen, geschminkte Schönen, Greise, die an den Kirchenthüren fromm ihren Rosenkranz beten und dabei die Gelegenheit zu Taschendiebstählen ersehen, gewandte Knaben und Matronen, die als Diebstahlshehlerinnen nützlich sind. Die ganze Gesellschaft erweist sich in hohem Grade kirchlich fromm; man betet zu den Heiligenbildern, die auch in Monipodio's Wohnung nicht fehlen; man zündet Wachskerzen an vor den wunderthätigen Madonnenbildern in der Cathedrale; man hofft Glück im Gewerbe von der Gunst der heiligen Jungfrau. — Besonders charakteristisch aber sind die letzten Züge des bewegten Bildes. Bei Monipodio erscheint ein Cavalier, der eine Mordthat bestellt hatte. Sie ist verkehrt ausgeführt worden; nicht der Nebenbuhler des

vornehmen Herren ist ermordet, nur dessen Diener ist verwundet worden. Der Kavalier ist unzufrieden und will nicht zahlen. Das aber läßt ihm Monipodio nicht gelten; der Kavalier muß seine goldene Halskette zurücklassen und darf froh sein, um diesen Preis mit dem Leben davonzukommen. Dann tritt ein Priester ein, dem seine Börse gestohlen worden ist. Der Priester weiß auch, wo Monipodio zu finden ist, und wendet sich mit seiner Klage an diesen, nicht an Regierung oder Polizei — und Monipodio besteht darauf, daß der Geistliche seine Börse wieder bekömmt. Alles darf gewagt — nur ein Priester darf nicht geschädigt und gereizt werden; das wäre allzu gefährlich.

So sehen wir denn in Allem, daß Cervantes, dessen Auftreten den Beginn der Blüthezeit der spanischen Literatur bezeichnet, seinem Jahrhundert mit freiem Geist gegenübersteht, dem Traumleben der Nation nicht verfallen. Er sieht den nahenden Verfall seines Vaterlandes und erkennt dessen Ursachen. Dem, der Spanien und seine Geschichte kennt, wird auch die politische Tendenz des Don Quijote, besonders des zweiten Theils, nicht entgehen. Es würde zu weit führen, hier die feinen Züge nachzuweisen, in denen der Dichter die Verkehrtheit der herrschenden kirchlichen Moral rügt, Deutschland der Glaubensfreiheit wegen hoch stellt, nachweist, welche Thorheit es war, die Morisken zu vertreiben, und es wagt in verstohlener Weise selbst die Inquisition zu berühren. — Und wer und was ist am Ende Don Quijote selbst? — Er gestaltet sich dem Dichter unter den Händen zu einer Personification Spaniens, das den höchsten Adel der Gesinnung und Anstrengungen, die weit über seine Kräfte gehen, an Hirngespinnste verschwendet, und dabei selbst sehr übel fährt.

Und Spanien hat dann auch noch einen zweiten Dichter, der frei bleibt von dem Bann, der auf dem Lande lastet.

Das ist Don Francisco de Quevedo, der den Schluß der glänzenden Literaturperiode bildet. — Cervantes erhebt in prophetischem Geist mahnend seine Stimme — Quevedo sieht den Verfall seines Vaterlandes bereits vollendet und trauert darüber in zürnenden Satiren. Nach Quevedo hat Spanien keinen namhaften Dichter mehr gehabt; es wurde still im Lande.

Als dann, anderthalb Jahrhunderte später, die Nation gewaltsam aus regungslosem Dasein zu neuem Streben nach neuen Zielen, zu einem energischen Dasein erwachte, konnte ihr ein Dichter wie Calderon nichts mehr sein als der Gegenstand einer abstracten Bewunderung. Was die Gegenwart bedarf, das findet sie in seinen weltlichen Dramen im Grunde ebenso wenig, als in den geistlichen Schauspielen, den Autos, die heutzutage gänzlich vergessen sind.

Die Kunstschätze, die Spanien in reichster Fülle besitzt, einheimische und fremde, waren bis auf die neueste Zeit herab in königlichen Schlössern und Landhäusern, in Klöstern und Kirchen zerstreut. Die Werke der berühmtesten Meister hingen da, vielfach verwahrlost und selbst vergessen, an Treppenwänden, in Corridors oder in Klosterhallen, die kein Laie betrat. In weiteren Kreisen wurden sie eigentlich erst bekannt, als die Agenten Napoleon's I. vieles davon während des langen Krieges als gute Beute in die Galerie des Louvre brachten. Außerdem plünderten damals auch französische Generale, namentlich der Marschall Soult, für eigene Rechnung. Was der Krieg an Kunstwerken spanischen Ursprungs in die Pariser National-Galerie gebracht hatte, das mußte 1815 nach Spanien zurückgeliefert werden; aus Privatbesitz, aus der Galerie Soult's dagegen nur zwei berühmte Werke Murillo's, die dem Hospital

zu Sevilla gehörten und auf deren Rückgabe Ludwig XVIII. entschieden bestand. An die alte Stelle zurückgekehrt, verfielen diese Schätze auch wieder der früheren Vergessenheit, bis Ferdinands VII. dritte Gemahlin, eine sächsische Prinzessin, darauf bestand, daß die Kunstwerke aus den königlichen Schlössern und Landhäusern zu einer Nationalgalerie vereinigt würden. Sie wurden nun in einem neuen Gebäude untergebracht, das ursprünglich für naturwissenschaftliche Sammlungen bestimmt war. Hier wurde alles, was an älteren Gemälden, bis auf die Zeit Karls IV. herab, der Krone gehörte, und darunter namentlich auch die sehr merkwürdige Sammlung aus der Vorhalle der Sacristei im Escurial vereinigt, und die Welt staunte über den nie geahnten Reichthum, der sich nun zum ersten Mal in seiner Gesammtheit übersehen ließ. Von allem Anderen abgesehen, hat diese Galerie eine Reihe von Raphaels und Tizians aufzuweisen, wie kaum eine andere in der Welt.

Doch! — eigentlich darf nur das Gegenstand der Verwunderung sein, daß solche Reichthümer so lange Zeit vernachlässigt und so gut wie vergessen bleiben konnten, nicht ihr Dasein. Daß sie sich hier in Spanien ansammeln konnten, erklärt sich leicht, wenn man sich erinnert, welche gebietende Weltstellung eben dieses Reich während der größten Periode der neueren Kunst einnahm. Die gesammten Niederlande waren dem Scepter der Könige von Spanien unterworfen, in Italien Mailand, Neapel und Sicilien, und in Deutschland trug König Karl von Spanien, Erzherzog von Oesterreich, die Kaiserkrone. Wie hätte ihm nicht in allen diesen Landen auch die Kunst dienstbar werden sollen, so weit er es begehrte! —

So besitzt denn auch diese Galerie manches werthvolle Bild aus der älteren flandrischen Schule; der Schule, die sich den Brüdern van Eyck nachgebildet hatte; darunter ein geschichtlich merkwürdiges Bildniß der Königin Marie von England,

die dazu gesessen hatte und es als etwas bejahrte Braut ihrem Verlobten, König Philipp II., verehrte. Es ist mit der gewissenhaften, von keiner ritterlichen oder höfischen Galanterie angekränkelten Treue ausgeführt, die der flandrischen Schule eigen war, und läßt es erklärlich finden, daß König Philipp nicht sehr bezaubert war von dieser Braut.

Eine Kreuzabnahme von Rogier v. d. Weyde hat merkwürdige Schicksale erfahren. Das Schiff, auf dem es aus Brügge oder Gent nach Spanien geschafft werden sollte, ging in der Bay von Biscaya verloren, das Bild aber, ohne Zweifel in einer Kiste wohl verpackt, wurde von den Wellen unbeschädigt an der Küste von Biscaya auf den Strand geworfen.

Bei weitem, ohne allen Vergleich, reicher als an Bildern dieser älteren Meister ist jedoch diese Galerie an Werken der späteren flandrischen Schule, aus der Zeit, in der Belgien dem Katholicismus wieder gewonnen war. Namentlich ist sie wohl die einzige Galerie der Welt, die nicht weniger als zweiundsechszig Bilder von Rubens aufzuweisen hat, während die Dresdener Galerie deren nur achtundzwanzig zählt und das Louvre nur einunddreißig. Von van Dyck besitzt dies Museum außer mehreren, sehr schönen Bildnissen auch einige historische Compositionen — werthvoll, nicht sowohl ihres Gehaltes, als der Seltenheit wegen, da der Meister im Ganzen nur wenige Bilder dieser Art hinterlassen hat, und merkwürdig als Beweis, daß ein und derselbe Meister im Portrait wahrhaft groß und in seinen historischen Compositionen manierirt und im Grunde wenig bedeutend sein kann. Das Streben, die momentanen inneren Regungen der dargestellten Persönlichkeiten erkennbar hervortreten zu lassen, wird da mehr oder weniger gesucht und selbst geziert. Auch seine hier bewahrten Bilder dieser Art sind im Wesentlichen nicht anders zu beurtheilen, obgleich sie — wie die Gefangennehmung Christi — zu den berühmtesten

gehören, und zugleich zu den frühesten, d. h. zu denjenigen, in denen er der niederländischen Auffassungsweise zumeist treu bleibt.

Daß diese Galerie keine Werke holländischer Meister besitzt, ist, wie ihr anderweitiger Reichthum, durch den Gang der geschichtlichen Ereignisse erklärt — denn zur Zeit da die holländische Kunst sich zu ihrer Blüthe entwickelte, stand ihre Heimath bereits dem spanischen Gesammtreich unabhängig und feindlich gegenüber.

Auch von Werken deutscher Meister hat diese Sammlung nur wenig aufzuweisen; doch ist darunter — seltsamerweise ist man versucht zu sagen — ein Bild aus der alten Köllner Schule (Vermählung der heiligen Katherina mit dem Christuskinde, halbe Figuren), das in dieser durchaus fremdartigen Umgebung in eigenthümlicher Weise auffällt. — Dann findet sich hier auch ein schönes Portrait Albrecht Dürers von seiner eigenen Hand.

Staunenswerth ist dagegen der Reichthum, in dem die verschiedenen Schulen der schönsten Zeit Italiens hier vertreten sind. Außer dem Vatican hat wohl keine Galerie wie diese sieben große Bilder von Raphaels Hand aufzuweisen. Leider ist es diesen Bildern nicht durchaus glücklich gegangen. So sehr sie auch in den königlichen Schlössern zerstreut und selbst versteckt waren, die Franzosen wußten sie zu finden. Sie sind zur Zeit der napoleonischen Vergewaltigung des Landes nach Paris gebracht worden, um dort als Siegesbeute dem Nationalbewußtsein der Franzosen zu schmeicheln. Dort in Paris wurde dann nothwendig gefunden, diejenigen dieser Bilder, die auf Holz gemalt waren, auf Leinwand zu übertragen; diese schwierige Operation ist keineswegs ganz ohne Fehl gelungen — doch was hatte das zu sagen! — Unter den französischen Malern der Zeit war leicht mehr als ein unternehmender junger Mann zu finden, der sich ohne Bedenken der Aufgabe gewachsen

glaubte, die Risse und Lücken zu übertünchen, die in einem Werke Raphaels entstanden sein mochten. So sind namentlich die lebensgroßen Gestalten der „Heimsuchung Mariä" übel zugerichtet worden, und auch in dem herrlichen, durch Kupferstiche allgemein bekannten Bilde der „Madonna mit dem Fisch" ist nur die schöne Gruppe des Knaben Tobias mit dem schützenden Engel, der ihn zu den Stufen des Throns der Jungfrau geleitet, im Wesentlichen unberührt von profaner Hand geblieben.

Doch, was auch verletzt worden sein mag, es läßt sich in der Reihe von Raphaels, die hier vereinigt sind — den sieben großen Bildern und drei Portraits — der Gang der eigenen fortschreitenden Bildung dieses Meisters fast vollständig verfolgen. Nur Werke seiner frühesten, Peruginer Zeit fehlen hier. Aus der Periode hingegen, in der er sich den florentiner Meistern anzuschließen schien, besitzt diese Galerie ein köstliches Bild: den Christusknaben reitend auf einem Lamm. — Die Werke seiner schönsten Zeit: lo Spasimo di Sta Cecilia und das Bild, dem der Name la Perla geblieben ist, weil König Philipp IV. es die Perle seiner Sammlung nannte, sind gleich der Madonna mit dem Fisch durch gelungene Kupferstiche in weiten Kreisen bekannt.

Von Leonardo da Vinci besitzt diese Galerie eine schöne heilige Familie und eine Wiederholung des viel bewunderten, „Mona Lisa" benannten Frauenbildnisses im Louvre; sie fiel mir um so mehr auf, weil ich noch eine dritte Wiederholung dieses Bildes kenne, die sich in Petersburg in der ehemaligen Besborodkoischen Galerie befindet.

Wendet man sich nun zu den Schätzen der venetianischen Schule, so findet man hier, neben mehreren prachtvollen Paul Veronese, nicht weniger als dreiundvierzig Werke Tizians, und darunter viele, die zu den gelungendsten seiner Schöpfungen gerechnet werden müssen. So namentlich unter mehreren großen

und reichen Compositionen das sogenannte „Bacchanal" —: das zahlreiche Gefolge des freudebringenden Gottes, tanzend und singend um die schlafende Ariadne, und im Hintergrunde das Meer mit dem Schiff, auf dem Theseus entflieht.

Unter den Bildnissen von Tizians Hand befindet sich auch hier wieder eines seiner Tochter, das er mehrfach wiederholt hat, stets in derselben Stellung, aber jedesmal anders bekleidet und mit anderen Attributen. Während es in dem Berliner Exemplar eine Schaale mit Früchten ist, die sie emporhebt, liegt hier, wo sie als Herodias aufgefaßt ist, das Haupt des Täufers Johannes in der silbernen Schaale. Leider ist dieses schöne Bild nicht unversehrt geblieben, und ein paar Retouchen sind so ungeschickt angebracht, daß sie wirklich störend wirken.

Auch ein anderes Werk Tizians, ein Reiterbildniß Kaiser Karls V., hat sehr gelitten. Mir war es merkwürdig, auch weil es, glaube ich, in der Zeitfolge das erste ist, auf dem dieser Kaiser mit schwarzem Haar und Bart dargestellt ist. Die späteren Niederländer, van Dyck und Gaspar Crayer, haben sich seltsamerweise dieser Auffassungsweise seiner Persönlichkeit angeschlossen, und sie ist maßgebend geblieben bis auf die neueste Zeit, bis auf das Bildniß im Kaisersaal zu Frankfurt herab, während alle bei seinen Lebzeiten gemalten Bildnisse, namentlich diejenigen, zu denen er gesessen hat, wie das von Altdorfer im Museum zu Berlin, darthun, daß er hellblond war, wie sein Vater, Philipp der Schöne von Burgund, wie sein Großvater, Kaiser Max.

Ein anderes Werk Tizians — die Schlacht bei Lepanto — ist schon deswegen merkwürdig, weil der Meister es in seinem vierundneunzigsten Lebensjahre gemalt hat und sich dennoch darin keine Spuren jener Unsicherheit des Auges und der Hand zeigen, die das Alter meist mit sich bringt. Doch liefern einige noch später gemalte Bilder Tizians den Beweis, daß auch ihm,

so sehr er von der Natur begünstigt sein mochte, zuletzt, als er fast das hundertste Jahr erreicht hatte, Auge und Hand mehr und mehr den Dienst versagten.

Aber, wie sehr uns auch dieser Reichthum an Werken der italienischen und der niederländischen Kunst überrascht — wie sehr wir uns auch bei der Betrachtung ihrer erhabendsten Schöpfungen zu Nachdenken erweckt, zur Bewunderung hingerissen fühlen mögen —: das weitaus überwiegende Interesse wendet sich hier mit unwiderstehlicher Macht der bildenden Kunst Spaniens zu, die hier vor unseren Augen ihren Reichthum entfaltet. Um so mehr, da es gleichsam eine neue Welt ist, die uns hier aufgeht. Denn so sehr auch besonders Murillo's Name in der ganzen civilisirten Welt bekannt und gefeiert ist, können doch die wenigen Bilder von ihm, die sich hie und da zerstreut in den Galerien außerhalb Spaniens finden, weder von dem Wesen und Werth der spanischen Kunst, noch von der reichen Fülle ihrer Schöpfungen einen Begriff geben. Noch weniger können sie uns ein wirkliches Verständniß ihres Entwickelungsganges, ihres Verhältnisses zu den gleichzeitigen italienischen Schulen und der Umstände, durch die beides bedingt war, erschließen. Erst hier lernt man namentlich die Sevillaner Schule verstehen.

Was zunächst beinahe befremdend auffällt, ist, daß die Werke dieser Schule einen entschiedenen Gegensatz zu der Literatur Spaniens bilden, die zu gleicher Zeit ihren Höhenpunkt erreichte. Während die Literatur sich vielfach in die Region eines willkürlich Idealen zu erheben sucht und darüber oft in das Wesenlose verliert, geht durch die bildende Kunst der Spanier ein entschieden realistischer Zug der Auffassung und Behandlung der Gegenstände. Das ist ihr Grundcharakter.

Befragt man aber die Geschichte dieser Schule, dann erklärt es sich, wie sie sich gerade in diesem Sinne entwickeln

konnte, im Gegensatz zu der gleichzeitigen italienischen — der Bologneser — Schule, ja in bewußtem Gegensatz zu ihr.

Es ist bekannt, von welchen Ansichten und Grundsätzen die Caracci ausgingen, als sie sich Ende des sechszehnten, zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts bemühten, zu Bologna ihre Schule zu gründen. Man hat sie die Akademiker genannt, und mit Recht, da ihnen zufolge die künstlerische Bildung das Ergebniß einer umfassenden und wohldurchdachten akademischen Methode sein sollte; das Kunstwerk die Schöpfung einer methodischen verfahrenden Eklektik, die alle Vorzüge der berühmten Meister zu vereinigen, Einseitigkeit und individuelle Willkür zu meiden suchte.

Dieser reflectirenden Schule stellte sich in Italien ein energischer Meister, dessen Bedeutung wohl nicht immer in ihrer ganzen Tragweite anerkannt worden ist, Michael Angelo da Caravagio, gegenüber, in, wie man wohl annehmen darf, bewußter Opposition. Er faßt entschieden und kühn die Wirklichkeit auf, wie sie ist, oft selbst, ohne das Unschöne zu übergehen, und das Ideale liegt bei ihm nicht in der Veredlung der Formen, sondern in dem geistigen, wenn man es so nennen will, in dem dramatischen Element.

Merkwürdigerweise ruht die gesammte spanische Kunst und insbesondere die Sevillaner Schule auf Caravagio's Schultern, und diesem Umstand verdankt sie ihren unterscheidenden Charakter. Das vermittelnde Glied bildet der Sevillaner Jose Ribera, der sich in Italien gebildet hatte und in der italienischen Kunstgeschichte il Spagnoletto genannt wird. Der Bologneser Akademie fremd geblieben, hatte er sich nach einigen Schwankungen der realistischen Richtung Caravagio's angeschlossen, dessen Auffassungsweise der Wirklichkeit er zu der seinigen macht, wie dessen Behandludg des Helldunkels — und er brachte in Spanien einen neuen Geist in die schon bestehende Schule von Sevilla.

Unter den dreiundfünfzig Bildern von ihm, die das Madrider Museum besitzt, sind mehrere, die selbst ein nicht ungeübtes Auge geradezu für Werke Caravagio's halten könnte — und dasselbe gilt von manchen Jugendarbeiten Murillo's.

Unter den hier vereinigten Werken Ribera's ist besonders der Traum Jacobs hervorragend. Die in Caravagio's Weise energisch behandelte Gestalt des Schlafenden und das duftig gehaltene Traumbild, die Engel, die auf der Himmelsleiter auf und nieder steigen, bilden einen schönen Gegensatz in einem dennoch harmonischen Ganzen.

Unter den folgenden großen Meistern der Sevillaner Schule ist D. Diego Velasquez — von König Philippe vor Allen begünstigt — am entschiedensten Realist. Seine Bildnisse der Prinzen des königlichen Hauses und des Conde-Duca, Guzman d'Olivarez sind voll Leben, in hohem Grade charakteristisch und von überzeugender Wahrheit.

Auf einem seiner großen, figurenreichen Bilder — der Uebergabe von Breda, der vielen Piken wegen, die den spanischen Feldherrn umgeben, „las lanças" genannt — ist der Gegensatz der siegesbewußten Spanier mit ihren scharf geschnittenen Physiognomien und der blonden, ergebenen Flammänder sehr schön — und besonders auch das Geschick zu bewundern, mit dem der Maler die Schwierigkeiten umgangen hat, die ihm die sehr verwachsene Gestalt des Feldherrn Ambrosio Spinola bot. Spinola beugt sich im Bilde in solcher Weise gegen den die Schlüssel überreichenden Bürgermeister von Breda höflich vor, daß die Mißgestalt fast verschwindet, wenigstens nicht störend wirkt und die Portraitähnlichkeit dennoch auch in dieser Beziehung gewahrt bleibt.

Velasquez gefiel sich, scheint es, überhaupt in gewandter Ueberwindung jeder Art von Schwierigkeiten. Wenigstens lassen sich zwei seiner berühmtesten Bilder — los tapices und las

meniñas — dafür anführen, daß er sich mit einem gewissen Behagen Aufgaben stellte, die technische Schwierigkeiten bieten. Das eine dieser Bilder führt uns in das Innere einer Tapetenfabrik, das andere in die Werkstatt des Meisters. Auf jenem zeigen sich in den vollendeten Hautelisse-Tapeten Bilder im Bilde und daneben die Gestalten lebender Menschen — auf diesem steht der Meister selbst vor uns an seiner Staffelei, mit der Ausführung eines Gesammtbildes der königlichen Familie beschäftigt. Eine halberwachsene Infantin steht neben ihm als Modell für ihr Portrait; zwei ihr dienende Hofdamen (Meniñas) bemühen sich, sie mit Hülfe eines Zwergenpaars und eines schönen, großen Hundes zu unterhalten. Von dem Bilde aber, an dem der Meister arbeitet, ist uns die Rückseite zugewendet; doch sollen wir sehen, daß die Bildnisse des Königs und der Königin darauf bereits vollendet sind —: da ist im Hintergrunde des Gemachs ein Spiegel angebracht, in dem sich das Bild spiegelt.

Im Allgemeinen ist jedoch Velasquez durch die Natur seines Talents auf ein bestimmt begrenztes Gebiet angewiesen. Wenn er sich in die Region des klassischen Alterthums wagt, wird sein Realismus mitunter grotesk. So meint man auf dem als „Schmiede Vulcans" bezeichneten Bilde in den derben Gestalten des Gottes und seiner Gesellen wohl eher Arbeiter etwa einer Maschinenfabrik unserer Tage zu erkennen, und nicht leicht wird jemand errathen, daß ein eben eintretender, nicht minder handfester Patron der schöne Gott des Lichtes sein soll. — Der christlichen Legende scheint sich Velasquez, vor Allem Hofmaler, nur ausnahmsweise zugewendet zu haben, doch findet sich hier von ihm ein wahrhaft ergreifender Christus am Kreuz.

Sehr merkwürdig ist dann auch, daß sich in den Werken dieses Meisters zwei ganz verschiedene Arten der Behandlung

zeigen. Nicht daß etwa, wie vielfach bei anderen Meistern, verschiedene Epochen seiner künstlerischen Entwickelung und ihnen entsprechend verschiedene Manieren nachzuweisen wären —: im Gegentheil, sein Stil bleibt folgerichtig stets derselbe, dagegen sind durch seine ganze Laufbahn, in gleichzeitigen Bildern, zwei verschiedene Malweisen zu unterscheiden. Diejenigen Bilder, an denen er vorzugsweise mit Lust und Liebe gearbeitet zu haben scheint, sind sehr pastos in der Farbe; andere dagegen, die vielleicht sein königlicher Beschützer bald vollendet zu sehen wünschte, sind so leicht hingeworfen, daß jetzt, wo die Zeit wohl einige der zarteren Lasuren vernichtet hat, die Schwarze-Kreidezeichnung durch die Farbe hindurch sichtbar geworden ist. Das ist besonders auffallend an dem schönen, lebensgroßen Reiterbild der Königin, Philipps IV. erster, französischer Gemahlin. Velasquez hatte ursprünglich dem prachtvollen andalusischen Zelter der schönen Reiterin eine andere Stellung geben wollen, als er dann im Laufe der Arbeit ausgeführt hat — jetzt ist die Kreidezeichnung der zuerst beabsichtigten Stellung sowohl, als der später beliebten unter der Farbe sichtbar zu verfolgen.

Vielseitiger als Velasquez ist dessen etwas jüngerer Zeitgenosse D. Bartolomeo Esteban Murillo, der wohl das höchste erreicht hat, was auf den Wegen der Sevillaner Schule zu erreichen war. Ueberall macht sich bei ihm ein verklärendes, ideales Element geltend — und eben die glückliche Verbindung eines idealen Gehalts mit einer entschieden realistischen Behandlung des Gegenstandes ist das, was seinen Werken einen eigenthümlichen Charakter und Reiz verleiht.

In den Bildern Murillo's, die religiöse Gegenstände darstellen, tritt oft eine katholische Begeisterung mit wunderbarer Macht hervor, um so ergreifender, weil sie wahrer und inniger ist, als bei den späteren italienischen Meistern — als

sie bei diesen sein konnte, zu einer Zeit, wo in ihrem Heimathlande die frivole Lebenslust und kühne Freigeisterei herrschend war, die in den Dichtungen eines Pulci, Berni und Ariost ihren Ausdruck gefunden hat. So bilden Murillo's Schöpfungen das vermittelnde Bindeglied zwischen der gleichzeitigen spanischen Dichtung, die sich oft in phantastischer Weise in die Region religiöser Extase erhebt und der auf realistischer Grundlage ruhenden bildenden Kunst des Landes — und sie überragen sogar durch Wahrheit und Gluth der Empfindung die Poesie der autos.

In den Bildern, die in dieser Weise erfreulich wirken, möchten wir eins der berühmtesten, seinen Apostel Andreas am Kreuz, am wenigsten rechnen. Man rühmt das lebenswahre, wunderbar frisch erhaltene Colorit und die duftige Behandlung der Ferne — aber der Gegenstand ist in hohem Grade peinlich, ohne tragisch zu sein.

Auch in der Behandlung eines Gegenstandes, den ihm der spanische Katholizismus mit eigenthümlicher Vorliebe zur Aufgabe gemacht hat — die „Concepcion“ — ist es dem Meister — so schön die Bilder in vielfacher Beziehung sind — doch nicht gelungen, das höchste zu erreichen, was er vermochte. Es ist ein Gegenstand, der seiner Natur nach nicht anders als conventionell behandelt werden kann, und die Bedingungen der Composition sind ein für allemal gegeben; so sehen wir denn immer wieder eine schöne, weiß gekleidete Frau, die mit aufgelöstem Haar und schwimmendem Auge, die Hände auf der Brust gekreuzt, auf der Mondsichel stehend, von Engeln umgeben in den Aether emporschwebt.

Von großer, unbedingter Schönheit sind dagegen andere Bilder, deren Gegenstand der christlichen Legende und der christlichen Symbolik entlehnt ist; die Visionen des heiligen Franz und des heiligen Isidor, vor allen aber zwei Staffelei-

Bilder von mäßiger Größe: „el buen pastor“ und „la concha“, wahre Perlen dieser reichen Galerie.

Der „gute Hirt“, der auf dem ersteren Bilde im Vordergrunde auf dem Rasen sitzt, ist ein schöner andalusischer Hirtenknabe; das Portrait eines schönen Modells ohne Zweifel, denn so naturwahr ist eben nur ein Portrait — und doch, welche Hoheit, welchen prophetischen Geist hat Murillo in die Züge dieses Knaben zu legen gewußt! — Es bedarf kaum des leicht angedeuteten Heiligenscheins, um uns zu sagen, was dieser Knabe uns bedeuten soll. Auch die Nebendinge sind mit wunderbarer Kunst geordnet: nur wenige Schafe um den Knaben her, nur ein duftiger Himmel über der Gruppe, und doch ahnt das Auge eine unermeßliche Heerde und eine endlose Ebene.

Fesselnder noch ist la concha. An einer klaren Felsenquelle reicht der Jesusknabe dem neben ihm knieenden Johannes Wasser der Quelle in einer Muschel, und mit dem Durst der Begeisterung trinkt Johannes das Wasser des Lebens.

Selbst da, wo Murillo die Legende, in Velasquez Weise, ganz in die alltägliche Wirklichkeit zu versetzen scheint, waltet stets die Anmuth der Poesie. In seiner Gruppe, die ein schlichter, freundlicher Handwerksmann, dessen einfach in dunkelfarbige Zeuge gekleidete, schöne Frau, die liebend auf ihr Kind hinabblickt, und dieses Kind, das auf dem Fußboden des ärmlichen Raums mit einem Vögelchen und einem kleinen Hunde spielt, zusammen bilden, wird nicht leicht jemand auf den ersten Blick eine heilige Familie erkennen, aber wer dieses Bild mit des Velasquez Schmiede Vulcans vergleicht, wird einen Unterschied gewahren, ja einen Gegensatz, wie ihn Poesie und humoristische Prosa bilden.

Vor allem aber zeigt sich Murillo's eigenthümliche Fähigkeit, das Ideale im entschiedensten Realismus hervorleuchten zu lassen, in einem großen Bilde, das im Besitz der Akademie

San Fernando (der schönen Künste) ist. Dies Bild, das man versucht ist, ein Werk von furchtbarer Schönheit zu nennen, stellt die heilige Elisabeth von Thüringen dar, die Aussätzige pflegt. Uns die ganze Bedeutung ihrer Aufopferung anschaulich zu machen, hat der Meister die Gestalten der Leidenden mit einer Schauder erregenden Wahrheit und Naturtreue wiedergegeben — und aus deren Mitte erhebt sich die schlanke Gestalt der heiligen Fürstin, rührend durch den Adel ihrer Schönheit und die himmlische Milde, die aus ihren Zügen spricht. Der Gegensatz des Gräßlichen und der Schönheit wirkt um so ergreifender, da hier die Milde, die sich der verkommenen, leidenden Menschheit selbstvergessen erbarmt, in der Schönheit verkörpert erscheint.

Die religiöse Extase ist übrigens doch nicht das einzige Element, in dem sich die Literatur und die bildende Kunst Spaniens berühren. Auch der bildenden Kunst fehlt die humoristische Seite nicht, die, gleich den Abenteurer-Romanen, in denen die Poesie selbst realistisch wird, die Verkommenheit der Menschen von ihrer komischen Seite auffaßt. Wie viele zerlumpte und vergnügte Bettlerknaben hat Murillo gemalt, mit welcher Energie und Laune hat Velasquez eins seiner berühmtesten Bilder „die Trinker“ (los borachos) ausgeführt.

In dem Grade aber, in dem man einheimisch wird in dieser herrlichen Sammlung, gewahrt man mehr und mehr, daß sie, reich an Meisterwerken der schönsten Zeit, über die stufenweise Entwickelung der Kunst weniger Aufschluß giebt als manche andere, weniger reich ausgestattete. Diese theilweise Armuth mußte sich aus der Entstehungsart dieser Sammlung ergeben, und läßt sich somit erklären. Spanien hatte sich, wie schon gesagt, zur gebietenden Weltmacht erhoben, eben als die Kunst in Italien den Niederlanden und Deutschland auf ihrer Höhe stand; als Gegenstand eines königlichen Luxus und Lebens-

genusses suchten seine Fürsten sich anzueignen, was die Gegenwart an Kunstwerken edelster Art bot; ihre Wohnsitze wurden damit geschmückt; an ein Studium wurde dabei nicht gedacht, und eben deshalb auch nicht an die früheren Stadien der Kunst.

So vermißt man denn in dieser Galerie selbst die Anfänge der spanischen Kunst. Es ist, als ob sie mit Ribera vollendet in die Welt getreten wäre.

Die Umgegend von Madrid ist öde und traurig, und zeigt nicht entfernt die reiche südliche Vegetation, die man der Polhöhe nach erwarten sollte. Das hat seinen Grund theils in der Natur des Bodens, theils auch in der allgemeinen geographischen Gestaltung des Landes. Das Innere der Iberischen Halbinsel bildet nämlich — begrenzt im Norden von dem Seitenzweig der Pyrenäen, der sich die Nordküste entlang bis nach Galizien hinzieht, im Süden von der Sierra Morena — eine Hochfläche, die zum Theil zweitausend Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Dies Hochland hat verschiedene Abstufungen, die durch Gebirgsketten von einander getrennt sind. Den höchsten Theil bildet Alt-Kastilien oder das Flußgebiet des Duero, zwischen der La Brujula genannten Bergkette und der Sierra de Guadarama. An diese Letztere schließt sich im Süden die Ebene von Neu-Kastilien, die das Flußgebiet des Tajo umfaßt und sich bis an die Sierra Morena, Saum und Grenze des Hochlands gegen Andalusien, ausdehnt.

Neu-Kastilien, besonders die Mancha, die sich gegen Süden hin erstreckt, ist kein reiches Land. In der nächsten Umgebung von Madrid bildet überall ein mürber Sandstein, der sich an der Oberfläche leicht in Sand auflöst, wie in der Stadt selbst, den Untergrund. Die Vegetation ist natürlich eine sehr dürf-

tige, und selbst in den wohlgepflegten Parks reicher Besitzer, die wenige Kilometer von der Stadt entfernt sind, wo Bewässerung und Pflege künstlich einen höheren Grad von Fruchtbarkeit hervorgerufen haben, erkennt man doch in jeder Furche den aufgelösten Sandstein als den ursprünglichen Bestandtheil des Bodens.

Es gemahnt uns fast als Ironie, daß die Königin Mutter Marie Christine ihr in einer ziemlich öden Fläche gelegenes, von einem Park umgebenes Landhaus Vista alegre genannt hat.

Cordova.

Der Weg nach Andalusien, wohin ich früh im Mai 1869 aufbrach, führt durch die öde und verrufene Mancha. Vom Tajo steigt das Gelände bis zu einer gleichförmigen Höhe von etwa zweitausend Fuß über dem Meere, in deren fruchtbarsten Theil, der Gegend um Valdepeñas, ein in Spanien berühmter Wein wächst. Die Sierra Morena, die den Rand des kastilischen Hochlandes an dessen Südseite bildet, ist, von Norden gesehen, eine unbedeutende Hügelkette, deren Kamm nur zweihundertundfünfzig Fuß höher als Valdepeñas liegt. Dieser an sich so reizlose Landstrich ist aber in einer Beziehung sehr merkwürdig; er liefert den Beweis für die Macht, welche der Genius übt. Das Volk in Neu-Kastilien, namentlich in der Mancha, ist von dem ehemals wirklichen Dasein des Ritters Don Quijote fest überzeugt; es glaubt an ihn wie an die santissima virgèn. Die Leute zeigen den Schauplatz eines jeden der Abenteuer des ingenioso hidalgo, auch die Windmühle, mit der er ge-

kämpft hat. Von Cervantes wissen sie nichts; kaum einer unter hundert kann lesen, aber Don Quijote hat im Andenken der Nachwelt ein viel reelleres Dasein gewonnen, als Millionen gleichgültiger Alltagsmenschen, die wirklich gelebt haben; als manche geschichtlich bekannte Persönlichkeit.

Die Eisenbahn führt jetzt dicht an der Venta de las Cardenas vorbei, in welcher Don Quijote eine lange Reihe seltsamer Abenteuer erlebt haben soll. Diese Schenke, ein langes, schmales, einstöckiges Gebäude, dessen kleine Fenster nur wenig Licht hereinlassen, liegt am Eingange des Gebirges, von Wiesen und Wald umgeben. Wohnung, Küche und Ställe schließen sich unter einem gemeinsamen Dach aneinander. Hierher soll der Licentiat mit Dorotheas Hülfe den edlen Manchaner gelockt haben. Hier fanden sich auch Cardenio und jene merkwürdige Gesellschaft ein, deren Schicksale in einer Reihe schöner Novellen entwickelt werden. In Spanien, der damals gebietenden Weltmacht, war für Verkehrswege, für die alltäglichen Lebensbedürfnisse so schlecht gesorgt, daß eine solche Waldschenke das Nachtlager für Reisende jeden Standes sein mußte und eine Gesellschaft vereinigen konnte, wie Cervantes sie hierher versetzt. Zwar braust heutzutage der Dampfwagen durch diese Gegend, aber Spanien erhebt sich so langsam aus seinem tiefen Verfall, daß es derartige Schenken noch an der Eisenbahn giebt. Was den verschiedensten gesellschaftlichen Zuständen weit auseinanderliegender Jahrhunderte angehört, steht in Spanien jetzt noch dicht nebeneinander.

Die Fahrt durch die Sierra Morena bringt dem Reisenden eine wunderbare Ueberraschung, und selbst der Vorbereitete kann sich des mächtigen Eindrucks nicht erwehren, wenn er sieht, wie tief und steil auf der entgegengesetzten Seite sich das Gebirge zu dem andalusischen Tiefland hinabsenkt, das um 1800 Fuß niedriger als die Paßhöhe liegt. Auch der Charakter

des Gebirges selbst ist hier ein anderer: auf der Nordseite sanft ansteigendes Hügelland, hier wilde Felsenschluchten, phantastisch geformte Klippen. Auf Brücken und durch Tunnel führt die Bahn kühner als die alte Straße mitten durch diese Felsenmassen hindurch. Oben auf der Hochebene zeigt die Vegetation mitteleuropäischen Charakter; der Schienenweg führt an Buchenwäldern und Rebgeländen vorüber; unten hat die Landschaft völlig südliches Gepräge. Doch ist man hier nicht darauf bedacht gewesen die Felder, wie in der Provence, mit Oelbäumen zu bepflanzen, deren Schatten die Saaten vor der sengenden Sonne schützt. Die Oelbäume bilden gesondert eigene Olivars — regelmäßig gepflanzte Gehölze.

Weiter führt die Eisenbahn dem Guadalquivir zu, durch Gegenden, in denen Napoleons Heere die erste entscheidende Niederlage erlitten. Hier am Fuß des Gebirges, bei Baylen, kapitulirte im Jahre 1808 General Dupont und ließ die drei Divisionen seines Armeecorps vor den spanischen Generalen, dem Spanier Castaños und dem Schweizer Reding, die Waffen strecken. Sie sollten unbewaffnet nach Frankreich zurückkehren. Napoleons Zorn und die strenge Bestrafung aller Generale dieses Corps ist bekannt. Dupont hat später eine Rechtfertigungsschrift herausgegeben, und es ist viel gestritten worden, ob die Kapitulation eine Nothwendigkeit war, ob Dupont sich und das Corps retten konnte oder nicht. Mir scheint die Erklärung des Hergangs in dem dritten Artikel jener Kapitulation zu liegen, welcher besagt, daß das Corps seine Bagage unangetastet behalten sollte, und daß diese nicht von spanischer Seite untersucht werden dürfe. Wenn Dupont sein Gepäck hätte opfern wollen, konnte er sein Corps höchstwahrscheinlich retten; aber dies Gepäck enthielt das Ergebniß der Plünderung von Cordova, und den Führern war mehr an der reichen Beute, als an der Rettung des Corps gelegen.

Auch noch andere militärische Betrachtungen drängte mir die Anschauung dieser Gegend auf. Seit ich sie gesehen habe, wundert es mich nicht mehr, daß der Marschall Soult die Spanier, welche die Sierra Morena vertheidigen wollten, 1810 mit leichter Mühe überwältigte. Die Spanier hatten ihre Maßregeln so unzweckmäßig wie möglich getroffen. Es giebt nur ein Mittel, die Sierra gegen einen Feind zu vertheidigen, der von Kastilien herkömmt, und das ist am südlichen Fuß des Gebirges Stellung zu nehmen und die Ausgänge nach der andalusischen Ebene zu halten. Gegen einen Feind, der umgekehrt von Andalusien aus nach der Hochebene von Kastilien vordringen wollte, hätte dagegen der Vertheidiger in einer Stellung auf dem Kamm und den sanften Abhängen nach Norden hin die Leichtigkeit der Seitenbewegungen zur Unterstützung der bedrohten Punkte voraus, gegen einen Feind, der getrennt in den Felsenschluchten mühsam heraufstiege.

Von Andujar an wird der Charakter der Vegetation in dem breiten Thal des Guadalquivir ein völlig afrikanischer: die Felder sind überall von riesenhaften Aloëhecken eingefaßt. Zur Zeit als die Städte Andalusiens von Arabern bewohnt waren, Moscheen und maurische Paläste alle Denkmale römischer und gothischer Herrschaft verdrängt hatten: wie muß diese orientalische Bevölkerung und Kultur unter diesem Himmel, umgeben von dieser Pflanzenwelt, den Eindruck des Einheimischen gemacht haben! Die europäische Menschheit in moderner Tracht nimmt sich fremdartig in dieser Umgebung aus.

Die Brücke Puente de Alcolea, wo kurz vorher ein sehr unbedeutendes Gefecht das vorläufige Schicksal Spaniens entschieden hatte, führt die Bahn auf das linke Ufer des Stroms hinüber.

Cordova ist arm an Thürmen; nichts kündigt die unmittelbare Nähe der Stadt an, als die Torre de Malmuerte,

ein alter achteckiger Befestigungsthurm, der isolirt vor der Stadtmauer liegt und, von wuchernder Vegetation gekrönt, die niedrigen Häuser und Gartenmauern überragt.

Als Residenz der omayadischen Chalifen war Cordova die belebteste Stadt in Europa und der Sitz einer Bildung, wie sie damals in unserem Welttheil ihres Gleichen nicht hatte. Seit die Stadt wieder an Spanien gefallen, ist sie aber in stetem Sinken geblieben. Kein neues Leben hat sich in ihr geregt; der Verkehr hat nicht eine veränderte Gestaltung gefordert, deshalb hat Cordova nicht nur den Charakter einer mittelalterlichen, sondern auch insbesondere den einer orientalischen Stadt bewahrt. Die schmalen, gewundenen Straßen sind ausschließlich für Fußgänger oder Reiter, höchstens für Sänften berechnet; nur wenige sind breit genug für Wagen, und jedes Ziel ist zu Wagen nur auf weiten Umwegen zu erreichen. Doch die Gäßchen sind trotz ihrer Enge nicht düster oder feucht; die andalusische Sonne läßt sie freundlich erscheinen, ebenso der Umstand, daß die Häuser nicht zu so vielen Stockwerken aufgethürmt sind wie in den alten süddeutschen und italienischen Städten.

Alles, was die orientalische Kunst des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zu leisten vermochte unter den Chalifen die hier thronten, war aufgeboten worden, um die berühmte Moschee von Cordova zu schaffen, ein Werk, das durch Größe und monumentalen Charakter die Bauwerke des Orients übertreffen, den Gläubigen der westlichen Lande die große Moschee von Damaskus ersetzen und für sie der Mittelpunkt des religiösen Lebens werden sollte.

Der Bau tritt dem europäischen Beschauer so fremdartig entgegen, jeder Maßstab, jede Vergleichung fehlt ihm, so daß

er sich erst allmählich darin einleben muß, um sich Rechenschaft von dem wunderbaren Eindruck geben zu können. Die Hauptrichtung ist von Norden nach Süden; der Durchmesser beträgt 167 Meter. Das Allerheiligste liegt an der Südwand. Von Osten nach Westen beträgt die Breite 119 Meter. Vor der Nordseite liegt der zu jeder Moschee gehörende Vorhof, der leider arge Verunstaltungen erlitten hat. Zwar ist er noch mit schattenspendenden Orangenbäumen bepflanzt, deren Blüthen den Raum mit Duft erfüllen, und drei laufende Brunnen mit runden, in Marmor gefaßten Wasserbecken erfrischen wie ehemals die Luft. Aber der Thurm über dem Eingang mit den Altanen, von denen der Muezin die Gläubigen zum Gebet rief, ist durch einen Glockenthurm von sehr krauser Architektur ersetzt, und die den Hof an drei Seiten umgebenden Arkaden, deren Hufeisenbogen auf schlanken Säulen ruhten, sind fast alle zugemauert.

Die Nordseite der Moschee bildet die vierte Seite dieses Vorhofs und in dieser Wand öffneten sich neunzehn große Thore, nach oben in Bogen von Hufeisenform abgeschlossen, zu beiden Seiten von kleinen Bogenfenstern begleitet. Diese Thore führten zu ebenso viel Säulengängen und gewährten vom Vorhof aus den Einblick in den wunderbaren Säulenwald des Inneren. Der Bau hatte sonst keine Fenster; aber Tausende von ewig brennenden Lampen verbreiteten ein zauberhaftes Licht in den Hallen.

Dieser Eindruck ist jetzt sehr gestört. Nach der Eroberung durch den heiligen Ferdinand von Kastilien zur Domkirche geweiht, ist die Moschee unter Karl I. von Spanien, dem V. in der Reihe der deutschen Kaiser, auch baulich in eine solche umgewandelt worden, so weit das möglich war. Nicht nur die Arkaden des Hofes, auch alle Thore der Moschee sind zugemauert bis auf das sechste von der westlichen Ecke her, das

als Puerta del Perdon in eine christliche Kirchenthür verwandelt ist, hinter der ein abgesperrter Raum eine kleine Vorhalle der Kirche bildet. Die ursprüngliche Anordnung der Säulen konnte glücklicherweise nicht gestört werden; sie sind sämmtlich Monolythen von kostbarem Gestein, Porphyr, Jaspis und seltenen Marmorarten, ohne Fuß und ohne Cannelirung, kaum zwanzig Fuß hoch, mit nur wenig ausgearbeiteten Capitälen korinthischer Ordnung. Viele sollen antiken Tempeln entnommen und die übrigen ihnen nachgebildet sein. So hat der älteste arabische Bau in Spanien mit einer Anlehnung an die Antike und der Benutzung ihrer Trümmer begonnen; doch der dem Ganzen zu Grunde liegende Gedanke, einen Palmenhain in Stein nachzubilden, gehört dem Orient an.

In der Richtung der Längenschiffe schwingt sich je ein freischwebender Bogen in Hufeisenform wie ein losgelöster Gewölbegurt von einer Säule zur anderen. Zwischen den beiden Bogen, die so auf jedem Säulencapitäl zusammentreffen, erhebt sich ein nur wenige Fuß hoher viereckiger Pfeiler, von dessen Gipfel aus sich abermals zwei ebensolche freischwebende Bogen zu den beiden nächsten von Säulen getragenen Pfeilern hinüberbeugen, so daß über den Säulen gleichsam eine phantastisch durchbrochene Wand entsteht. Darüber schloß ehemals die reich verzierte flache Holzdecke das Ganze nach oben ab, wahrscheinlich getragen von Holzstützen, die als zweiter Auffatz auf den von Säulen getragenen Pfeilern ruhten.

Ein kühn ausgeführtes phantastisches Spiel mit den Elementen der Baukunst; aber der Eindruck ist dennoch imponirend und erfreulich; es ist das Spiel einer ringenden, strebenden Jugend, nicht das eines ohnmächtigen Greisenalters, wie es uns in den Werken mancher anderen Periode entgegentritt.

Sehr eigenthümlich ist der Blick die Querschiffe entlang, in denen sich dem Auge die Reihe der schwebenden Bogen

hintereinander zu einer Art von Gewölbe gestaltet. Der Eindruck des Phantastischen steigert sich noch dadurch, daß die schwebenden Bogen aus abwechselnd weißen und blaßrothen, der Wölbung gemäß zugeschnittenen Werkstücken zusammengefügt sind.

Im sechszehnten Jahrhundert, als die Kathedrale in die Moschee hineingebaut wurde, ist die reiche arabische Holzdecke durch einfache flache Kreuzgewölbe ersetzt worden. Jedes der neunzehn Längenschiffe hat sein eigenes Gewölbe, und um dieses zu stützen, sind über jeder Säule zwischen den beiden oberen schwebenden Bogen Gewölbzwickel hineingebaut worden und an deren Fuß je ein Kragstein. Sie tragen die Gewölbegurten, die sich quer über die Schiffe spannen. Um Licht in das Innere zu bringen, nachdem die Thore zugemauert und die Lampen entfernt waren, ist in bestimmten Abständen eines der Vierecke, dessen Endpunkte durch vier der Säulen des Schiffes gebildet werden, nicht überwölbt, und über einem solchen Viereck erhebt sich auf zwei Gewölbgurten und zwei schwebenden Bogen der höheren Reihe eine schmucklose viereckige Laterne, die mit ihren Fenstern über das Dach des Gebäudes hinausragt und in eine kleine Kuppel ausgeht. An sich unschön, verbreiten diese Laternen auch ein sehr ungleiches Licht in dem Raum; unmittelbar unter ihnen ist es hell, weiterhin unter den Säulen herrscht völlige Dunkelheit. Einige der mit Laternen überdachten Räume sind als offene Kapellen behandelt, deren Altar sich an einen der stützenden Pfeiler lehnt. Doch die größte Ueberraschung wartet des Wanderers, der beim Durchschreiten des östlichen Theils auf einen rothen Vorhang stößt und hinter diesem sich plötzlich in einer hellerleuchteten christlichen Kirche von spätgothischer, zur Renaissance neigenden Bauart befindet, deren Oberbau hoch über das Dach der Moschee hinausragt. An sich ist die einschiffige, in Kreuzesform gebaute Kirche schön;

allein um ihre Umfassungsmauern herzustellen, hat man die Zwischenräume der Säulen auf der betreffenden Linie zugemauert und die Säulen und Bogen im Inneren sind beseitigt. Oben, wo der Bau über die Moschee hinausragt, hat er einen Fensterkranz, durch den helles, wohlthuendes Licht in die Kirche fällt. Ein Spitzbogengewölbe mit einem sehr reichen, geschmackvollen und leichten Gewölbegurtennetz schließt den Raum ab. Das Innere der Kirche mit den Stuckarbeiten, Vergoldungen, rothen Sammettapeten, dem prächtigen Altargeräth und den schön verzierten Chorstühlen macht den Eindruck heiteren Reichthums und bildet keinen ungünstigen Gegensatz zu der feierlichen Dämmerung der Moschee. Die Eintheilung ist die in den spanischen Kirchen übliche; die um einige Stufen erhöhte Tribüne ist nicht als Chor, sondern als Capilla Mayor behandelt. Die Stühle der Chorherren nehmen zu beiden Seiten die ganze Länge des Langschiffs ein, so daß für die Gemeinde nur das Querschiff übrig bleibt, und auch in diesem ist noch der mittlere Raum zwischen der Capilla Mayor und den Chorstühlen durch ein zierliches Bronzegeländer geschlossen. Das Querschiff selbst ist rund um offen, nur durch rothe Sammetvorhänge gegen die Moschee abgesperrt; die hochaufstrebenden Mauern des Oberbaues ruhen auf Pfeilern, ja zum Theil auf den schlanken Säulen und leichten Bogen der Moschee, so daß die gewaltigen Mauermassen, nur von so leichten Stützen getragen, fast in der Luft zu schweben scheinen.

Bald aber beginnt man sich Rechenschaft davon zu geben, wie viel durch diesen Kirchenbau verdorben und zerstört ist. Außerhalb des Bereichs dieses Domes sind die Längendurchsichten durch die Säulengänge der Moschee bis in die Tiefe des Gebäudes erhalten, desgleichen auch die noch viel eigenthümlichere Perspektive der Querschiffe. Durchaus gestört aber sind die Diagonaldurchsichten durch den Säulenwald; die frei-

schwebenden Bogen erscheinen, in solcher Richtung gesehen, perspektivisch verschoben, in phantastischen Verschränkungen und machen so vor Allem den Palmenwald anschaulich, den der Bau darstellt; jetzt stoßen die Diagonalen überall auf die Wände der Kathedrale und enden in undurchdringlichem Dunkel.

Auch Karl V. vermochte den Unwillen nicht zu unterdrücken, als er sah, was zerstört worden war, und erklärte den spanischen Kirchenfürsten, daß er nie seine Einwilligung dazu gegeben hätte, wenn er gewußt, was für ein Kunstwerk hier preisgegeben würde. Auch außerhalb der eingebauten Kathedrale hat die Kirche von der Moschee Besitz ergriffen: außer den schon erwähnten Kapellen unter den Laternen sind die beiden äußersten Längenschiffe der Moschee an der Ost- und Westseite des Baues in lange Kapellenreihen verwandelt worden; vor der Westseite der Kathedrale, nur durch einen geringen Zwischenraum von ihr getrennt, ist gar noch eine Kirchenfacade im Renaissancestil aufgebaut, die kein Gebäude hinter sich hat und wie eine Theaterdecoration dasteht.

Glücklicherweise ist das Allerheiligste des mohamedanischen Gottesdienstes, die Kibla der Moschee und ihre nächste Umgebung, ganz unverändert geblieben. Sie liegt auf der Längenachse desjenigen Längenschiffs der Moschee, zu dem die Puerta del Perdon führt, das muthmaßlich die Mitte des ursprünglichen Baues bildete, der somit nur elf Längenschiffe gehabt haben muß. Die acht weiteren Längenschiffe, die in der Richtung nach Osten angefügt sind, bilden die Erweiterung, die der Bau zweihundert Jahre nach seiner Gründung erfahren hat. Daß er auf Kosten der Regelmäßigkeit nur nach dieser einen Seite hin erweitert wurde, bedingte die Oertlichkeit. Dicht an der Westseite der Moschee führt der Weg zu der Brücke über den Guadalquivir, und jenseits des Wegs lag der Palast des Chalifen. Daß die Erweiterung nur in der einen

Richtung nach Osten stattfinden konnte, kam später dem Bau bei der christlichen Umgestaltung zu statten. Die gothische Kathedrale hat infolge dessen in dem Raume Platz gefunden, der ostwärts von dem alten Mittelschiff der Moschee liegt, und dieses selbst ist ganz unberührt geblieben. Zwei Bogenstellungen in der Länge dieses Schiffes und an dessen südlichem Ende sind als Vorhalle der Kibla abgesperrt durch ein quer durch das Schiff gezogenes eisernes Gitter, das sich zu beiden Seiten den Säulen anschließt. Freischwebende Doppelbogen darüber, die von den Capitälen ausgehen, verbinden die Säulen unter sich und mit den nächsten des Langschiffs. Sowohl hier als in der Längenrichtung der Vorhalle sind diese Bogen reicher gegliedert als in dem übrigen Bau, wellenförmig gezackt und wie Bänder verschlungen. Eine Gitterthür zwischen den Säulen führt in die Vorhalle, deren Mitte von einer hölzernen Kuppel überwölbt ist, einer media naranja, halben Orange, wie diese mauresken Kuppeln hier genannt werden. Das eigenthümliche Steingerüst von schwebenden Bogen und kleinen Stützen, auf dem diese Kuppel ruht, ist ohne Zeichnung nicht zu verdeutlichen, ein Filigran von Stein und ganz orientalisch wie die flache Holzkuppel selbst, die, dunkelroth gefärbt und mit Vergoldungen verziert, den umgestülpten Kelch einer Blume darstellt.

Der eigentliche Eroberer von Cordova, der Feldherr des kastilischen Heeres unter König Ferdinand, der Graf von Oropesa, liegt hier begraben unter einem einfachen, nach oben flach gerundeten Marmorblock, der den künstlerischen Eindruck des Raums nicht stört. In der Rückwand der Halle öffnet sich das Thor der Kibla, überwölbt von einem Bogen, wie er an arabischen Thoren häufig vorkömmt, der von unten als Hufeisenbogen aufsteigt, nach oben aber mit einer Ogivalspitze abschließt. Dieser Bogen, der auf zwei kleinen in die Mauer eingelassenen Jaspissäulen ruhend das Thor umgiebt, ist mit

buntem Stuck und Mosaik aus farbigen Glaspasten bekleidet. Das Licht, das durch die kleinen Fenster hoch oben in der Rückwand des Tempels in diesen heiligen Raum fällt, ist so schwach, daß die Architektur kaum zu erkennen ist. Zur Zeit der Araber war dies kein Uebelstand, denn in dieser Vorhalle befanden sich zwei große Kandelaber mit brennenden Wachsfackeln; die ganze Anlage ist sichtlich auf diese glänzende, künstliche Beleuchtung berechnet. Jetzt wird für den Besucher ein Wachsstock angezündet; der Kirchendiener befestigt ihn an eine Stange und leuchtet an dem Bogen herum. Mit demselben spärlichen Lichtschimmer muß man sich auch in der Kibla behelfen, dem kleinen achteckigen Allerheiligsten, das ohne Fenster, ohne Licht von außen, gleichsam in der gewaltigen Ringmauer ausgehöhlt ist. Die Wände sind mit Stuccoarabesken reich verziert. Verse des Korans, aus Lettern von vergoldetem Glase zusammengesetzt, ziehen sich in horizontaler Richtung durch das Ornament. Die Kuppel besteht aus einem ausgehöhlten Marmorblock und stellt das Innere einer flach gewölbten, gerippten Muschel dar.

Der Eingang in die Kibla liegt an einer der Ecken des Achtecks, welche durch das Thor abgeschnitten wird. Wie die Vorhalle muß auch dieser Raum zur Zeit der arabischen Herrlichkeit einen ganz anderen Eindruck gemacht haben als jetzt. Er war milde durch das Licht einer immer brennenden Ampel beleuchtet, die an silberner Kette von der Wölbung herabschwebte. Der Koran, von des Chalifen Othman eigener Hand geschrieben, lag auf einem reich verzierten Pult unter dieser Ampel. Dieses stille und glänzende Gemach konnte nicht verfehlen, dem Gläubigen den Eindruck eines geheimnißvollen Heiligthums zu machen, zu dem der gesammte Riesenbau nur die Vorhalle bildete. Die Pilgrime, denen der Eintritt vergönnt war, mußten das Heiligthum im Inneren siebenmal auf

den Knieen umkreisen; wie oft dies geschehen ist, zeigt der vertiefte Pfad an den Wänden entlang, den die Pilger auf diese Weise nach und nach ausgehöhlt haben. Doch haben solche Ceremonien in der Religion Mahomets nicht die Bedeutung, die ähnlichen in der katholischen Kirche beigelegt worden ist. Der mahomedanische Priester hat keine Macht zu binden und zu lösen. Der Gläubige, der nach Mecca wallfahrtet, erfüllt einfach eine Pflicht; Vergebung der Sünden, Ablaß, Eingang zum Himmelsthor glaubt er damit nicht zu gewinnen.

Neben der Vorhalle der Kibla befindet sich noch ein zweiter, durch Gitter in gleicher Weise abgesperrter Raum: die Makfura, die nur die Priesterschaft und ihr Oberhaupt, der Chalif, betreten durfte. Dort stand ehemals der berühmte prächtige Thron des Chalifen Almanzor.

Um den Thurm des Vorhofs besteigen zu können, bedarf es der Erlaubniß des Bischofs. Dieser Umstand führte mich in den nahegelegenen bischöflichen Palast, dessen gegenwärtige Gestalt aus dem achtzehnten Jahrhundert herrührt, und der den Beweis liefert, welche großen Rückschritte die Kunst insbesondere auch in Spanien zwischen dem sechszehnten und achtzehnten Jahrhundert gemacht hat. Etwas plumperes, schwerfälligeres, als seine Prachttreppe in schwarzem Marmor ausgeführt, läßt sich kaum denken.

Die Aussicht von dem Thurm ist im höchsten Grade interessant, weil sich von hier aus die Construction der Moschee und der Kathedrale erst mit vollkommener Klarheit übersehen läßt. Von dieser Höhe wird erst offenbar, was gewisse starke Pfeiler in der Nähe des christlichen Baues bedeuten, die den Raum zwischen vier Säulen ausfüllen, welche gleichsam ihre vier Ecken bilden. Hier oben sieht man, daß diese Pfeiler starke Strebebogen tragen, um die Ecken der Kathedrale zu stützen und den Bau zusammenzuhalten. Die Ecken der Giebel-

seite werden je durch einen solchen Bogen gehalten; eine jede der vier Ecken des Querschiffs durch zwei, die von verschiedenen Seiten in den beiden Hauptrichtungen des Baues aufsteigen und an der Ecke selbst im rechten Winkel zusammentreffen. Die leichte Unterlage des Querbaues macht so starke Seitenstützen nothwendig.

Ueber den Dom und den Guadalquivir hinweg wird die Aussicht im Süden durch flach ansteigende, bis zum Kamm hinauf beackerte Anhöhen begrenzt. Nach der Nordseite liegt zunächst die Stadt, so eng zusammengeschlossen, daß sie selbst für ihre gegenwärtige Einwohnerzahl von etwas mehr als vierzigtausend Menschen klein erscheint. Sie hat in der Landschaft ein trübes Colorit, weil die Dachziegel, wie in allen andalusischen Orten, eine todte graue Farbe haben. Eigenthümlich ist auch, daß, weil der Wagenverkehr fehlt, kein Geräusch zu dem Thurm hinaufschallt, wie sonst aus belebten Städten. Jenseits der Stadt dehnt sich das breite, gut angebaute Thal des Guadalquivir aus, begrenzt von der Kette der Sierra Morena.

Die Bauart der Häuser erinnert an die Sitte des Orients. Es leben in Cordova viele reiche Adelsfamilien, aber ihre schönen und geräumigen Paläste haben nach der Straße hin nur weißgetünchte, fensterlose Mauern, um die Hitze abzuwehren. Durch ein großes, für gewöhnlich geschlossenes Thor tritt man in den schönen Patio, einen Hof von Säulenhallen oder moresken Arkaden umgeben, dessen freier Raum zu Gartenanlagen benutzt ist. Hier sind die Cypressen oft zu künstlichen Lauben, zu kleinen Tempeln gezogen. Marmorvasen stehen zwischen dem üppigen Grün tropischer Gewächse, laufende Brunnen oder auch Springbrunnen erfrischen die Luft. Der

ganze architektonische Schmuck des Hauses ist diesen Höfen zugewendet. In ihnen verleben die Bewohner einen großen Theil des Tages; unter den Säulenhallen verbringen sie im Winter die warmen Mittagsstunden, im Sommer die duftigen Abende bei glänzendem Mondschein.

Den orientalischen Eindruck der Stadt stören auch die christlichen Kirchen nicht, die noch meist muezarabische sind, d. h. schon zur Zeit der Araber hier standen und geduldet wurden. St. Miguel, die merkwürdigste unter ihnen, die den romanischen Stil einer sehr frühen Periode zeigt, deren neueste Theile selbst aus dem zwölften Jahrhundert herrühren, hat ein maurisches Portal und auch sonst manchen orientalischen Schmuck. Da auch die anderen Kirchen keine Thürme haben, verschwinden sie gleichsam in dem Gesammtbilde der Stadt.

Einen Theil von Cordova jedoch giebt es, den Spanien in seinem Geist gegründet hat, auf dem spanisches Leben und spanische Sitte sich eingerichtet haben inmitten der arabischen Stadt, gleichwie die Kathedrale inmitten der arabischen Moschee. Das ist die Plaza de la Corredera, ein geräumiger, rechteckiger Platz, auf dem vor Zeiten Turniere und Stiergefechte gehalten wurden. Die Gebäude, die diesen Platz umgeben, sind von monumentalem Charakter und ihre Architektur bildet den vollkommensten Gegensatz zu der jener Paläste maurischer Art. Da es hier darauf ankam etwas zu sehen, das auf dem Platz vorging, sind ihre Façaden mit langen Fensterreihen in mehreren Stockwerken übereinander nach außen, nach dem Platz gewendet; sie sind von durchaus gleichförmiger und zusammenhängender Architektur, so daß nur das Stadthaus gleichsam als ein bevorzugter Pavillon reicher ausgestattet hervortritt, das Ganze wie ein einziges kolossales Gebäude, der Platz als der innere Hof eines Palastes von riesenhaften Dimensionen erscheint; um so mehr, da die Straßen, die auf den Platz führen,

durch große Thorwege auf denselben münden, ohne die Häuserreihe zu unterbrechen. Sichtlich ist das Streben dahin gegangen, so viel Plätze wie möglich für Zuschauer zu schaffen. An jedem der zahlreichen Stockwerke dieser Gebäude läuft ein langer Balcon mit leichtem Eisengitter ohne Unterbrechung an der ganzen Häuserflucht entlang rund um den Platz. Jetzt dient dieser an ritterliche Spiele und Stiergefechte erinnernde Platz, der in der orientalischen Stadt doppelt fremdartig wirkt, als friedlicher Gemüsemarkt. Die Stiergefechte werden seit langer Zeit in einem Circus nahe am Bahnhof gehalten. Aber obwohl Andalusien das eigentliche Heimathland der Stiere und Stiergefechte ist, sind diese Schauspiele hier bei weitem weniger glänzend als in Madrid. Ein Jahrmarkt, der eben eröffnet war, hatte Veranlassung gegeben deren für drei Tage nach einander anzukündigen. Ich habe eins derselben mit angesehen. Auffallend war, daß, um Kosten zu sparen, so wenige Pferde als möglich geopfert werden sollten; die todtwunden Thiere wurden immer von neuem an den Stier herangetrieben.

Auch eine italienische Oper dritten Ranges hatte sich für die Zeit des Jahrmarktes eingefunden, wurde aber im Vergleich mit dem Stiergefecht wenig besucht. Nicht nur in der Hauptstadt, auch in den Provinzen ist die Oper stets italienisch; eine spanische Oper giebt es nicht. In ihrer eigenen Sprache führen die Spanier nur sogenannte Zarzuelas auf, die den deutschen Singspielen entsprechen; von fremden Compositionen in ihre Sprache übersetzt nur Offenbach's Operetten.

Die öffentlichen Spaziergänge heißen in Cordova offiziell Paseo della Vittoria und Campo de la Vittoria, aber das Volk kümmert sich um diese Namen nicht und nennt diese Promenaden

in denjenigen Provinzen, die lange unter arabischer Herrschaft gestanden haben, ohne Unterschied Alameda. So nannten sie die arabischen Herren des Landes und dabei ist es geblieben.

Die Alameda von Cordova ist eine einfache, aber sehr schöne Anlage. Schnurgrade Baumgänge führen zu mehreren Springbrunnen und fließenden Gewässern, und da es hier nicht an Wasser mangelt, entfaltet sich in dessen Nähe eine reiche Vegetation und Blumenpracht. Unter den Baumreihen waren während meiner Anwesenheit die Jahrmarktszelte aufgeschlagen, und das Landvolk bewegte sich in Menge um sie her; der etwas ärmlich ausgestattete Markt sorgte offenbar vorzugsweise für die Bedürfnisse der ärmeren Stände. Nur Abends, als Zelte, Baumreihen und Springbrunnen durch farbige Lampen erhellt waren, erschien auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl eleganter Equipagen und reicher Livreen auf der Alameda; doch nur auf weiten Umwegen können die Wagen aus der Stadt in das Freie und wieder zurück gelangen.

Der Stadttheil, der sich im Westen der großen Moschee abwärts am Flusse ausdehnt, ist jetzt ziemlich wüst. Hier erhob sich einst der Palast der arabischen Könige und ein verwilderter Rasenfleck heißt noch jetzt der Garten des Alcazar. Der dicht dabei liegende Alcazar nuevo gleicht einer mittelalterlichen Burg; er war bis vor kurzer Zeit der Sitz der Inquisition und dient jetzt als Gefängniß. Nahe der Brücke erhebt sich auf einem kleinen, von ärmlichen Häusern umgebenen Platz ein sogenannter triumfo, eine schmächtige Säule, auf einem künstlichen Roccocofelsen mit Inschriften in Jesuitenlatein, oben darauf die Statue des Erzengels Michael, des christlichen Schutzpatrons von Cordova.

6*

Das Thor am Eingang der Brücke soll von Herrera, dem Baumeister des Escurials erbaut sein, eine schlechte Nachahmung eines römischen Triumphbogens. Die Brücke selbst, die aus Römerzeit herrühren und von den Arabern umgebaut sein soll, führt nicht in gerader Richtung über den Fluß. Sie macht eine leichte Biegung und ruht auf sechszehn Bogen von auffallend verschiedener Spannung; theils sind es Spitzbogen, theils Rundbogen, die sich durch eine kleine Auslage am Fuß der Hufeisenform annähern. Der Guadalquivir ist hier bei ansehnlicher Breite sehr seicht, und hat so wenig Fall, daß die Wasserkraft nicht hinreicht eine Mühle zu treiben. Oberhalb der Brücke wird er durch ein Wehr gestaut. Der Brückenkopf auf dem linken Ufer, ehemals bestimmt, den Zugang zur Stadt zu sperren, ist als Denkmal mittelalterlicher Befestigungskunst von großem Interesse. Der innere Kern, wohl aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührend, ist lediglich auf Vertheidigung gegen eine Leitererſteigung eingerichtet. Niedrige, gemauerte Werke, die gleichsam um den Fuß des hohen Donjons angelegt sind, rühren aus der Zeit her, in welcher der Gebrauch der Feuerwaffen anfing bedeutend zu werden.

Auf dem Rückweg nach der Stadt in einem Gäßchen des ärmlichsten Stadtviertels sah ich zum ersten Male eine echt spanische Weinhandlung, eine nach der Straße offene, gewölbte Halle. Schlauch an Schlauch, wohl fünfzig bis sechszig hingen an eisernen Haken von dem Gewölbe herab, Kalbsbälge von hellstem Gelb bis zum dunkelsten Braun und in allen möglichen grauen Schattierungen, sämmtlich mit Wein gefüllt, ohne Kopf, alle Viere herausfordernd von sich streckend. Die Scene, in der Don Quijote in der Venta de Cardenas mit den Weinschläuchen des Wirths, die er für feindliche Wesen hält, ritterlich kämpft, wurde mir hier anschaulich und lebendig.

Ein Ausflug nach den Eremitas, einer berühmten Colonie von Einsiedlern, führte mich mit einem reitenden Führer zu Pferde in die Sierra. Wir ritten an Feldern entlang, von so hohen Aloehecken eingefriedigt, daß ich deren Spitzen zu Pferde nicht erreichen konnte. Am Fuß des Gebirges sind die Aecker theilweise mit schattenspendenden Oelbäumen bepflanzt. Der Pfad windet sich nun das spärlich mit Zwergbäumen bewachsene Gebirge hinan, heute von Landleuten in bunter Tracht, die vom Markt zurückkehrten, vielfach belebt. Hoch oben an schattiger Stelle, wo der Weg sich theilt, liegt von Gemäuer eingefaßt ein Röhrbrunnen, der übliche Halteplatz. Hier trennen sich, nach einem kühlen Trunk, der Menschen und Thiere erfrischt, die Gruppen der Wanderer nach verschiedenen Richtungen — und wie sich unter Menschen, die in festlicher Stimmung eine Strecke mit einander wandern, leicht ein gegenseitiges Wohlwollen entwickelt, nahmen auch hier Leute, die einander vielleicht nie zuvor gesehen hatten, freundschaftlich von einander Abschied, und riefen einander noch lange aus der Ferne, von verschiedenen Pfaden her, laut wiederhallend Lebewohl und Heil zu. — Unser Weg steigt an den Abhängen, die dem Thal des Guadalquivir zugewendet sind, weiter aufwärts, und nach einer starken Stunde hielten wir vor der Pforte der Eremitas, einer Colonie von Einsiedeleien, die unregelmäßig zerstreut um eine unbedeutende kleine Kirche her liegen, von einer Mauer umschlossen, gleich dem Eremo der Camaldulenser in den Apeninen, nur minder großartig. Da der Boden hier fruchtbarer als sonst im Gebirge ist, haben die Einsiedler Gemüsegärten und kleine Felder angelegt und Oelbäume gepflanzt; doch sieht das Ganze nicht sonderlich gepflegt aus. Neben dem Eingangsthor innerhalb sind eiserne Ringe in die Mauern gelassen, um die Pferde anzubinden. Dann führt der Weg zu einem großen hölzernen Kreuz, in dessen steinernem

Unterbau sich ein Todtenschädel mit ascetischer Inschrift hinter einer Glasscheibe zeigt. An das Leben, an strebende Thätigkeit, an selbständige Entwickelung geistiger Kräfte und der Macht des Denkens erinnert die römische Kirche kaum jemals. Die Furcht vor dem Tode und dem Jenseits soll ihr die Macht über die Menge sichern. Mahnungen, wie diese hier, sind es, die überall wiederkehren. —

Weiter abwärts auf einer Terrasse steht ein großer Thron von Marmor, „der Sessel des Bischofs" genannt, mit einer herrlichen, weit umfassenden Aussicht auf das Thal des Guadalquivir.

Der Einsiedler, der sich bei dem Kreuz zu uns gesellte, trug eine Kapuzinerkutte, einen Strick um den Leib und einen breitkrämpigen grauen Hut auf dem Kopfe. Seine rundliche Gestalt ließ nicht auf strenges Fasten schließen; die Züge waren trivial und stumpf. Mit dem Führer unterhielt er sich auf dem Fuß völliger Gleichheit, und das Gefühl seiner Einsiedlerwürde erwachte erst, als ich, durch sein Gewand veranlaßt, ihn fragte, ob die Klausner nach der Regel des heiligen Franziskus lebten. Darauf belehrte er mich stolz: die Brüderschaft sei viel älter als der Franziskanerorden und sie lebe nach ihrer eigenen Regel; nach seinen Worten mußte man glauben, daß sie aus den ersten Jahrhunderten des Christenthums herrühre. Doch war er viel zu unwissend, um Auskunft geben zu können, wie und unter welchen Bedingungen diese Brüderschaft unter arabischer Herrschaft habe fortbestehen können, wie dies nach ihrem angeblichen Alter doch der Fall gewesen sein mußte. So ungenügend seine Mittheilungen aber auch waren, machten sie mir doch den Ort und seine Bewohner geschichtlich merkwürdig. Sie erinnerten mich an die Entstehungsgeschichte des Ordens der Augustiner-Eremiten, der aus solchen freiwilligen Verbrüderungen von Klausnern hervorgegangen ist. Wie einst in den

frühesten Zeiten des Christenthums in der Thebaïs jene Ansiedlungen strenger Anachoreten, hatten sich auch im frühen Mittelalter derartige zwanglose Colonien von Einsiedlern in fast allen Ländern des mittleren und westlichen Europa zusammengefunden — fast immer in öden Landstrichen, in Wald und Gebirge. Dies geschah auch noch, nachdem der heilige Benedict das Mönchswesen geregelt hatte, nachdem nicht nur die Benedictiner, in mehreren Congregationen, sich zu geschlossenen Orden fest organisirt hatten, und neue kosmopolitische Orden gestiftet waren, die überall von Rom geleitet, die sicherste Stütze seiner Macht wurden. Als dann die großen Päpste des dreizehnten Jahrhunderts darauf bedacht waren, die Kirche in ihrer Gesammtheit streng zu discipliniren — alle ihre Zweige unmittelbar der unbedingten Herrschaft des römischen Stuhls zu unterwerfen, konnten auch die Klausneransiedlungen ihrer Aufmerksamkeit nicht entgehen. Diese Gemeinden, die bis dahin selbständig oder doch nur von dem Bischof der Diözese in formloser Weise abhängig, ohne eigentliche Regel, oder unter einer von ihnen selbst vereinbarten lebten, ohne dem Papstthum wesentlich zu nützen, wurden jetzt besser organisirt. Sie erhielten von Rom aus eine gemeinsame Regel und wurden insgesammt zu dem Augustiner-Eremitenordeu zusammengefügt.

Wie ist nun diese Klausner-Verbrüderung hier in der Sierra Morena selbständig geblieben? der Einverleibung in den Augustinerorden entgangen? Wenn die hiesige Region zur Zeit als dieser Orden gestiftet wurde noch unter arabischer Herrschaft gestanden hätte, ließe es sich leicht erklären, aber die Bulle Papst Alexanders IV., durch die der Augustinerorden endgültig constituirt wurde, ist vom Jahre 1256, und damals war Cordova bereits seit zwanzig Jahren durch König Ferdinand den Heiligen erobert. Niemand vermochte mir Auskunft zu geben.

Ich besuchte eine der leerstehenden Klausen; von den zwölf waren zur Zeit nur sechs bewohnt. Sie sind alle nach gleichem Muster aus Stein gebaut, innen und außen weiß getüncht, und enthalten je drei Räume: eine kleine Vorhalle, den eigentlichen Wohnraum, der sechs bis sieben Fuß ins Gevierte mißt und auch als Oratorium dient, und eine kleine Küche mit angemessenem Feuerheerd, da die Klausner nicht wie die Karthäuser die dünne Klostersuppe aus gemeinschaftlicher Küche geliefert erhalten. Diese eigene Küche erklärte mir die rundliche Gestalt unseres führenden Klausners, auch war es gewiß kein Zufall, daß der Einsiedler mich in eine leerstehende Klause und nicht in seine eigene Wohnung führte.

Das Bett im Wohnraum besteht aus ein paar zusammengefügten Brettern und einer dünnen Strohmatte; an der anderen Wand steht ein einfacher Tisch mit einem Strohstuhl davor, und in einer Wandnische darüber ist das Kruzifix und der Todtenschädel angebracht. Das einzige Buch, das der Klausner lesen darf, ist selbstverständlich nicht das Evangelium, es heißt Exercitios de la Perfection, ein Werk des Pater Rodrigues von der Gesellschaft Jesu. Diese Thebais in der Sierra Morena ist jedenfalls um eine Reihe von Jahrhunderten älter als die Gesellschaft Jesu, dennoch haben die Jesuiten sich auch ihrer zu bemächtigen gewußt. Dem Gebot des Papstes, der Einverleibung in den Augustinerorden haben sich die Eremitas zu entziehen vermocht, dem Einfluß der Jesuiten nicht.

Wir besuchten auch die ganz unbedeutende kleine Kirche — und da sagte mir mein Führer, auf meine Frage, die Art, das erwartete kleine Geschenk zurückzulassen, sei, einen geweihten Rosenkranz zu kaufen. — Ich nahm drei Pecetas zur Hand. — O! dafür müsse ich wenigstens drei Rosenkränze bekommen! — Was soll ich damit? für mich ist einer zu viel! — Mit schalkhaftem Lächeln erwiderte der Führer, ein hübscher junger

Bursche — ich möge sie ihm geben; man sei sehr willkommen bei den hübschen Mädchen unten im Thal, wenn man ihnen geweihte Rosenkränze aus der Sierra mitbringe.

Ich erhielt denn auch, ohne daß ich ausdrücklich diese Zahl gefordert hätte, drei Rosenkränze von schlechten Glasperlen. Der Klausner aber, der sich hier in der Perfection exerzirt, handhabte sie, trotz der hohen Weihe, die ihnen anklebt, ohne jede Spur von heiliger Scheu, sehr rücksichtslos obenhin, ganz wie ein Krämer landläufige Handelswaare von geringem Werth.

Sevilla.

Als ich von Cordova zur Weiterreise aufbrach, zeigten sich die Leute im Gasthof sehr verwundert. Daß ein Fremder von Distinction, anscheinend freier Herr seiner Zeit und seiner Bewegungen, in einem Augenblick abreist, wo noch zwei Stiergefechte in unmittelbarer Aussicht stehen — das hat für Spanier etwas geradezu unbegreifliches.

Das Thal des Guadalquivir behält stromabwärts zunächst seinen früheren Charakter; dann verringert sich der Anbau mehr und mehr und von Carmona an geht die Bahn durch eine öde Wüste. Einst war diese Gegend der Garten Europa's und lieferte die Mittel eine Stadt zu ernähren, wie es Sevilla zu seiner glänzenden Zeit war. Die Araber hatten Bewässerung und Entwässerung, deren der Boden der geringen Abdachung wegen hier auch bedarf, auf das sorgfältigste eingerichtet und dadurch diese Ebene in einen blühenden Garten

verwandelt. Unter der Herrschaft der katholischen Könige und der Kirche ist Alles zu Grunde gegangen, und infolge der stockenden Gewässer die Gegend eine Fieberregion geworden. Einzelne Reste des maurischen Canalsystems tragen in ihrem jetzigen vernachlässigten Zustande noch dazu bei, das Uebel zu verschlimmern, und so hat denn das letzte bewohnte Dorf dieser Einöde etwa vor zwanzig Jahren von seinen Bewohnern verlassen werden müssen.

Einer Herstellung der Bewässerungscanäle aber widersetzt sich Sevilla, das seinen Stolz darin setzt, Seestadt zu sein; der Guadalquivir soll bis zur Stadt hinauf schiffbar bleiben. Mit großem Selbstgefühl berichtet jeder Sevillaner wie ehemals mit Gold und Silber beladene Schiffe aus Amerika den Strom heraufkamen und an dem Goldthurm, torre del Oro, landeten. Würde der Guadalquivir oberhalb der Stadt angezapft, um die Felder zu befruchten, so könnte er aufhören schiffbar zu sein. Diese Interessen Sevillas sind erst nach der Entdeckung Amerika's und durch sie entstanden. Sie verdienten wohl nie, daß ihretwegen ein paradiesischer Landstrich in eine ungesunde Wüste verwandelt wurde. Jetzt vollends, wo die Stadt keine Silberflotten mehr von jenseits des Oceans zu erwarten hat, sind sie in Wahrheit keiner Beachtung werth. Aber wenn man auch einsehen wollte, von welcher unberechenbaren Bedeutung es wäre, jenes Sumpfland der Kultur wieder zu gewinnen, in dem heutigen Spanien fehlen die Kapitalkräfte und die Energie, ein solches Werk durchzuführen.

In der unmittelbaren Nähe der Stadt ist das Gelände wieder besser angebaut, doch wird auch hier dem Boden nicht abgewonnen, was er geben könnte.

Sevilla imponirt in hohem Grade durch die großartige Eigenthümlichkeit seiner Dome, seiner Paläste und öffentlichen Gebäude, seiner Spaziergänge; fast mehr noch als Cordova

der gewohnten europäischen Alltäglichkeit entrückt. Selbst die eleganten, mit Maulthieren bespannten Equipagen auf der Hauptpromenade der Stadt passen zu der mehr afrikanischen als europäischen Vegetation, wenn auch die Livreen der Dienerschaft daran erinnern, daß hier ein europäisches Geschlecht herrscht. Mit unwiderstehlicher Macht empfängt der Fremde den Eindruck, daß hier die wirkliche, nationale, durch Natur und Geschichte gegebene Hauptstadt des Landes ist. Freilich läßt sich dagegen einwenden, daß der mannhafteste, tüchtigste Theil der spanischen Bevölkerung im Norden, in Asturien, Leon und Altkastilien heimisch ist; daß von dort der Widerstand gegen jede Fremdherrschaft, von dort die Wiedereroberung des verlorenen Vaterlandes ausging. Aber welche Stadt des Nordens wäre jetzt in der Lage, diese geschichtlichen Erinnerungen neu zu beleben und in der Gegenwart würdig zu vertreten? Toledo, Leon, Oviedo, Burgos sind verfallen und nur noch Schatten ihrer selbst. Sevilla vertritt dagegen mehr als jeder andere Ort in Spanien den Sieg der Christen über die Araber. Seit dem dreizehnten Jahrhundert haben kastilische Könige mächtige Spuren ihres bedeutenden, durchaus spanischen Lebens und Wirkens hier zurückgelassen. Auch die ruhmreichsten Geschlechter Kastiliens sind mit ihren Königen nach Andalusien übergesiedelt. Guzman wurde hier Herzog von Medina Sidonia, Telles Giron Herzog von Ossuna, Ponce de Leon Herzog von Alcalá. So vertritt Sevilla eine inhaltreiche Periode der spanischen Geschichte, während die künstlich geschaffene moderne Hauptstadt Madrid nichts vertritt als den Verfall seit Philipp II.

Noch mehr als Cordova hat Sevilla einen südlichen Charakter, und hier wie dort sind es vorzugsweise Denkmale arabischer Kunst, welche die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Dennoch welche Verschiedenheit! Gleicht Cordova einer orienta=

lischen Stadt, in welcher sich eine spanische Colonie angesiedelt hat, so ist Sevilla eine spanische Hauptstadt, die auf den Trümmern einer arabischen erbaut wurde, und einzelne Prachtwerke orientalischer Herrlichkeit in ihrem Inneren bewahrt hat. Die Straßen sind nirgend von fensterlosen Mauern eingefaßt, alle Häuser breiten ihre Façaden nach der Straße aus; an den zahlreichen Plätzen und in den großen Verkehrsadern hat jedes Fenster durch alle Stockwerke hindurch einen kleinen Balcon. In den belebtesten dieser Straßen wird in den heißen Tagesstunden ein Zeltdach hoch oben von Dachgesims zu Dachgesims quer über die Straße gezogen.

Die Cathedrale, die größte Spaniens, größer als der Mailänder und als der Kölner Dom, steht auf den Fundamenten einer Moschee, die wenn auch nicht so groß wie jene zu Cordova, doch ein gewaltiger Bau gewesen sein muß.

Nachdem das Caliphat in Cordova gestürzt, das Reich in mehrere maurische Königreiche zerfallen war, wollte der in Sevilla herrschende König auch eine Stätte des Gottesdienstes besitzen, die der hochverehrten Moschee von Cordova ebenbürtig wäre. Auch diese Moschee hatte die Richtung von Norden nach Süden und die Cathedrale ist wie in Cordova in der herkömmlichen Richtung von Osten nach Westen darüber hinweg gebaut, doch nicht in den alten Bau hinein, sondern auf den Grundmauern des bis auf die letzten Spuren vernichteten Gebäudes. Nur die Giralda, die man das Wahrzeichen der Stadt nennen könnte, und außerdem ein Thor, das an der Nordseite der Kirche in einen Vorhof führt, sind erhalten geblieben. Die Cathedrale steht auf einer um mehrere Stufen über dem Straßenpflaster erhabenen Plattform. Der Hof,

Patio de los naranjos (der Orangenbäume), einst der Vorhof der Moschee, schließt sich von Gebäuden umgeben an die nördliche Langseite der Kirche. Auch nach Süden schließt sich dem Dom ein ähnliches, aber unvollendet gebliebenes Viereck an. Die Cathedrale bildet somit den Kern einer Häuserinsel, aus der nur gegen Westen ihre Stirn- und Giebelseite hervortritt, auf der entgegengesetzten Seite der halbrunde Chorabschluß, der unter Karl V. angefügten Kapellen. Die Giebelseite imponirt durch ihre großartigen Dimensionen; erst bei genauerer Betrachtung wird man gewahr, daß auch diese Hauptfaçade des Baues nicht ganz fertig geworden ist. Der Skulpturenschmuck, der den drei mächtigen Portalen bestimmt war, ist nicht vollendet; dem einen fehlt er beinahe ganz. Auch die beiden Seitenportale, die von Norden und Süden in das Innere führen, sind unvollendet geblieben; man sieht jedoch, daß ihre Erbauer gegen die Neige des sechszehnten Jahrhunderts bedacht waren, sie im Styl der Renaissance auszubauen. Der Gedanke, daß die Kunst einer jeden weltgeschichtlichen Periode ihre eigenthümliche Bedeutung, ihre Berechtigung habe, daß man deshalb jedes Kunstwerk im Geist seiner Anlage vollenden müsse, diese Auffassung gehört erst der neuesten Zeit an. Noch bis auf unsere Tage hielt eine jede kulturgeschichtliche Periode den Stil, den sie geschaffen hatte, für den Maßstab, nach dem der Werth oder Unwerth der Denkmale einer früheren Zeit zu beurtheilen sei; eine jede glaubte sich berufen, gleichsam überall an die Stelle der Vergangenheit zu treten und die, wie man meinte, verkehrten Versuche früherer Tage verbessernd umzugestalten.

Auch eine heraldische Bemerkung drängte sich mir bei der Betrachtung des Kapellenkranzes auf, der den Chor umgiebt und theils unter Karl V., theils unter Philipp II. erbaut ist. Beide Könige von Spanien haben den Theil des Baues, der ihnen angehört, durch ihr Wappen bezeichnet, das

außen an der Wand in Relief und in kolossalem Maßstabe mehrfach wiederholt ist. Bei dieser Gelegenheit zeigt sich von Neuem, wie vollständig dem Mittelalter der Begriff des Staates verloren gegangen war. Das Mittelalter sah in dem Könige nicht das Haupt und den Vertreter eines Staates, sondern den Besitzer eines Landes, oder der Hoheitsrechte in einem Lande. Auch der Begriff eines Landeswappens ist infolge dessen dem Mittelalter fremd; ein Land hat Fahnen, unter denen sich seine wehrhafte Mannschaft sammelt, kein Wappen. Ein Wappen, das seinem eigensten Wesen nach die Abbildung der Bewaffnung einer bestimmten Person, ihres Schildes und Helms ist, hat nur der König gleich jedem anderen Herrn von Ritters-Art, der ritterliche Waffen führt, und es ist ein rein persönliches, das seine Würde ausspricht, in dessen Schild alle seine Besitzungen durch ihre Abzeichen, sogar seine Ansprüche auf streitige Lande verzeichnet sind. So führt Karl V. in allen seinen Reichen dasselbe Wappen, hier in Andalusien wie in Deutschland den Reichsadler, dem Spanien nicht unterthan war, und am Rhein und an der Donau sowie in Sevilla in dem Schilde auf der Brust des Adlers die Zeichen von Kastilien und Arragon, die dem deutschen Reiche fremd waren und blieben; überall die Kette des burgundischen goldenen Vließes um den Schild geschlungen. Selbst was diesen Anschauungen seiner Natur nach widerstrebt, wußte das Mittelalter in diesem Sinn zu beugen und heraldisch darzustellen. Das „Reich“ war ein Wahlreich und konnte daher nicht als Besitzung des Kaisers angesehen werden, der Adler war das Symbol des „Reichs“ und dem entsprechend eigentlich kein Wappen, sondern ein Fahnenbild; dennoch wußte die damalige Heraldik ihn zum Theile des persönlichen Wappens eines Wahlkaisers zu machen; sie machte ihn gleichsam zum Schildhalter, indem sie ihm den Schild des Kaisers mit allen seinen Besitzungswappen auf die

Brust legte. An der Kathedrale von Sevilla ist der Adler ganz besonders als Schildhalter aufgefaßt, der übergroße Schild reicht weit über die Brust herab und der Adler hält ihn mit den Fängen.

König Philipp II., nicht Kaiser von Deutschland, führt ein anderes Wappen als sein Vater; der Adler und die Kaiserkrone fehlen, nur eine offene Krone ohne Spangen ruht auf seinem Schilde.

Unmittelbar an diesen heraldisch verzierten Chor schließt sich der maurische Thurm, die Giralda, ein verschonter Rest der Moschee, an dem sich wahrnehmen läßt, wie die arabische Architektur sich nach dem Bau der Moschee von Cordova weiter entwickelt hatte. Sie war reicher geworden, zierlicher in den Einzelnheiten und doch nicht minder eigenartig. Dieser Thurm, ganz aus Ziegeln, mit großer Sorgfalt erbaut, steigt auf viereckiger Unterlage anscheinend senkrecht ohne Verjüngung empor. Doch das ist optische Täuschung. Um den unteren Theil schweben kleine Balcons für den Rufer zum Gebet, je zwei über einander an jeder Seite, von Hufeisenbogen überwölbt. Höher zeigen sich an jeder Seite drei Fensterpaare über einander, jedes Paar durch kleine Säulen getrennt, abwechselnd in gezackten oder Hufeisenbogen abgeschlossen und von einem gemeinsamen Ogivalbogen umgeben. Die Wandflächen dieses oberen Theils sind durch breite Bänder in Felder getheilt, deren jedes reich verziert und wie mit einem in weißem Stuckmarmor ausgeführten Spitzengewebe überzogen ist. Die Araber wußten diesen Stuck ungemein dauerhaft zu bereiten. Seit sieben Jahrhunderten steht der Bau glänzend da wie eben vollendet, und nirgends ist auch nur eine scharfe Kante abgewittert.

Abschließend geht oben über dem Spitzengewebe eine Pseudogallerie von angedeuteten Wandarkaden mit verschränkten Bogen um die vier Seiten. Jedenfalls war der Thurm ursprünglich nicht so stumpf und willkürlich abgeschlossen wie er jetzt dasteht. Die Kirche hat dies Denkmal einer ihr fremden Kultur zu

Ende des sechszehnten Jahrhunderts in ihrer Weise umgestaltet, den oberen Theil des Thurms abtragen und ein überreich verziertes Glockenhaus in mißverstandenem dorischem Stil an die Stelle setzen lassen. Ueber demselben erhebt sich noch ein viereckiges Tempelchen, über diesem eine doppelte Laterne, alles im Stil der Nachahmer Michael Angelo's, und ganz oben auf einer kleinen Kugel steht eine kolossale weibliche Gestalt mit großen Schmetterlingsflügeln, die nicht nur als abschließender Schmuck, sondern auch als Windfahne dient. Diese Gestalt, die vom Volk ihrer profanen Bestimmung gemäß la giralda (la girovette, Windfahne) genannt wird, stellt nach der Auslegung der Kirche nichts Geringeres als die Santa Fé, den heiligen Glauben dar. Der Glaube, den die Kirche lehrt, schwebt siegreich auf dem Gipfel des arabischen Baues! — Schön und erhaben! — Aber es scheint doch, als habe man die Sache nicht allseitig überdacht. Der Glaube, der gerade nach den Forderungen der römischen Kirche ewig unwandelbar sein soll — eine Wetterfahne! Das macht den Eindruck einer nicht beabsichtigten Ironie!

Der Vorhof der Kathedrale, auch an sich kleiner, macht nicht entfernt den poetischen Eindruck des arabischen Baumgartens in Cordova. Die verhältnißmäßig modernen Gebäude umher enthalten auf der einen Seite die dem Erzbisthum gehörige Bibliothek, auf der anderen eine große Kapelle, die in unmittelbarer Verbindung mit der Kathedrale steht, als Pfarrkirche des umliegenden Bezirks gilt und ihren eigenen Klerus hat. Merkwürdig ist an diesem Hof nur der Eingang, ein mächtiger arabischer Thurm, der mit dem alten Thor und seinem Hufeisenbogen unverändert aus der Zeit mohamedanischer Herrschaft erhalten ist. Durch die Marmorstatuen der Apostel Petrus und Paulus hat man versucht ihm einen katholischen Stempel aufzudrücken. Ferner hängt im Thorweg das Bild

eines Klosterheiligen, Milan de Cogollo, und eine ausführliche Inschrift belehrt den Wanderer über ein wichtiges Vorrecht, das ein Cardinal Gonzales diesem Bilde schon im siebzehnten Jahrhundert verliehen hat, daß nämlich wer davor ein Pater oder Ave Maria spricht, dadurch vierzig Tage Ablaß gewinnt, — vielleicht selbst zum Voraus, gleichsam in Vorrath, denn es ist keinerlei beschränkende Clausel hinzugefügt. Jedenfalls ist hier viel Gnade um geringe Mühe zu haben. Das Thor wird dieses Bildes wegen Puerta del Perdon genannt.

Trotz mancher Verunstaltungen imponirt das Innere des Doms durch seine gewaltigen Dimensionen. Er ist 600 Fuß lang und etwa 240 Fuß breit, demnach, wie gesagt, bedeutend größer als der Mailänder und der Kölner Dom. Doch es zeigt sich in der Gesammtanlage ein Mangel an Verständniß des gothischen Stils, der theils der Zeit seiner Erbauung, dem fünfzehnten Jahrhundert, theils der Landesart zugeschrieben werden muß. Die Traditionen Nordfrankreichs und Deutschlands lagen dem Bewußtsein der Spanier fern. Mustergültige Bauwerke aus der Blüthezeit der französischen Gothik oder des kühnen deutschen Hallenbaues waren nicht in der Nähe und die Kathedrale von Sevilla macht den Eindruck, als ob Bauten aus dem südwestlichen Frankreich ihr als Vorbild gedient hätten. Die Kirche hat fünf Schiffe, das mittlere ist nur wenig höher als die Seitenschiffe, infolge dessen sind auch die Oberfenster klein. Dadurch ist selbst die obere Region des Raums, unter dem Gewölbe, nicht hinreichend erleuchtet, im Uebrigen dringt in die Kirche, deren Langschiff zu jeder Seite eine vollständige Kapellenreihe hat, nur von den Kapellen her gebrochenes und ungenügendes Licht. In manchen Theilen des Raums herrscht völlige Dunkelheit.

Der Eindruck der Größe wird auch durch die den spanischen Kirchen eigenthümliche Anlage beeinträchtigt, welche die

Chorstühle aus der Capilla Mayor verbannt. Man baut mitten in das Langschiff der Kirche hinein einen großen Kasten von Stein, Silleria genannt. Drei Seiten dieses Kastens nehmen im Inneren die Sitze der Chorherren auf, die vierte, gegen den Hauptaltar gewendet, bleibt offen. Hier müßten sich die Domherren zu den vorgeschriebenen kanonischen Stunden versammeln, um Hora zu singen, oder vielmehr mit lauter Stimme rythmisch zu deklamiren; doch lassen sich die Herren dabei regelmäßig, wie ihnen altes Herkommen gestattet, durch andere Individuen vertreten, die keineswegs alle und ohne Ausnahme Kleriker der untersten Grade sind, und jedesmal erst ihre oft sehr bescheidene bürgerliche Kleidung in der Sakristei gegen eine angemessene Drapirung vertauschen.

Diese Silleria, die bis zu einem Drittheil der inneren Höhe des Doms hinansteigend, quer durch das Hauptschiff gezogen ist, unterbricht in störender Weise die Längenansicht und entzieht dem Eintretenden den Blick auf den Hauptaltar. Auf den Seitenwänden dieses Einbaues ruhen hier zwei große Orgeln, eine an jeder Seite, und es nimmt sich seltsam aus, daß einige der größten Orgelpfeifen horizontal wie Geschützrohre in die Seitenschiffe hineinragen. Die ganze Anlage ist modern und geschmacklos.

Das Querschiff reicht nicht über die Breite des gesammten Baues hinaus, so daß die Kreuzform nur im Inneren sichtbar ist; über dem Kreuzpunkt erhebt sich eine Kuppel. Die Pfeiler, die schlank und kühn emporstrebend die Gewölbe der fünf Schiffe tragen, sind als Säulenbündel gegliedert, die Capitäle der Säulen aber in so kleinem Maßstabe gehalten, daß sie kein wesentliches Glied der kolossalen Construktion bilden; vielleicht eine letzte Erinnerung an arabische Architektur, in der die Säule der Zeltstange nachgebildet ist.

Zum Führer im Dom hatte sich mir bei meinem ersten

Besuch ein ehemaliger Mönch aufgedrängt, dessen Kloster aufgehoben war und der, da er seine tägliche Pension von fünf Realen ungenügend fand, als zudringlicher Müßiggänger in der Kathedrale seinen Erwerb suchte. Er führte mich zunächst in die ganz dunkle Kapelle des heiligen Petrus, um mir eine Reihe von Werken Zurbarans zu zeigen, die, in kleinem Maßstabe ausgeführt, dem Altarblatt als Predellen angefügt sind. Da die Beleuchtung indessen für diesmal nur in dem Licht von Streichzündkerzchen bestand, blieb die Besichtigung eine höchst mangelhafte. Diese leider ganz den Blicken entzogenen Zurbarans sind jedoch keineswegs die einzigen werthvollen Gemälde in diesem Dom. Im nördlichen Querschiff befindet sich in einer Nische ein schönes, kleines Madonnenbild von Alonzo Cano, einem älteren Zeitgenossen Murillo's, der hier zu Lande als Stifter einer eigenen, der wenig zahlreichen Schule von Granada berühmt ist. Und in der That ist dieser Meister nicht allein unabhängig von Murillo — er bildet sogar einen entschiedenen Gegensatz zu ihm, da er sich in Stil und Malweise eher den besten Werken der Bologneser Akademie anschließt. Das Bild hier Nuestra Señora de Belen (Bethlehem) genannt, wird von der Geistlichkeit zwar nicht für wunderthätig ausgegeben, doch haben die Herren nichts dagegen, wenn man es dafür halten will, und so ist es denn thatsächlich Gegenstand besonderer Verehrung geworden. Um es vor der allzu nahen Berührung mit den Kerzen zu schützen, ist es nicht nur hinter einer Glasscheibe, sondern auch hinter Eisengittern verwahrt; jedenfalls eine sehr ungünstige Art, ein Kunstwerk zur Schau zu stellen.

Das weitaus bedeutendste aller in der Kathedrale vereinigten Kunstwerke ist aber das Altarblatt der glücklicherweise im hellsten Theil der Kirche, dem Haupteingang nahe gelegenen Taufkapelle: die Vision des heiligen Antonius; eines der schön-

sten Gemälde Murillo's. Der extatische Ausdruck des Mönchs, der in seiner Zelle auf den Knien liegt und die Anmuth des Christuskindes, das aus einer oberen Ecke des Bildes, von duftig angedeuteten Engeln umschwebt, von Wolke zu Wolke zu dem Heiligen herniedersteigt, sind von unübertrefflicher Schönheit. Und welche Virtuosität in der Ausführung, in dem wunderbaren Helldunkel! Man ist freudig überrascht, einen so zart empfundenen Idealismus des Inhalts in solcher Realistik der Form und Farbe zur Anschauung gebracht zu sehen. Wer dieses Bild nicht gesehen, hat keinen Maßstab dafür, bis zu welcher Höhe sich die bildende Kunst in Spanien, vor allem in Murillo erhoben hat. Die Schule von Sevilla ruht zwar auf Caravaggio's Schultern, aber geht in ihren erhabensten Schöpfungen weit über ihren Meister hinaus.

Ein späterer Besuch galt ausschließlich der Capilla real. Da lauert ein besonderes Meßner- und Ministrantenvölkchen, das diese Kapelle als seine ausschließliche Domaine ansieht, auf den Fremden. Ich war erwartet. Die Leute kannten mich bereits von Ansehen, und empfingen mich mit großer Devotion — fragten aber auch sogleich, ob der Herumtreiber, der ehemalige Mönch, mir nicht gesagt habe, daß gerade sie die Hauptschätze des Doms unter ihrem Verschluß hätten? — Da ich das verneinen mußte, ergingen sie sich in äußerster Entrüstung über die bodenlose Schlechtigkeit des Elenden, der seinen Nebenmenschen nichts gönne. Es schien eine alte Feindschaft die sich hier aussprach.

Die Kapelle ist gegen den Chorumgang durch ein reich verziertes Gitter abgesperrt, auf dem sich zwei Metallfiguren von mäßiger Größe erheben: der siegreiche König Don Fernando

stolz zu Pferde, vor ihm in demüthiger Stellung der maurische König von Sevilla, mit den Schlüsseln der Stadt in der Hand. Man sieht übrigens nur deren allgemeine Umrisse, denn leider ist die Kapelle, hinter der Giralda gelegen, so dunkel, daß man wieder auf die dürftige Beleuchtung durch Wachskerzchen angewiesen ist. Rechts und links an den Wänden erheben sich die Sarkophage der Königin Beatrix, Gemahlin des heiligen Ferdinand, und ihres und seines Sohnes Alfonso's des X., den die Deutschen nach dem Sturz der Hohenstaufen zum Kaiser wählten. Man nannte ihn den Weisen, aber seine den Arabern entlehnte Weisheit beschränkte sich bekanntlich auf Astronomie, die den Spaniern so wenig nützen konnte als den Deutschen.

Vor dem Altar steht auf einem Sockel der silberne Sarg des heiligen Fernando, reich ciselirt und vergoldet. Er ist mit einer kostbaren Decke bedeckt, die für mich ein wenig aufgehoben wurde. Nur dreimal im Jahre wird sie ganz entfernt, der Silbersarg aufgeschlossen und durch die Crystallscheiben des inneren Sarges ist dann die einbalsamirte Gestalt des Königs sichtbar. Die in Sevilla anwesenden Truppen ziehen dann in Parade durch den Chorumgang an dem todten König vorüber. Auch das Schwert des Königs wird dem Volk einmal im Jahr in feierlicher Prozession gezeigt. Außer der Zeit wird der Sarg für Niemand geöffnet, was ich umsomehr bedauerte, da der König in voller Rüstung bestattet ist, und uns aus seinen Tagen, aus den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts, schwerlich eine andere Rüstung als eben diese erhalten ist. Was man in Sammlungen dafür ausgiebt, gehört meist einer sehr viel späteren Zeit an.

Auf dem Altar der Kapelle steht in einem ganz vergoldeten, nischenförmigen Gehäuse, das für mich aufgeschlossen wurde, eine etwa fünfzehn Zoll hohe Madonnenstatuette, Nuestra Señora de los Reyes genannt. Die gläubige Verehrung hat ihr große

Kostbarkeiten geweiht; so bildet z. B. ein Smaragd von ungewöhnlicher Größe und Schönheit den Schlußstein in der Wölbung der kleinen Nische. Die goldene Krone auf dem Haupte der Madonna wird für die wirkliche Krone des Reiches Leon ausgegeben, obgleich der winzige Schmuck viel zu klein gewesen wäre, um ritterliche Könige zu krönen. Das Halsgeschmeide soll der Schmuck der Königin Berenguela gewesen sein, und ganz besonders wird man auf einen wunderschönen großen Goldtopaz aufmerksam gemacht, den „El Niño“, das Christuskind trägt, und der an dem zarten Fingerchen sehr unförmlich erscheint.

Außer dieser Señora de los Reyes und der schon erwähnten Señora de Belen genießt in diesem Dom auch noch eine dritte Madonna, die Señora del Riposo, besonderer Verehrung. Nun wird zwar nicht nur jeder Priester, sondern auch jeder Spanier, wenn bestimmt befragt, wohl erklären, daß es nur eine Muttergottes giebt; aber da die Kirche glauben läßt, daß es besonders begnadigte Madonnenbilder giebt, die Wunder thun, und die heilige Jungfrau unter verschiedenen Beinamen anrufen lehrt, wie sie den verschiedenen Darstellungen der Himmelskönigin beigelegt werden, gehen die Begriffe von Einheit und Vielheit im Bewußtsein der Menge thatsächlich unklar durch einander. Selten oder nie werden Mädchen in Spanien einfach auf den Namen Maria getauft, stets auf den Namen einer besonderen Darstellungsweise der Jungfrau, oder selbst eines besonderen Madonnenbildes, unter dessen Schutz die Eltern ihr neugeborenes Kind zu stellen wünschen: Maria de las Mercedes, Maria de los Dolores, Maria del Pilar. Im gewöhnlichen Verkehr wird der Name Maria fortgelassen, die Mädchen einfach Mercedes und Dolores u. s. w. genannt, und da fällt es dem Fremden wohl als seltsam auf, eine Dame als Donna Pfeiler (Pilar) anreden zu hören. In Sevilla

ruft der Eine in ernsten Lebenslagen vorzugsweise die Madonna in der königlichen Kapelle an; der Andere verläßt sich mehr auf N. S. de Belen. Aber wer sich mit seinem Anliegen ausdrücklich an die Eine der drei Himmelsköniginnen wendet, versäumt doch nicht, auch den beiden anderen wenigstens im Vorbeigehen seine Verehrung zu bezeigen, damit sie nicht zürnen. Aber wie unklar auch die Vorstellungen sein mögen, die dabei obwalten, zeigt sich doch auch in diesen häufigen Anrufungen dieses oder jenes Bildes der Jungfrau wieder, wie vollständig die Religion der Spanier in Marien-Cultus aufgeht. „Ave Maria“ ist das Gebet, das beständig vorzugsweise wiederholt wird; von Gott dem Herrn, dem Schöpfer des Himmels und der Erden, ist so gut wie gar nicht die Rede, und der Heiland schwebt den Spaniern zwar wohl hin und wieder auch am Kreuz, vorzugsweise aber als „Niño“ vor, als Kind auf dem Arme seiner Mutter, fast als ein Attribut der heiligen Jungfrau. Als Kind hat er der Legende zufolge den heiligen Antonius in seiner Zelle besucht; das Kind auf dem Arm, ist die Jungfrau hier in Sevilla, wie eines der schönsten Werke Murillo's uns vergegenwärtigt, dem heiligen Isidor erschienen — zur Madonna nimmt ganz Spanien seine Zuflucht; alle anderen himmlischen Gestalten verschwinden neben ihr ins Unbestimmte.

Die Capilla real enthält auch noch eine Madonnenstatuette, die mit anderen Andenken an den heiligen König Don Fernando dort in einer kleinen Crypta unter dem Altar aufbewahrt wird. Es ist eine roh geschnitzte Elfenbeinfigur mit dem Kinde, die der König im Gefecht als Heiligthum auf dem Sattel vor sich zu führen pflegte; sie ist ausgehöhlt, um auf einen, auf dem Sattelbogen befestigten Dorn gepfählt werden zu können. Dieser Madonna wird keine besondere Ehrfurcht erwiesen, wie man nach ihrer historischen Bedeutung hätte vermuthen sollen,

im Gegentheil gingen die Kleriker unteren Grades ziemlich rücksichtslos mit ihr um. Neben diesem Bildwerk ruhen auf dem Altar der Krypta die Särge einiger früh verstorbenen Infanten, und zwischen ihnen der Bleisarg der schönen Donna Maria Padilla! Daß die Geliebte eines Königs im vierzehnten Jahrhundert ihre Ruhestätte an hoch heiliger Stelle in der Fürstengruft gefunden hat, kann kaum befremden. Aber wenn wir uns erinnern, wie ihr Geliebter Don Pedro der Strenge — oder Grausame geendet hat — erschlagen von seinem Bruder Don Enrique Trastamara, der sich der Krone bemächtigte, und mit welchem Haß sein Andenken verfolgt wurde, scheint es seltsam, daß dieser Frauensarg nicht aus der Nähe des heiligen Ferdinand entfernt worden ist.

Da die Capilla real ihren eigenen Klerus hat, besitzt sie auch ihre eigene Sakristei, in der sich eine sehr schöne Mater dolorosa von Murillo befindet, die leider hier allen Blicken so gut wie ganz entzogen ist. Wie selten betritt außer den dienenden Klerikern der Kapelle irgend jemand diesen Raum.

Durch eine innere Thüre steht ein der Kathedrale im sechszehnten Jahrhundert angefügter, el Sagrario genannter Raum mit ihr in Verbindung. Dieser Raum, die Pfarrkirche des Dombezirks, ist von reicher, aber schlechter Spät-Renaissance-Architektur, und bildet, auffallend hell mit ihren weißen Wänden, einen entschiedenen Gegensatz zu dem düsteren Dom. In den Gewölben unter dieser Kirche werden die Erzbischöfe von Sevilla begraben. Lauter Dinge, die wenig Interesse erregen.

Um die große Sakristei der Kathedrale zu sehen, bedarf es einer besonderen Erlaubniß desjenigen Domherrn, der Mayordomo der Kirche ist; sie wurde mir und zugleich einer größeren

Gesellschaft von spanischen Herren und Damen für eine bestimmte Morgenstunde an bestimmtem Tage ertheilt.

Diese sacristia mayor, dem Chor der Kirche zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts neben dem Kapitelsaal angefügt und in der klassicistischen Architektur jener Tage gehalten, ist ein schöner, großer Raum, der in herkömmlicher Weise seinen eigenen Altar hat, sehr günstig von oben beleuchtet. Da an dem mir bestimmten Tage bereits die Vorbereitungen für das Frohnleichnamsfest getroffen wurden, stand ein Theil des kostbaren Geräths, das in der Prozession auf Tragbahren durch die Straßen getragen werden sollte, aus den Schränken hervorgeholt in dem Raum umher, und beim Anblick der hier ausgebreiteten Kostbarkeiten mußte man darüber erstaunen, welche Menge todtliegender Reichthümer die Kirche in Spanien nach allen Plünderungen, nach allem Aufwand, den sie für Don Carlos gemacht hat, immer noch besitzt.

Die beiden „Custodias", die heiligste Zierde der Prozession, standen bereits vollständig zusammengefügt auf den Tragbahren, auf denen sie in der Stadt umhergetragen werden sollten. Beide sind massiv von Silber; die größere, die viele Centner wiegt, ist, wie das in Spanien üblich scheint, ein runder Säulentempel, der in vier Stockwerken von abnehmendem Durchmesser bis zu einer Höhe von etwa zehn Fuß emporsteigt. Er ist mit reichen ciselirten Ornamenten geziert, und mit unzähligen allegorischen Figuren, in dem manierirten Stil ausgeführt, der von Giulio Romano's Schule ausging. Das untere Geschoß des Tempels, zu dem Stufen hinanführen, ist dorischer Ordnung, in den höheren steigert sich die Architektur bis zur corinthischen, wie das den Baukünstlern des siebzehnten Jahrhunderts geläufig war.

Das untere Geschoß ist das Heiligthum einer kleinen Statue der „Concepcion", d. h. der heiligen Jungfrau, die,

um den Moment der Conception in herkömmlicher Weise zu kennzeichnen, auf der Mondsichel steht. Das zweite Geschoß ist bestimmt, eine Monstranz mit der geweihten Hostie aufzunehmen, in dem dritten zeigen sich das fleckenlose Lamm und das Buch mit sieben Siegeln, und oben auf dem vierten, das nur noch eine kleine Säulenlaterne bildet, erhebt sich die Santa Fé, die Gestalt des Glaubens.

So beruht denn, dieser Allegorie zufolge, das gesammte Christenthum auf der Heiligkeit der Jungfrau. Von ihr geht das Dasein Christi aus, die Erlösung und der Glaube. Insbesondere aber wird die „Concepcion" als der eigentlich entscheidende Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit aufgefaßt. Dieser Ideengang mußte mit einer gewissen Unvermeidlichkeit dahin führen, daß das eigenthümliche Christenthum der Spanier sich so ziemlich ausschließlich zu einem Marien-Cultus gestaltete — und ebenso dahin, daß die bildende Kunst unzählige Male aufgefordert wurde, den die Geschicke der Menschheit bestimmenden Moment der Conception in Altarblättern zu vergegenwärtigen.

Diese Custodia ist von solchem Gewicht, daß nicht weniger als vierundzwanzig starke Männer erfordert werden, sie zu tragen; und sie müssen im Laufe der Prozession mehrfach abgelöst werden.

Die zweite Custodia ist bedeutend kleiner, aber in demselben Stil und verwandtem Sinn ausgeführt.

Daneben standen in dem Raum umher eine Anzahl lebensgroßer Statuen und Büsten von massivem Silber, durch die Gewandung als Bildnisse von Bischöfen bezeichnet, und sämmtlich ohne Köpfe. Die aus Holz geschnitzten und nicht ohne Geschick nach dem Leben angemalten Köpfe werden erst im Augenblick der Feierlichkeit darauf gesetzt.

Die zahlreichen Rubinen und Smaragden an diesen Statuen sind allerdings Glaspasten, aber es frägt sich, ob nicht vor Zeiten wenigstens zum Theil echte Steine diese Gebilde zierten. Zur Zeit des großen Karlistenkrieges fielen nämlich in Holland, dem Hauptmarkt für diese Waare, Juwelen auffallend im Preise; der Markt war überführt. Ein Geschäftsmann, selbst bei dem Juwelenhandel betheiligt, erklärte mir zur Zeit das Räthsel: die spanischen Klöster und Domkapitel hatten massenweise Juwelen zum Verkauf in die Fremde gesendet, um mit dem Erlös den Karlistenaufstand zu unterstützen.

Merkwürdig sind auch die mehr als mannshohen Schränke zur Aufbewahrung der zahlreichen und überaus kostbaren Meßgewänder. Man tritt auf der einen Seite hinein und wandert aufrecht durch einen Gang im Inneren zwischen den zu beiden Seiten hängenden Ornaten bis an das andere Ende.

Das Reliquarium, das die ganze Länge des Altars einnimmt, enthält die seltsamsten Dinge in großer Menge, wie sie leichtgläubige Kreuzfahrer in Palestina erhandelt oder Päpste frommen Fürsten und bevorzugten Kirchen geschenkt haben. Ein Stück vom wahren Kreuz wird hier bewahrt; ein Dorn aus der Dornenkrone des Heilands und Reste von Gewändern der heiligen Jungfrau; ein ganzer Arm des Apostels Andreas und ein gar gewaltiger Zahn des heiligen Christoph, der aber in Wahrheit schwerlich der Zahn eines Menschen ist; auch Gebein der Büßerin Magdalene, obgleich S. Maximin in der Provence sich rühmt, ihr vollständiges Skelett zu besitzen.

Ein Interesse anderer Art erwecken die Schlüssel der Stadt Sevilla, die dem Eroberer als Zeichen der Unterwerfung überreicht wurden. Die arabische Inschrift des einen aus Silber geschmiedeten wird offiziell noch immer so gedeutet, daß sie den dereinstigen Sieg des Christenthums vorausverkünde, während ein gelehrter Orientalist dem Domkapitel längst be-

wiesen hat, die Inschrift spreche im Gegentheil den Wunsch und die Hoffnung aus, daß die Herrschaft des Islam über Sevilla ewig währen möge.

Sehr beachtenswerth sind dann auch in dieser Sakristei einige schöne Bilder: das Altarblatt, eine Kreuzabnahme von Campaña (1548) und zwei treffliche Murillo's, die Bildnisse der Bischöfe San Isidoro und San Leandro; beide haben den Charakter unübertrefflich lebenswahrer Portraits und sind vorzüglich erhalten. Meine spanischen Gefährten hatten ihre Freude an dem Bilde Campaña's und sprachen mit Bewunderung, als sei von einer fernen Urzeit die Rede, davon, daß man schon hundert Jahre vor Murillo etwas so treffliches habe schaffen können. Wiewohl sie zu den Gebildeten ihres Volkes zählten, wußten sie weder, daß die Zeit Campaña's eben die Blüthezeit der modernen Kunst, noch daß er selbst ein Niederländer war, und zwar, wie Johann Mabuse und Bernardin van Orley, einer der Niederländer, die sich den italienischen Schulen anzuschließen suchten. Ich störte die freudige Erregung ihres Nationalstolzes nicht.

Neben der Sakristei liegt der fensterlose Kapitelsaal von eliptischer Form, von einer eliptischen Kuppel überwölbt und durch eine gleichfalls eliptische Laterne erhellt. Die Anwendung der eliptischen Form in der Architektur geschlossener, überdachter Räume hat immer etwas Befremdendes, Willkürliches, hier erscheint sie außerdem wenig zweckentsprechend, da sie einige der Zuhörer in allzu große Entfernung von dem Vorsitzenden versetzt, wenn sich, wie hier, der Sitz des Bischofs unter seinem Thronhimmel an dem einen Ende der Längenachse erhebt.

Das durch die Laterne einfallende Licht macht jedoch einen wohlthuenden Eindruck.

Unter der Kuppel geht eine Reihe schöner Bilder von Murillo, die in großen Zwischenräumen in die Wand einge-

lassen sind, um den Saal. Tiefer darunter befinden sich eine Reihe großer, manierirter Reliefs und unmittelbar über den Lehnen der Sitze für die Domherren ein schmales Band zusammenhängender Gemälde von Céspedes.

Den Bischofssitz macht seine Inschrift merkwürdig, in der die himmlischen Mächte angerufen werden. „Dirige Diva tui Suffragia Virgo Senatus“ — lautet der Anfang, und das übrige athmet denselben Geist. Die Jungfrau wird hier unumwunden Göttin genannt; ihre Diener, nicht die Diener Gottes, sind hier versammelt, von ihr, nicht vom heiligen Geist, hoffen sie inspirirt zu werden.

Unter den Gemälden ist Murillo's purissima Concepcion über dem Thron und ein auf Kupfer gemaltes Phantasiebild des heiligen Königs Ferdinand, an der Wand befestigt, hervorragend, und dann die Bildnisse zweier Mädchen Justa und Ruffina, die Sevilla als seine Schutzheiligen verehrt — schöne Portraits, wie sie die Sevillaner Schule zu malen wußte. Nach der Legende sollen diese beiden Mädchen, Töchter eines Töpfers in der Vorstadt Triana, während eines Erdbebens die Giralda aufrechterhalten und vor dem Einsturz bewahrt haben. Wie? — wodurch? — sagt die Legende nicht — und die gläubigen Sevillaner, zumal die Frauen, haben sich diese Frage niemals weder vorgelegt noch beantwortet. Die Vorstellung bleibt ganz im Unbestimmten.

Von gläubiger Seite ist neuerdings der Versuch gemacht worden, die heiligen Mädchen zu Heldinnen einer Legende aus allerneuester Zeit zu machen, die noch dazu genau erzählt, wie das Wunder bewirkt wurde. Sie haben die Giralda ein zweites Mal gerettet. Als Sevilla im Laufe des Bürgerkrieges — 1843 — bombardirt wurde, haben sie, von Engeln begleitet, den Thurm umschwebt und alle Granaten von ihm abgelenkt.

Freigeisternde Spötter, deren es unter den Republikanern in Sevilla nicht ganz wenige giebt, sagen, man habe gesehen, wie Justa und Ruffina unsichtbar den Thurm umschwebten.

Um die Heiligen als Töchter eines Töpfers kenntlich zu machen, hat ihnen Murillo irdene Gefäße in die Hände gegeben.

Die Giralda ist nicht das älteste Werk der maurischen Baukunst allhier; der Glockenthurm der wenig beachteten Kirche von San Marco ist wahrscheinlich der Rest einer älteren, kleineren Moschee und das Vorbild der Giralda. Doch das glänzendste Denkmal dieser phantasievollen Kunst in Sevilla ist um Jahrhunderte jünger als die Giralda, und die Kunst des Orients auf ihrem Höhepunkt erscheint darin im Dienst eines christlichen Königs. Es war Don Pedro der Strenge, König von Castilien und Leon, der seinen Sitz aus dem Norden in diese kaum ein Jahrhundert vor seiner Zeit eroberten Lande verlegte, und den Alcazar, den Palast der maurischen Herrscher, wiederherstellte und erweiterte. Ueberraschend ist, daß der König den Bau ganz in dem Stil vollenden ließ, in dem er ursprünglich angelegt war; denn seiner Zeit lag der Gedanke an eine derartige künstlerische Forderung durchaus fern; man kann daher nur annehmen, daß ihm die eigenthümliche Poesie, die reiche phantastische Pracht der orientalischen Kunst persönlich zusagte. Der Palast liegt der Südseite der Kathedrale gegenüber; aber die fensterlosen, geweißten Wände mit einem Eingangsthor über dem ein gekrönter Löwe in kolossalem Maßstabe auf die getünchte Mauer gemalt ist, lassen an dieser Stelle nicht auf einen Prachtbau schließen. Auch der erste schmale Hof, der Patio del Leone, ist nur von fensterlosen Wänden eingeschlossen und verräth nichts von fürstlicher Pracht. Um so

überraschender wirkt der Eintritt in den zweiten Hof, Patio de la Moneteria. Da erhebt sich dem Eintretenden gegenüber die Hauptfacade des Palastes in ihrem ganzen Reichthum mit den maurischen Doppelfenstern, den offenen Gallerien, den Wandflächen, die gleich den Wänden der Giralda, wie mit einem reichen Spitzenmuster von weißem Stuck-Relief überzogen sind.

Nicht nur die Inschrift am Gesims verherrlicht in gothischen Lettern den König Don Pedro als Erbauer, auch in dem Spitzenmuster, das die Wände überzieht, sind die Wappen von Kastilien und Leon vielfach wiederholt, und ebenso oft der dritte Schild, den der König hinzufügte, als Symbol der bleibenden Vereinigung beider Reiche: die schwarze Eisenstange schräge über den silbernen Schild gelegt, an beiden Enden von goldenen Löwenköpfen gehalten. Ueberraschend tritt uns daneben in dieser orientalischen Architektur eine merkwürdige Kenntniß der Elemente antiker Baukunst entgegen, die sonst dem vierzehnten Jahrhundert nicht eigen ist; die schlanken Säulen in den offenen Galerien haben ganz korrekte jonische Kapitäle. Allerdings zeigt sich auch hier, wie in allen Bauten der Araber nur ein willkürliches Spiel mit zierlichen Formen und unübersehbar reichen Zierrathen, das sich ganz unabhängig von der wirklichen Construction entfaltet, aber man vergißt das gern um sich ungestört dem Eindruck anmuthiger, feenhafter Pracht hinzugeben. In hohem Grade erfreulich ist in diesem Sinn der erste innere Hof des Gebäudes, der Patio de las Donzellas, ein Rechteck von 60 Fuß Länge zu 45 Fuß Breite, von moresken Arkaden umgeben, mit Marmorplatten gepflastert und in der Mitte durch einen Springbrunnen erfrischt. Die Bogen der Arkaden, die auf sehr schlanken, paarweise gekuppelten korinthischen Säulen ruhen, sind Spitzbogen, deren jeder in dreizehn kleine Halbkreise ausgezackt ist. Die durchbrochenen Wandflächen zwischen und über den Bogen scheinen Marmor, ein Spitzengewebe von reich-

stem Muster. Thatsächlich sind sie von starken Eisengittern gebildet, bekleidet mit jenem unverwüstlichen Stuckmarmor, der Jahrhunderte überdauert. In der Mitte einer jeden der vier Seiten erhebt sich vor den Thoren, die in das Innere führen ein größerer Bogen bis zu dem oberen Gesims, das auf der leichten Gitterwand ruht. Marmor-Werkstücke könnten die leichten Arkaden nicht tragen; das Gesimse ist Holz, durch Stuck und Arabesken als Marmor verkleidet. Es trägt nichts als eine leichte offene Bogengallerie, die Karl V. leider im Sinn seiner Zeit modernisirt hat. Seine Zeichen, der Reichsadler und seine Devise, hier mehrfach wiederholt zeigen wie stolz er auf diese Schöpfung war. Die eigentliche Wand des oberen Stockwerks ruht auf der soliden Rückwand der unteren Arkaden. Diese Rückwand ist unten herum mit Azulejos, in leuchtenden Farben glasirten Tontäfelchen in bunten Mustern getäfelt, höher bis zum Gesimse hinauf mit Arabesken in Stuck bedeckt. Die größeren Mittelbogen führen an drei Seiten zu den Eingangspforten weiterer Säle, dem vierten Bogen steht eine tiefe Wandnische in der Rückwand gegenüber, in welcher sich der Sage nach der Thron des maurischen Königs von Sevilla erhob. Hier empfing er den Tribut von 100 Jungfrauen, den er einst dem Königreich Leon auferlegt hatte, und hier vertheilte er die Schönen, die er nicht für sich selbst wählte, unter die Großen seines Reichs. Daher der Name Patio de las Doncellas. Vermuthlich aber hat der Name Veranlassung zu der durchaus unwahrscheinlichen Sage gegeben.

Durch das Thor an der Südseite gelangt man in ein Sala di Carlos Quinto genanntes Gemach, in dem sein Wappen und seine Devise vielfach wiederholt sind; doch knüpfen sich auch ältere Erinnerungen an diese Räume, denn in einer Reihe von übrigens unbedeutenden Zimmern an der Nordseite, wird das Schlafgemach der Sultana favorita gewiesen. Den Glanz-

punkt des Palastes aber bildet die Sala de los Ambajadores, der Thronnische gegenüber an der westlichen Schmalseite des Hofes. Der Sohn des Nordens, der sie zum erstenmal betritt, fühlt sich in die Märchenwelt von Tausend und Einer Nacht versetzt. Der Saal hoch oben von einer media Naranja, einer Holzkuppel, überdacht, steigt durch alle Stockwerke des Gebäudes empor und bildet ein Quadrat, dem sich an den vier Seiten vier niedrigere Hallen anfügen. In jeder der vier Wände ist unter einem Ogivalbogen, der bis an eine unter der Kuppel herumlaufende Pseudo-Arkadengallerie hinaufreicht, eine große Oeffnung angedeutet; diese ist wieder von der halben Höhe an bis zur Spitze des Ogival-Bogens durch eine leichte Füllungsmauer geschlossen, die auf hufeisenförmigen Arkaden ruht. Unter den Bogen bleiben an jeder Seite drei offne Durchgänge nach den angefügten Nebenräumen, so daß die Gesammtanlage die Grundform des Kreuzes erhält. Die Säulen auf denen die Hufeisenbogen ruhen, sind Monolithen von dunklen seltenen Marmorarten, nicht canelirt, dagegen sehr schön polirt, die korinthischen Capitäle von hellerem Gestein; die Wandflächen sind unten mit Azulejos bekleidet, oben mit eleganten Stuckarabesken die in weißem Marmor, Gold und leuchtenden Farben glänzen. Und darüber wölbt sich, von ganz vergoldeten Gewölbzwickeln getragen, die Holzkuppel, deren reichgeschnitztes Gewölbenetz sich von hellblauem Grunde abhebt. Es ist wunderbar, wie rein sich der Marmor, wie leuchtend sich die Farben erhalten haben.

Auch der Schmuck der Sage fehlt dieser Halle nicht; hier hat der König Don Pedro seinen Bruder Don Fadrique erschlagen lassen und der Castellan zeigt mit feierlicher Miene einen angeblich unvertilgbaren Blutfleck in dem blanken Marmor des Fußbodens. Doch auch freundliche Erinnerungen knüpfen sich an den Raum. Von zwei im oberen Stockwerk

angebrachten leichten Balconen stand der eine mit den Zimmern der Donna Maria Padilla in Verbindung; von hier konnte sie sehen, was in dem mild beleuchteten Saal vorging und die huldigenden Blicke Aller auf sich ziehen. Dabei fällt es seltsam auf, daß die Huldigungen, deren Gegenstand sie war, selbst mit ihrem Leben nicht geendet haben.

Zwei Jahrhunderte später ließ Philipp II. dem Gesimse unmittelbar unter der Kuppel die Bildnisse aller Könige und Königinnen von Spanien anfügen und da glänzt neben Don Pedro, Maria Padilla als Königin von Kastilien und Leon, was sie in Wahrheit nie gewesen ist. Diese Seltsamkeit wird durch eine zweite noch auffallender gemacht: Philipps II. eigene Großmutter, als deren Erbe er selbst die Kronen Spaniens trug, die wahnsinnige Juanna fehlt in der Reihe. — Uebrigens verschwinden diese vollkommen werthlosen Brustbilder, in verhältnißmäßig kleinem Maßstab ausgeführt, glücklicher Weise in dem Reichthum der Zierrathen. Man wird sie eigentlich erst von Maria Padilla's Balcon aus gewahr.

Aus dem Patio de las Doncellas tritt man in einen kleineren Hof von ähnlicher Anordnung und Ausschmückung; doch sind auf den Pfeilern der Arkaden kleine weibliche Gewandstatuetten eingefügt, nach denen er Patio de las muñecas, Hof der Puppen heißt; sie wirken störend in dieser Architektur. Von hier führen Treppen zunächst in die Kapelle, durch die Ferdinand und Isabella, das vorzugsweise katholische Königspaar, den arabischen Palast zu heiligen suchten, ein unbedeutender spät gothischer Bau. Hier oben liegen auch die von Maria Padilla bewohnten Räume, die noch jetzt, wie ich Gelegenheit hatte zu bemerken, und mehr als alles Andere das lebhafte Interesse der spanischen Damen erregen; und zwar eben, weil sie die Geliebte, nicht die Gemahlin Don Pedro's war. An der Oberschwelle einer Saalthüre, die zu des Königs Wohnung

führt, zeigen sich drei Todtenschädel auf dunklem Grund gemalt. Der strenge Don Pedro hatte hier die wirklichen Schädel Dreier, nach seiner Meinung ungerechter und auf sein Geheiß hingerichteter Richter zur Warnung annageln lassen. Erst unter Philipp II. sind sie durch gemalte ersetzt worden.

Der Garten des Alcazar dehnte sich vor Zeiten bis an den Guadalquivir aus; innerhalb des jetzt wesentlich beschränkten Umfangs ist dennoch die ursprüngliche Anlage im Wesentlichen unverändert erhalten. Sie ist wie die des Palastes durchaus maurisch. Von der Höhe von Carmona her ist eine Quelle in den Garten geleitet, wo sie sich zuerst in einen Teich ergießt, von dem aus unterirdische Röhren den tieferliegenden Bassins und Springbrunnen das Wasser zuführen. Die Anlage steigt terassenförmig zum Guadalquivir hinab, und ist durch eiserne Gitter, Myrthen- und Orangenhecken in verschiedene Gärten getheilt, ein schattenloser Raum zum Lustwandeln im Mondschein und lauer Abendluft; die heißen Tagesstunden verbrachte man in den kühlen Hallen des Palastes. Ganz fehlt es freilich nicht an neueren störend wirkenden Veränderungen, sie waren hier kaum zu vermeiden, da der Palast nie ganz verlassen gewesen ist und jede folgende Generation sich auf ihre Weise in Schloß und Garten einzurichten suchte. So hat Carl V. eine fortlaufende Halle von geringer Tiefe und schlechter spätrenaissance Architektur bauen lassen, die als Ringmauer dient; und der Theil des Palastes, der unmittelbar auf den Garten herabsieht, ist vollends modern, schmucklos und kasernenartig.

Als bestimmt aus der Zeit der Mauren herrührend, wird im Einzelnen in diesen Gärten nichts gewiesen, als ein viereckiger Pavillon von einer breiten Veranda umgeben, von einer Holzkuppel überdacht; ein Labyrinth (ein Irrgarten) von Myrthenhecken und in dessen Mitte ein klares rundes Wasserbecken, das „Bad der Sultana" genannt wird. Vier künstliche Tuf-

steinfelsen steigen darin aus dem Wasser empor und wölben sich zu einer offenen Grotte zusammen. Unmöglich ist es nicht, daß hier eine Sultana in lauer Abendluft gebadet hat, da der Garten nach orientalischer Sitte, Unberufenen nicht zugänglich war — aber man weiß nichts weiter davon zu erzählen.

Ueberhaupt sind die geschichtlichen Erinnerungen, die sagenhaften Ueberlieferungen, die an diesem Palast und Garten haften, auf einen viel engeren Zeitraum beschränkt als man erwarten sollte. Scharf und bestimmt tritt hier nur die Gestalt des strengen Königs Don Pedro hervor, von dem sonst in Sevilla wenig die Rede ist; sein Andenken herrscht in diesen Mauern wie das des heiligen Don Fernando in der Kathedrale. Die Erinnerungen an die arabische Herrschaft, sind schattenhaft unbestimmt; der späteren Könige, selbst Karls V., wird kaum gedacht, die Erinnerung verweilt nicht bei ihnen — nur für das Andenken der schönen Donna Maria Padilla ist noch Raum neben dem des strengen Königs. Sie ist entschieden eine Lieblingsgestalt in den Erinnerungen der Sevillaner und tadellos geachtet, obgleich sie das milde Urtheil der Nachwelt nicht durch ein tragisches Schicksal erkauft hat, wie Ines de Castro oder Rosamunde Clifford.

Da man Alles gern auf sie zurückführt, wird auch ein anderes Bad, das offenbar aus älterer Zeit her, der ursprünglichen, maurischen Anlage des Palastes angehört als das Bad der Donna Maria Padilla bezeichnet.

Das Gemach ist eine künstliche Grotte auf deren starkem Tonnengewölbe, ehemals ein Theil des Gartens ruhte, der aber jetzt jenem in neuerer Zeit erbauten kasernenartigen Flügel des Palastes als Hof dient und mit mancherlei Gesträuch bepflanzt ist. Durch die Oeffnungen im Gewölbe der Grotte, die ein dämmerndes Licht hereinlassen, sieht man in diese Pflanzenwelt und den blauen Himmel hinab. Unten in der Kühle dehnt

sich ein viereckiges etwa 80 Fuß langes Wasserbecken bis in den Hintergrund der Grotte, nicht vertieft, sondern von einer drei Fuß hohen Brustwehr von Marmorquadern eingefaßt; auf dem Fußboden der Grotte stehend. Es konnte durch Röhren mit kaltem oder warmem Wasser gefüllt werden. Ein freier Raum davor und Pfade an den Langseiten gestatteten dem König und den Rittern, die der Dame während ihres Bades nach der Sitte der Zeit Gesellschaft leisten durften, sich frei umher zu bewegen. Die Sitte gebot dem Ritter, dem solche Gunst zu Theil geworden war, aus dem Bade Wasser mit der hohlen Hand zu schöpfen und zu trinken. Der bedeutende Umfang des Beckens, läßt übrigens vermuthen, daß es aus arabischer Zeit herrührt und darauf angelegt war, mehreren Schönen des Harems zu gleicher Zeit als Bad zu dienen.

Der schon erwähnte viereckige Pavillon im Garten birgt, außer einem jetzt versiegten Springbrunnen, auch noch die Veranstaltung zu einem eigenthümlichen Schauerbade von unten herauf. Durch die Ziegel des Fußbodens sind feine Röhren in großer Anzahl gebohrt, aus denen man vermöge eines Drucks feine Wasserstrahlen emporsteigen lassen kann. Die inneren Wände sind bis zu einem Drittheil ihrer Höhe mit den Azulejos bekleidet, wie sie in den maurischen Bauten so oft wiederkehren. Bei genauer Besichtigung dieser Fayence-Mosaik, konnte ich hier wahrnehmen, warum die orientalischen Baukünstler die bunten Muster dieser Wandverzierung stets nur aus kleinen Täfelchen zusammenfügten, deren jedes nur eine Farbe trägt; sie wußten das Ineinanderfließen der Farben bei der Glasur nicht zu verhindern. Es fehlt hier nicht an Versuchen einen vielfarbigen Stern oder einen größeren Theil desselben auf einer und derselben Platte darzustellen, indem man die verschieden gefärbten Felder durch einen feinen, aus Fayencemasse erhöhten Raum von einander getrennt zu halten suchte. Aber

auch diese Vorrichtung hat das Ineinanderfließen der Farben nicht ganz verhindert; da ist es denn vorzugsweise bei dem Verfahren geblieben, die gewünschten Muster aus kleinen dreieckigen und viereckigen Täfelchen von je einer Farbe zusammen zu setzen. Diese Täfelchen sind bewundernswürdig genau an einander gefügt und in einem fast unzerstörbaren Mörtel gebettet.

Das Innere der Kuppel ist reich in Holz geschnitzt, in Kassetten getheilt, die ziemlich schwerfällige Rosetten einschließen. Der Gärtner, der mich führte, erzählte mit stolzer Zuversicht, daß auch diese Kuppel aus maurischer Zeit herrühre, und blieb sprachlos vor Verwunderung, als ich ihm den Doppeladler Karl's V. an den vier Seiten der Kuppel in das Getäfel eingefügt zeigte, und die Bedeutung dieses Zeichens erklärte.

Der König Don Pedro scheint an dem Schauerbade Gefallen gefunden zu haben, weil es sich zur Ausführung eines etwas derben Scherzes gebrauchen ließ. Ein schmaler Gang im Garten zwischen dichten Hecken ist mit Ziegeln gepflastert, die eine Wasserkunst gleicher Art verbergen. Don Pedro, sagt man, gefiel sich darin, die Damen seines Hofes, die noch nicht Bescheid wußten herzuführen, und sich dann der Verlegenheit zu erfreuen, in die sie durch die plötzlich emporschießenden feinen Wasserstrahlen versetzt wurden. Aehnliche, ja fast noch derbere Späße sind freilich auch an anderen Höfen, sogar bis nahe an unsere Zeit herab beliebt gewesen.

Außer der Kathedrale und dem Alcazar giebt es in Sevilla noch einen dritten Vereinigungspunkt bedeutender Interessen: das Provinzialmuseum in der Kirche des aufgehobenen Klosters de la Merced. Es ist ein unbedeutender, moderner Bau, der aber gutes Licht für die Gemälde hat, die, aus Kirchen und

Klöstern zusammengebracht, eine nicht zahlreiche, aber unschätzbare Sammlung herrlicher Werke der Sevillaner Meister vereinigt. Wie viele und schöne Bilder dieser Schule auch die Gallerie zu Madrid aufzuweisen hat, nur in Sevilla lernt man sie in ihrer ganzen Größe und Bedeutung würdigen. Hier wird man vor dem Hauptwerk Zurbaran's, diesem Meister erst gerecht, den man nur in Spanien kennen lernen kann, da selbst das Louvre nur minder bedeutende Bilder von ihm besitzt.

In Zurbaran's Werken zeigen sich zwei von einander gänzlich verschiedene Manieren, die nur durch den Bildungsgang zu erklären sind, den der Meister genommen hat. Es giebt Bilder von ihm, die flach gehalten sind, ohne Tiefe der Luftperspektive und ohne kräftig durchgeführtes Helldunkel; die Contouren der Gestalten scheinen so scharf angedeutet, daß man versucht ist, diese Bilder eher illuminiert als gemalt zu nennen. In seiner zweiten Manier schließt sich Zurbaran mehr noch dem Caravaggio als dem Murillo an und hier zeigt er sich als wahrhaft großer Meister. In dem Museum von Sevilla ist er durch Bilder beider Richtungen vertreten. Der ersten gehört ein wenig erfreuliches Bild an, das uns Karthäuser Mönche vorführt, von ihrem heiligen Oberen bei einem unerlaubten Mahl überrascht: ein Gegenstand, der sich wohl eher für eine humoristische Auffassung eignen würde, und den Zurbaran schwerlich selbst gewählt hat.

Ganz anders das Hauptwerk des Meisters in seiner zweiten Manier, in der er sich ganz dem allgemeinen Charakter der Sevillaner Schule anschließt: die Apotheose des heiligen Thomas von Aquino; eine großartige Composition; der Heilige im Dominicanergewande, der, ein Volumen seiner Werke im Arm, auf Wolken emporschwebt, blickt herab auf einen Kreis seiner Schüler: einen Papst, Cardinäle, Prälaten und Ordensgeistliche; bedeutende Köpfe, in großartiger Ausführung mit

maßvoller Energie charakterisirt, und im Ganzen eine wunderbare Macht des Helldunkels. Vor diesem Bilde muß man gestanden haben, um Zurbaran zu kennen.

Von Murillo finden sich auch hier wieder zwei Darstellungen der „Conception"; eine grande und eine „chica — kleine — de los angelos." Ein Gegenstand, auf den das eigenthümliche Christenthum Spaniens immer von neuem zurückführt, der aber, wie schon gesagt, nicht anders als in conventioneller Weise dargestellt werden kann. Es ist eben auch hier wieder eine schöne Frauengestalt, die, auf der sehr klein gehaltenen Erdkugel und Mondsichel stehend, mit aufgelöstem Haar, schwimmenden Augen und über die Brust gekreuzten Armen in den Himmel emporschwebt. Erdkugel und Mondsichel sind recht eigentlich das conventionelle Zeichen, daß hier eine Conception zu denken sei.

Unter den anderen zahlreichen Murillo's, die dieses Museum besitzt, ist auch der Almosen spendende heilige Thomas von Villanueva, den der Meister selbst für sein Meisterwerk erklärte. Mir aber scheint das Bild manchem anderen seiner Werke, auch unter denen, die hier dicht daneben hängen, entschieden nachzustehen. Namentlich dem heiligen Felix, dem die vom Himmel herniedersteigende Jungfrau das Christuskind in die Arme legt — und dann eine Vision des heiligen Antonius von Padua anders aufgefaßt als in der Taufkapelle der Kathedrale. Der Heilige umfaßt hier liebevoll das Christuskind, das auf seinem Betpult und einem aufgeschlagenen Buch belehrend vor ihm sitzt — und ein liebreicheres, naturwahr aus dem wirklichen Leben des Volkes entnommenes Kind ist kaum jemals gemalt worden.

Sehr bedeutende Kunstschätze besitzt auch das große Hospital de la Caridad, eine großartig angelegte Anstalt, in der barmherzige Schwestern walten und die allgemein gerühmt wird.

In der Tribüne der Hospitalkirche befinden sich zwei große Compositionen von Murillo: das Wunder der Fische und Brote und Moses, der die Quelle aus dem Felsen schlägt.

Ungeachtet des legendenhaften Inhalts erinnerten mich diese Bilder lebhaft an Goethe's Worte:

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben — wo ihr es packt, ist es interessant."

Meister Bartolomeo Estevan Murillo wußte es zu packen wie kaum ein Anderer. Das ideale Element, das der Gegenstand fordert, geht hier in der gesundesten Weise aus der energischen Wiedergabe der Wirklichkeit hervor. Bewunderns-werth ist in dieser Beziehung auf dem ersteren Bilde der Christuskopf, in dem die Menschheit wunderbar verklärt erscheint.

Der dankende Blick, den Moses, die Hauptfigur des zweiten Bildes, zum Himmel erhebt, Aarons ehrfurchtsvolles Erstaunen über das Wunder, die Gier, mit der sich die Israeliten auf das sprudelnde Wasser stürzen — wie ist das Alles aus dem Leben gegriffen! — Auch der unschuldige Egoismus, mit dem das Kind nach dem Becher greift, den die Mutter eben zum Munde führen will.

Der Marschall Soult hatte diese beiden Meisterwerke nach Frankreich entführt; aber schließlich gelang es den energischen und wiederholten Reklamationen der Stadt, ihr Eigenthum zurückzuerhalten. Daß nicht noch viel mehr Kloster- und Kircheneigenthum aus Soult's berühmter Gemäldegallerie zurückgefordert worden ist, beweist, wie unwissend die spanische Geistlichkeit war. Die Mönche wußten die Kunstwerke, deren man sie beraubt hatte, nicht bei Namen zu nennen. Auch legten sie, scheint es, wenig Werth auf diese Dinge. Ihre Landgüter und Zehnten jedoch, die unter französischer Herrschaft mit Beschlag belegt waren, haben sie mit um so größerer Energie zurückverlangt.

Von den anderen Bildern Murillo's, die das Hospital besitzt, sind zwei besonders merkwürdig, weil sie über den Bildungsgang Murillo's, und damit über den der Sevillaner Schule Aufschluß geben. Das eine, das einen Klosterheiligen S. Juan de Dios darstellt, der einen Gelähmten zum Hospital trägt, zeigt, wie genau Murillo, zu dessen frühesten Werken es gehört, zunächst den Spuren Michelangelo's da Caravaggio folgte; selbst wer sich ein geübtes Auge zutrauen darf, könnte es geradezu für einen Caravaggio halten. Das andere, eine Verkündigung, hält sich auch noch sehr nahe an Ribera und seinen Lehrer, zeigt aber doch schon eine größere Selbständigkeit des jungen Künstlers. Beide Bilder machen es anschaulich, wie die Sevillaner Schule, der der Eklektismus und die akademische Eleganz der Bologneser fremd blieb, von Caravaggio und dessen Realismus ausging und sich bald mit großem und freiem Geist selbständig in dem von ihm überkommenen Stil bewegen lernte.

Merkwürdig, wenn auch nichts weniger als erfreulich, ist hier auch ein Bild von Juan Valdez, als Zeichen, auf welche Abwege die Kunst durch den Fanatismus strenger Askesis geführt werden kann. Es ist das Bildniß eines Bischofs im Sarge, seinem letzten Willen entsprechend, sechs Wochen nach dem Tode gemalt. Es wirkt nichts weniger als erhebend. Gewiß war ein solches Bild nur in Spanien und zur Zeit der Inquisition möglich.

Die Bibliothek des Domcapitels ist in einem Nebengebäude der Kathedrale an der Ostseite des Patio de los Naranjos aufgestellt. Der Sohn des Christoph Columbus, Don Fernando Colon, hat sie gestiftet; ihre Schätze sind in hellen und trockenen Sälen zweckmäßig aufgestellt und sauber gehalten.

Der Bibliothekar, der mich sehr artig empfing und mir manches Interessante mittheilte, machte mich auf die Wichtigkeit des indischen Archivs aufmerksam, das in der ehemaligen Börse, einem schwerfälligen Ziegelbau, unfern der Kathedrale aufbewahrt wird. Zuvorkommend empfahl er mich auch durch einige Zeilen der Direction dieser merkwürdigen Sammlung. Die kaum übersehbare Menge der Urkunden ist da in schönen Sälen trefflich geordnet; sie umfaßt alle Aktenstücke, die sich auf die spanischen Colonien beziehen und ehemals theils in Simancas, theils jenseits des Oceans in Mexiko, Peru und Buenos Ayres zerstreut waren. Eine Mappe, die mir vorgelegt wurde, enthält eine Reihe von vor Allen kostbar geachteten Autographen, darunter, in zierlicher, eleganter Handschrift, eine Bittschrift des Don Miguel de Cervantes Sahavedra, der also seinen Namen in solcher Weise geschrieben haben muß. Dann Briefe von Garcilasso de la Vega, von Hernan Cortez, dem Eroberer von Mexico und von Francisco Pizarro, der selbst nicht schreiben konnte und dessen Unterschrift durch ein Zeichen vertreten wird, das offenbar an die stolze Devise Karl V. und seiner Nachfolger erinnern soll. Zwei derbe perpendikuläre Striche bedeuten die Säulen des Herkules, ein dritter, der sich, leichter gezogen, um beide windet, erinnert an das Band mit der kühnen Inschrift „Plus ultra". Einer seiner Briefe ist besonders eigenthümlich. Der Held berichtet darin: die Frau, die ihm der König gütigst aus Spanien gesendet habe, sei gestorben; der katholische König möge die Gnade haben, ihm eine andere zu schicken. Der Brief ist durchaus ernst und geschäftsmäßig gehalten. Eine Reihe anderer Papiere bezieht sich auf eine Spanierin, die in Pizarros Heer als Fähnrich (Alferes) gedient und große Tapferkeit bewiesen hatte; es wird ein Jahrgehalt als Versorgung für sie in Anspruch genommen.

Der Garten des Palastes San Telmo, den der Herzog von Montpensier viele Jahre bewohnt hat — dieser Garten mit seinen zweitausend Orangenbäumen, die den Paseo am Guadalquivir mit dem Duft ihrer Blüthen erfüllen, blieb mir, wie dem Publikum verschlossen. Im Uebrigen ließ ich mir — mit Ausnahme der großen königlichen Cigarrenfabrik, die für mich kein Interesse hatte — auch von den minder bedeutenden Merkwürdigkeiten Sevillas keine entgehen.

Vor Allem habe ich hier eines Palastes zu gedenken, der, Casa di Pilato genannt, fast mehr noch zu den Seltsamkeiten als zu den Merkwürdigkeiten des Orts gehört. Er liegt an einem freien Platz, unweit der Puerta di Carmona, und ist, von einem Herzog von Alcala di Guadaira erbaut, seit mehreren Generationen Eigenthum der Erben dieses ausgestorbenen Hauses, der Herzöge von Medina Celi. Einer der früheren Besitzer soll, um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, eine Wallfahrt nach Jerusalem unternommen und von dort genaue Risse von dem Palast des Landpflegers Pontius Pilatus mitgebracht haben, nach denen dann dieser Bau hier errichtet worden sei. Die Architektur ist wesentlich moresk, wie sie sich in den afrikanischen Küstenländern entwickelt hat, aber erst mehrere Jahrhunderte nach der Zeit jenes Landpflegers, und daneben zeigen sich Elemente antikisirender, moderner Architektur, die an die italienischen Paläste der Renaissancezeit erinnern. Der Erbauer ist jedenfalls in der seltsamsten Weise getäuscht worden! Die Fiktion, daß hier das Haus des Pilatus getreulich wiedergegeben sei, ist aber in allen Einzelnheiten durchgeführt; eine Kapelle im Erdgeschoß, durch päpstliche Bulle mit allen Rechten einer Pfarrkirche ausgestattet, soll die Oertlichkeit einer Scene der Passion wiederholen, ein etwa drei Fuß hoher Säulenstumpf getreulich demjenigen nachgebildet sein, an den der Heiland während der Geißelung gebunden war; selbst auf

dem Treppenabsatz bezeichnet eine vergitterte Nische die Stelle, wo der Hahn verhängnißvoll krähte, und schließlich wird man auch zu dem kleinen Balkon geführt, von dem Pontius Pilatus zum Volk sprach; er geht natürlich nach dem freien Platz hinaus. Dieses wunderliche Bauwerk hat einen schönen Garten, in dem südlicher Pflanzenwuchs in einer dem Norden unbekannten Ueppigkeit emporwuchert.

Sevilla ist, wie schon bemerkt wurde, eine südeuropäische Stadt, während Cordova mehr den orientalischen Charakter bewahrt hat. Aber wie es in Cordova einen Platz giebt, dem die spanische Herrschaft einen europäischen Charakter aufgeprägt hat, so giebt es in Sevilla umgekehrt einen Stadttheil, der auch heute noch einen orientalischen Charakter bewahrt. Das ist der Markt, der lebhaft an einen asiatischen Bazar erinnert. Er bildet inmitten eines weiten Platzes eine eigene kleine Stadt, deren enge Gäßchen sich rechtwinkelig durchschneiden. Die niedrigen Hallen, mit flachen Dächern aneinandergereiht, sind blendend weiß getüncht, um die Sonnenstrahlen abzuwehren.

Ich übergehe manches Minderbedeutende mit Stillschweigen und will nur noch hinzufügen, daß ich auch die große Kanonengießerei vor der Stadt besucht habe, von Artillerieoffizieren gefällig darin herumgeführt wurde und sie trefflich eingerichtet und in Stand gehalten fand. Dergleichen überrascht in dem heutigen Spanien. Es ist eine Ausnahme und zwar eine sehr seltene.

Die Aufmerksamkeit des Reisenden wird in der Hauptstadt Andalusiens in vielfach verschiedener Weise in Anspruch genommen, namentlich ist dieser Ort die Hauptschule, ja die einzige, nicht nur für Stierkämpfer, sondern auch für Tänzer und Tänzerinnen von Gewerbe. Der Tanz, wie er hier gelehrt wird, hat einen eigenthümlichen nationalen Charakter. Die älteren Zeitgenossen erinnern sich wohl noch der schönen Zigeunerin Pepita, die mit ihren Castagnetten, ihrem aufge-

lösten schwarzen Haar und ihrer sprechenden Mimik in ganz Europa Triumphe feierte. Sie war aus der Sevillaner Schule hervorgegangen, der es freilich in gewissem Sinn an Schule fehlt. Es giebt hier mehrere Schulen von Ruf; die Direktoren derselben veranstalten von Zeit zu Zeit öffentliche Tanzstunden, in denen man, gegen mäßiges Eintrittsgeld, die Leistungen der Zöglinge mit ansehen kann, und die auch von schon ausgebildeten Tänzerinnen benutzt werden, um ein neues Engagement zu suchen. Auch ich habe einer solchen Vorstellung beigewohnt. Die schmale Treppe und der sehr dürftig ausgestattete und erleuchtete Raum, zu dem sie führte, entsprach allerdings sehr wenig der erhabenen Bezeichnung salo di Trajano, aber Spanien gefällt sich nun einmal in großartigen Worten. Das Publikum nahm an den Wänden entlang auf Strohstühlen Platz. In der Mitte des Raums saßen vier Tänzerinnen in dem üblichen Theaterputz und Flitterstaat auf ähnlichen Sesseln beisammen. Bei solchen Vorführungen darf auch ein Zigeunerpaar nicht fehlen, das die angeblichen Nationaltänze ihres Volkes zum Besten giebt. Der Tänzer spielt dazu die Guitarre in sehr kunstloser Weise und singt monoton wenig bewegte Lieder in spanischer Sprache. Die Tänzerin klatscht dabei nach dem Takt in die Hände, um die Castagnetten zu ersetzen, welche die Gitanos seltsamerweise nie zur Hand nehmen.

Unter den andalusischen Tänzerinnen war eine kaum erwachsene, von einer selbst in Andalusien ungewöhnlichen Schönheit, aber sie that mir leid, denn sie hatte sichtlich sehr wenig Talent, und keine Aussicht es je weit zu bringen in der Kunst. Alle viere, zu denen sich Tänzer von Profession fanden, ließen sich nach einander in nationalen Tänzen sehen, und auch hier zeigte sich, welche Stelle das Stiergefecht im nationalen Leben der Spanier einnimmt. Ein pas de deux wurde angekündigt als „la malagueña y el torrero,“ da brach das gesammte

Publikum in lauten Beifall aus. Mir schien es etwas vermessen sich als malagueña anzukündigen, denn Malaga ist berühmt wegen seiner schönen Frauen.

Nebenher wissen die Tänzerinnen den Fremden unter den Zuschauern mit scharfem Auge herauszufinden, ist er ein cavalero, so versteht die Tänzerin die Wendungen des Tanzes so zu berechnen, daß sie nahe an ihm vorbeistreift; ohne ihn anzusehen, aber mit anmuthigem Lächeln berührt sie mit den Castagnetten seine Schulter, und läßt ihr gesticktes zusammengefaltetes Batisttuch auf seine Knie fallen. Nach einiger Zeit führt der Tanz sie wieder an ihm vorbei, sie hebt mit Grazie ihr Tuch wieder auf und erwartet ein Goldstück darin zu finden.

Merkwürdig war mir, in dem ich durch alle Theile der Stadt umherstreifte, zu sehen, wie mitunter eine Sage sich ganz unberechtigter Weise einbürgern kann. So wird hier in der Nähe der Kathedrale ein Barbierladen als Figaro's Laden gewiesen, was gar keinen andern Grund haben kann, als daß dieser Laden mit Nr. 15 bezeichnet ist. Vor einigen Jahren soll sich ein gewandter Inhaber desselben für einen Enkel Figaros ausgegeben haben. Figaros Gestalt genießt überhaupt in Sevilla einer großen Popularität, die natürlich mehr auf Rossinis als auf Beaumarchais· Rechnung zu setzen ist.

Dagegen ist eine echte sevillaner Sage seltsamerweise vollständig verschollen. Niemand weiß etwas von Don Juan Tenorio. Und dennoch ist er eine geschichtliche Persönlichkeit und hat wirklich gelebt. Er war einem der adlichen Geschlechter entsprossen, in denen die Magistratur zu Sevilla erblich war, wodurch sich denn auch erklärt, daß Donna Anna sich mit ihrer Klage grade an ihn wendet. Auch der im Zweikampf erschlagene Commandeur von Calatreva ist nachweisbar; er war ein Ulloa.

Inzwischen war das Frohnleichnamsfest herangekommen. Mit den Vorbereitungen zu dem Festgottesdienst und der feierlichen Prozession waren auch die Vorbereitungen zu dem was in Spanien die Vollendung jedes, gleichviel ob kirchlichen oder profanen Festes ist, zu einem Stiergefecht, Hand in Hand gegangen. Der Cirkus liegt hier nahe am Paseo in einer sehr belebten Gegend. Die Stiere werden deßhalb bei Nacht hineingetrieben. Bis dahin weiden sie, von reitenden mit Lanzen bewaffneten Hirten bewacht, auf einem Anger, der ziemlich weit entfernt vor der Stadt liegt. Dort hin wallfahrteten den Abend vor dem Fest die Afficionados und namentlich die elegante Welt, besonders viele Damen in eleganten Equipagen, um die Stiere zu sehen, und Wetten zu schließen, welcher von ihnen sich am tapfersten erweisen werde.

Am Festtage selbst mußte man sich entscheiden, ob man den feierlichen Gottesdienst in der überfüllten Kathedrale, oder die Prozession sehen wollte; beides ließ sich nicht vereinigen; ich wählte das letztere und sah den Zug aus einem Fenster in der Hauptstraße der Stadt, der Calle de la Sierpe. Im allgemeinen hatte der Zug, dessen Austritt aus der Kathedrale durch Glockengeläute und fernen Kanonendonner angekündigt wurde, den Charakter, den Aehnliches in allen katholischen Ländern zeigt. Es war wie überall darauf abgesehen, der Menge durch den Pomp und den Reichthum der Kirche zu imponiren, und sie zugleich bestens zu unterhalten. Doch war auch einiges Eigenthümliche zu bemerken. Die auffallend zahlreichen Zöglinge des Findelhauses eröffneten den Zug, Wachsfackeln in den Händen. Ihnen folgte, von rüstigen Laien getragen, die Gestalt ihres Schutzpatrons, des heil. Vincenz de Paula, eine Holzstatue nach dem Leben bemalt, und in wirkliche Gewänder gehüllt. Dann zogen mehrere religiöse Brüderschaften mit Kreuzen und Fahnen daher, und in ihrer Mitte wurde

auf einer kleinen Plattform die Bildsäule des heiligen Königs Don Fernando einhergetragen; ebenfalls ein lebensgroßes Holzgebilde Kopf und Hände nach dem Leben bemalt, eine offne goldene Krone auf dem Haupte. Die Gestalt war in veilchenblauem Sammet gekleidet, auf den seltsamer Weise goldene Wappenlilien gestickt waren. Dieser Schmuck mag wohl erst unter den bourbonischen Königen eingeführt worden sein: sollte es geschehen sein, um die Menge glauben zu machen, daß seine alten und neuen Könige eines und desselben Stammes gewesen seien? Diesem Gebilde folgten sechs Knaben, als Pagen in die Hoftracht aus der Zeit Philipps II. in Sammet von den spanischen Farben, roth und gelb, gekleidet. In den Händen hielten sie, neben den rothsammetenen mit Strausfedern gezierten Barets, silberne Flöten. Sie hatten soeben in der Capilla Real vor dem Sarge des heiligen Königs einen Tanz zu ihrer eigenen Musik ausgeführt. Das gehört zu den kirchlichen Ceremonien des Tages. Dann verlängerten eine zahlreiche Geistlichkeit, alle Autoritäten der Stadt und Provinz und die Generalität in glänzenden Uniformen den Zug. Dazwischen wurden die silbernen Statuen und Büsten der Heiligen und Bischöfe getragen, die ich in der Sakristei gesehen hatte. Unter anderen Gebilden auch ein Modell der Giralda, von den beiden Heiligen Justa und Rufina gehalten. Dagegen fehlte der in andern katholischen Ländern herkömmliche Baldachin, unter dem die Monstranz getragen wird. Er war durch die beiden Custodias ersetzt, deren Gewicht den Trägern fast zu schwer schien. Der großen Custodia folgte der Erzbischof von Sevilla, Cardinal de la Lastra y Cuesta, ein alter hinfälliger Mann, der sich barhaupt, mit blauer Brille, um so seltsamer ausnahm, da ihm ein Regenschirm von einem Geistlichen über dem Haupt gehalten wurde, während er mit sichtlicher Anstrengung nach allen Seiten hin segnete. Es regnete nämlich hin und wieder ein wenig. Auch

wurde ihm der Weg zu lang. Er mußte von Zeit zu Zeit ausruhen, zu welchem Ende ein rothsammetner Lehnstuhl hinter ihm her getragen wurde. Wenn er sich setzte, stand die ganze Prozession still, bis er wieder neue Kräfte gesammelt hatte. Das Militär, das in den Straßen Spalier bildete, schloß sich dem Zuge an, in dem Maße, wie er an den Regimentern vorüber war, und zwar nicht nur, wie überall, mit gedämpften Trommeln und gesenkten Waffen, sondern auch, was ich sonst nirgends gesehen hatte, barhaupt. Die Schakos hingen den Leuten an einer Schnur auf dem Rücken. Später fiel entschiedenes Regenwetter ein und das Stiergefecht mußte zum Leidwesen der Gläubigen auf den folgenden Sonntag verschoben werden.

Einer anderen kirchlichen Feier von eigenthümlicherem Charakter hatte ich am 19. Mai in der einst übelberufenen Vorstadt Triana beigewohnt. Bis vor kurzem hausten dort mehrere tausend Zigeuner in zahlreichen Erdhöhlen. Mehr als einmal hat sich die Cholera von diesen Höhlen aus in Sevilla und der Umgegend verbreitet. Da es unmöglich schien, diese seltsamen Fremdlinge an eine andere Lebensweise zu gewöhnen hat man sie endlich weggewiesen, und sie haben sich größtentheils nach dem benachbarten Alcalla de Guadaira gewendet, wo sie wieder in Erdhöhlen wohnen. Hier in Triana versammelte sich jahrhundertelang vielerlei verwegenes Volk, das gelegentlich mit den Zigeunern gemeinschaftliche Sache machte und hierher hat denn auch Cervantes den Schauplatz einer seiner hübschesten Novellen verlegt, deren wir bei einer früheren Veranlassung gedenken mußten. Wenn nicht seltsamer Weise Cervantes Novellen in Spanien vollständig verschollen wären, würde man vielleicht Monipodio's Haus in Triana zeigen, so gut wie Figaros Laden bei der Kathedrale. Die Pfarrkirche dieser Vor=

stadt besitzt ein hochverehrtes Madonnenbild, das in jedem Frühjahr an bestimmtem Tage einer andern Mutter Gottes in den Bergen von Ronda einen Besuch abstattet, und eine Woche bei ihr verweilt, begleitet von einem Gefolge von Männern und Frauen, die während dieser Zeit dort im Walde campiren. Tausende aus der Stadt pilgern am 19. Mai nach Triana, um die Rückkehr der Madonna und ihrer Begleiter zu sehen. Schon stundenlang vorher sind alle Fenster am Wege dicht besetzt, von geputzten Frauen und Mädchen aus dem Mittelstande. Schaarenweise zogen diesmal die Leute auf das freie Feld hinaus; auch die Equipagen der vornehmen Welt folgten zahlreich dorthin. Die Prozession war nämlich zwei Stunden zu früh eingetroffen, und hatte deßhalb vor der Stadt Halt gemacht, denn das Herkommen will, daß sie ihren Einzug in die Stadt erst am Abend bei Fackelschein hält. Ich fuhr auch hinaus. Die Madonna von Triana, eine Holzpuppe mit dem Christuskinde auf dem Arm, beide in reiche seidene Gewänder gekleidet, stand in einer Custodia, einem Tempel von massivem Silber. Bedenkt man, in welcher Weise Spanien und insonderheit dessen Kirchen während der napoleonischen Kriege geplündert worden sind, dann erstaunt man stets von neuem, wie viele dieser aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammenden Schätze zu retten gelungen ist; es wäre nicht möglich gewesen, wenn nicht die gesammte Bevölkerung, die Geistlichkeit dabei durch treues Schweigen unterstützt hätte.

Die Custodia mit der Madonna ruht für die Reise mit der Plattform auf der sie steht auf einem jener schwerfälligen zweirädrigen Karren, die seit den Zeiten der Carthager, wenn nicht noch länger, hier zu Lande üblich sind. Zwei stattliche, sauber gestriegelte, mit Bändern, Schleifen und Blumenguirlanden geschmückte Ochsen hatten schwer daran zu ziehen. Der Treiber ging zu Fuß neben her. Auf eben solchen Fuhrwerken

hatten die Wallfahrer die Hin- und Rückreise zurückgelegt. Doch waren ihre Wagen mit Zelten überspannt, und dienten Nachts als Lagerstätten. Auf den schlechten Land- und Waldwegen geht der Zug langsam; die acht Ruhetage im Walde aber, werden keineswegs ausschließlich in Gebet und frommen Betrachtungen zugebracht; es soll da im Gegentheil sehr lustig zugehen, und es soll sogar, wie vielfach behauptet wird, im Waldgebirge nicht die größte Sittenstrenge herrschen. Jedenfalls herrschte auch jetzt in den Zeltwagen, in denen junge Männer und Frauen bunt durch einander saßen, die heiterste Stimmung. Ueberall erscholl Saitenspiel, profaner Gesang, Castagnetten, Tamburin und lautes Gelächter.

Unter den Zuschauern ließ es hin und wieder einer an boshaften Bemerkungen nicht fehlen. Doch ist die Opposition, die sich in unsern Tagen gegen das kirchliche Treiben solcher Art hier zu Lande erhebt, eben auch nicht erfreulich. Hart am Wege fand ich um einen Karren gelagert, der sie herausgebracht hatte, eine Anzahl jüngerer Männer aus dem Mittelstande, die hergekommen waren, um die Prozession auf ihre Weise zu begrüßen. Sie sangen mit lauter Stimme zur Guitarre:

Mueran los frayles!
Mueran los pretes!
Viva la libertad

(Tod den Mönchen! Tod den Priestern! es lebe die Freiheit.)

So haben sich seit den Tagen Torquemadas die Zeiten geändert. Es ist ein böser Fluch, der auf den Völkern lastet, die im sechszehnten Jahrhundert die naturgemäße Entwickelung des europäischen Lebens, die Reformation, von sich wiesen. Wenn der Legendenglaube seine Macht über die Gemüther verliert, tritt hier nichts anderes an dessen Stelle, als nicht nur leichtsinnige, sondern auch freche und ruchlose Verneinung — eine traurige Mündigkeit des Volks.

Mit Einbruch der Nacht setzte sich der Zug wieder in Bewegung, von einer wogenden Volksmenge umgeben, Reiter mit brennenden Fackeln voran und um den Wagen der Madonna her. An der Rückseite der Custodia waren zwei Armleuchter mit brennenden Wachsfackeln befestigt, und im Zuge wurden bunte Papierlampen auf Stangen in großer Anzahl getragen.

Demonstrationen wie die vorhin erwähnte, bald gegen die Kirche, bald gegen die Regierung gerichtet, wurden hier von den Radikalen häufig in Scene gesetzt; denn im Süden sind die Republikaner, weit zahlreicher als im Norden, eine fest gegliederte und disciplinirte Partei. Freilich ist ihnen der bei Weitem größere Theil der Bevölkerung abgeneigt, aber der ist kaum eines namhaften Widerstands fähig, da in der Menge die verschiedensten Sympathien herrschen, von dem strengsten Dominikaner-Absolutismus an, bis zur geschmeidigsten Fügsamkeit unter jedwedes constitutionelle Regiment, oder auch gänzliche Gesinnungslosigkeit und die blinde Angst, die Schutz von der Polizei gleichviel welcher Regierung verlangt.

Den Demonstrationen gegen die Regierung mußte vielfach die sogenannte „Quinta", die Rekrutenaushebung zu obligatorischem Militärdienst, als Vorwand dienen. Sie soll im Lande mißliebig sein. Jedenfalls sprachen und handelten die Republikaner, als sei sie dem Volk tödtlich verhaßt — und suchten sie eben dadurch verhaßt zu machen.

Prim und Serrano, als sie sich gegen die Königin erhoben, hatten, um die Massen zu gewinnen, versprachen, das spanische Heer solle wieder, wie im Mittelalter, ausschließlich aus geworbenen Freiwilligen bestehen, was, abgesehen von allem anderen, nur eine Geldmacht wie die englische möglich machen könnte, das verarmte Spanien am allerwenigsten. Dies Versprechen konnte nicht eingelöst werden, besonders da namhafte Verstärkungen nach der empörten Havanna gesendet werden mußten, und es wurde

die Aushebung von 25,000 Rekruten verfügt. Dagegen demonstrirten nun die Republikaner mit aller Macht; sie veranstalteten Stiergefechte, um aus deren Erlös die ausgehobene junge Mannschaft dieses oder jenes Bezirks loszukaufen; und auch die Anwesenheit des in Spanien gefeierten Tenors Tamberlick wurde benutzt, um in dem größten Theater von Sevilla, San Fernando, soweit es bei dem mangelhaften Personal möglich war, eine Opernvorstellung zu gleichem Zweck zuwege zu bringen.

Die Sevillaner gefallen sich in dem Gedanken, daß Kaiser Trajan in ihren Mauern geboren sei. Doch liegt die Römerstadt Italica in einiger Entfernung von dem heutigen Sevilla. Der Weg führt stromaufwärts im Thal des Guadalquivir, durch eines jener andalusischen Dörfer, dessen kleine Häuser wie die Gebäude in den Straßen einer Stadt aneinandergereiht sind. Sie haben in der Regel nur ein Erdgeschoß und höchstens noch ein kleines Halbgeschoß darüber; die besseren sind in Stein, die anderen in Pisébau ausgeführt und blendend weiß getüncht, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Aus dem gleichen Grunde haben sie auch nur wenige und kleine Fenster. Die ziemlich flachen Pultdächer sind mit den in Adalusien überall üblichen grauen Ziegeln gedeckt. Kein Gärtchen, keine Bäume oder Blumen dabei, ein unerfreulicher Anblick. Das Land umher ist mittelmäßig angebaut und trägt nur dürftige Ernten. Die Ruinen von Italica liegen in einsamer Gegend auf dem Thalrande des Guadalquivir, der sich kaum dreißig Fuß über die Sohle des Thals erhebt. Von der Trümmerstätte aus ist der Fluß nicht sichtbar. Nur die sehr zerfallenen Ueberreste eines Amphitheaters von mäßigem Umfang, in dem man kaum noch die Carcer und einen Theil der gewölbten

Gänge unter den Sitzreihen besuchen kann, sind von Trajan's Geburtsort erhalten. Ein von den Behörden angestellter Wächter haust in den Trümmern. Der Circus war auch für Naumachien eingerichtet; die Canäle, durch die das Wasser hereinfloß, sind erhalten; die Abflüsse aber eingestürzt und verstopft. Bei Gewitterregen strömt das Wasser ein und überfluthet die Ruine mit Schlamm, Sand und Geröll. Niemals aber geschieht, was dem Unheil ein für allemal steuern würde, niemals werden die Abzugscanäle wieder geöffnet, und wie man glaubt, geschieht es absichtlich nicht. Jede Ueberfluthung bringt den Beamten Gewinn, denen die Säuberung des Raums obliegt, und die dafür hohe Kosten berechnen.

Merkwürdig ist, wie streng geschieden Kastilien und Arragonien noch immer neben einander stehen, obgleich sie fast seit vierhundert Jahren unter einem Scepter vereinigt sind; und wie für die Vergangenheit und Gegenwart, kann der Gegensatz, den sie gewissermaßen bilden, auch für die Zukunft des Landes von Bedeutung sein. Als die beiden Kronen zuerst vereinigt wurden, war es sichtlich die Absicht der katholischen Königin Isabella, ihrem Gemahl keinen Einfluß in Kastilien, ihrem eigenen Reich, einzuräumen. Amerika war von kastilischen Gestaden aus und unter kastilischer Flagge entdeckt worden; die weiten Länder, welche Cortez und Pizarro eroberten, waren und blieben nach ihrem Willen ausschließlich kastilisches Eigenthum; und Arragonien hatte keinen Theil daran. Schon der Wappenspruch, den Isabella dem Entdecker Christoph Columbus verlieh, sprach entschieden aus, daß dem so sein sollte, er lautete: Por Castilla y por Leon, nuero mundo hallo Colon, und mit geringer Veränderung ist dieser Spruch

auf dem Grabstein seines Sohnes, im Fußboden ohnweit des Haupteinganges der Kathedrale wiederholt.

Selbst der Handel und jeglicher Verkehr mit den spanischen Colonien wurde ausschließlich von Sevilla und Cadiz aus betrieben und war durch Gesetze an diese beiden Orte gebunden. Kastilien fühlte sich in der Verbindung beider Kronen mit Stolz als die, in jeder Beziehung, weitaus überlegene Macht; um so mehr, da auch die spanische Literatur der Blüthezeit überwiegend eine kastilische war; der Dialekt der Kastillaner galt als die eigentliche gebildete Landessprache; selbst Cervantes rügt Eigenthümlichkeiten der arragonischen Redeweise wegwerfend als schnöde Fehler.

Auch die bildende Kunst ist vorzugsweise eine kastilische, denn neben den großen Meistern, die aus der Schule von Sevilla hervorgegangen sind, hat die Valencianer Malerschule nur geringe Bedeutung.

Endlich sahen sich auch die Könige der vereinigten Reiche veranlaßt, fast ausschließlich in Kastilien zu verweilen, als im Mittelpunkt der wichtigsten Interessen. Da gab sich der Stolz entschiedener Ueberlegenheit schon darin kund, daß man in Kastilien gern — wie noch heute geschieht — das arragonische Reich als „das Krönchen“ — la coronilla — bezeichnete.

Die Arragonier fühlten sich zurückgesetzt und waren deshalb um so eifriger bedacht, wenigstens in den inneren Angelegenheiten ihres Landes keinen kastilischen Uebergriff zu dulden. Jetzt hat Kastilien Alles verloren, worauf seine Ueberlegenheit beruhte, namentlich den Besitz der überseeischen Länder. Trennung und Gegensatz haben keinen Grund, das Bewußtsein einer geschiedenen Eigenart keine Berechtigung mehr; aber dies Bewußtsein ist geblieben als Nachhall der Vergangenheit, hat sich wiederholt in Thaten kundgethan und tiefgehende Erinnerungen geschaffen. Selbst ein flüchtiger Blick auf die Geschichte Spa-

niens zeigt, wie dieser Gegensatz von Kastilien und Arragon sich in allen inneren Wirren Spaniens geltend gemacht hat, wenn er nicht sogar der eigentliche Grund der Spaltung war. Als die Nachkommen Karls V. in Spanien ausstarben, und die Thronfolge streitig war zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg, als Kastilien sich für den Bourbon entschied, stand Arragonien für Karl von Habsburg auf; und in Kastilien vermochte der österreichische Prinz nie dauernde Erfolge zu erringen, während sein Anhang in Arragonien nur mit großer Mühe besiegt und unterdrückt werden konnte.

Selbst in unseren Tagen hat sich dies alte Spiel erneuert. Als Kastilien sich die neue Thronfolge-Ordnung Ferdinands VII. gefallen ließ und Donna Isabella II. als Königin anerkannte, hat Arragonien sieben Jahre lang für Don Carlos gekämpft.

Wenn es auch in Kastilien einzelne karlistische Coterien geben mag, ist doch auch jetzt eine wirkliche Erhebung in Waffen für Don Carlos nur in Arragonien möglich. Und sollte jemals die republikanische Partei in Spanien herrschend werden, der Gegensatz bliebe bestehen: Kastilien würde die einheitliche Republik fordern und Arragonien die föderative.

Ob man die baskischen Provinzen vermöge ihrer Sonderrechte als ein drittes Element ansehen soll, ist schwer zu entscheiden. Sie haben sich immer der arragonischen Opposition angeschlossen, und sind deshalb ein Hauptsitz des karlistischen Aufstandes gewesen.

Andalusien macht auch Anspruch auf eine besondere Stellung, nicht zwar darauf als dritte Macht im Gesammtstaat, wohl aber darauf, als der maßgebende Haupttheil des herrschenden Reichs Kastilien zu gelten. Nicht ohne Grund; denn von dem Königssitz Sevilla aus wurden „beide Indien“, die Länder jenseits der Meere, regiert.

Während meines Aufenthalts in Sevilla war die Stimmung der höheren Gesellschaftsschichten eine sehr ängstliche, aus Besorgniß vor den Republikanern, deren Anhang im Proletariat ein gefährlicher war. Mit großer Spannung folgte man den Verhandlungen der Cortes in Madrid. Wird Serrano Regent oder nicht? war für die Gemäßigten die große Frage; weil sie in seiner Regentschaft die Beseitigung der nächsten Gefahr zu sehen glaubten, die Republikaner oder der radikale Prim dem Lande bereiten konnten. Was dann weiter werden sollte, lag für sie freilich noch ganz im Ungewissen; nur Eines behaupteten sie mit Bestimmtheit: daß Montpensier nicht König werden könne.

Es hatte etwas Auffallendes, diese Ansicht hier viel entschiedener als in Madrid aussprechen zu hören, wo eine nicht unbedeutende Partei noch an der Hoffnung festhielt, ihn auf den Thron zu erheben. Es mußte um so mehr befremden, da Montpensier in Sevilla, wo er ein Viertel Jahrhundert gelebt hatte, persönlich in hoher Achtung stand. Man rühmte sein würdiges Familienleben, sein reges Interesse für Kunst und Wissenschaft. Aber er ist ein Franzose, ein Fremder, und ein Fremder kann nicht König von Spanien sein! So sagte man in Sevilla.

Aus dem Munde eines vornehmen Sevillaners hörte ich dann weiter den seltsamen Ausspruch: „Montpensier habe außerdem auch durch die Halbheit seines Benehmens jede Aussicht auf den Thron verscherzt.“ So weit konnte man allenfalls zustimmen; dann aber folgte der überraschende Nachsatz: „Ja, wenn Montpensier an der Brücke von Alcolea den Degen gezogen hätte für die Königin Isabella, dann hätte er König von Spanien werden können.“

Ein vollständigeres Verkennen der Umstände war in der That nicht möglich.

In welchen vertrauten Beziehungen der Herzog von Montpensier zu dem ostensiblen Führer der Revolution, dem General Serrano, stand, war in ganz Spanien und auch wohl weit über die Grenzen Spaniens hinaus bekannt genug. Die Moderados bezeichneten Montpensier laut als das Haupt der Verschwörung, deren Zweck war, Isabella zu stürzen und ihn selbst auf den Thron zu erheben; sie nannten die Summe, die er hergegeben haben sollte, die Bewegung in Gang zu bringen.

Unbefangene Beobachter in Madrid sagten demnach gerade umgekehrt: wenn Montpensier an der Brücke von Alcolea den Degen gezogen hätte, aber um sich an die Spitze der Insurgenten zu stellen, dann würde er, Sieger in dem unbedeutenden Gefecht, an der Spitze der Truppen als König in Madrid eingezogen sein. Serrano soll dem Herzog jede persönliche Betheiligung an dem bewaffneten Aufstande widerrathen haben: der Herzog müsse ganz fleckenlos dastehen, der Verschwörung und allen Umtrieben fremd, damit alle Parteien in dem verwaisten Spanien mit gleichem Vertrauen ihre Zuflucht zu ihm nehmen könnten; was dann auch geschehen werde. Montpensier habe, sagt man, diesen Rath befolgt, und damit sei das Spiel verloren gewesen. Kaum war der Aufstand Herr von Madrid, Herr des Landes, so stellte sich Prim in der Hauptstadt ein, und so ungelegen er den Siegern von Alcolea kommen mochte, nahm er seinen Antheil an der Siegesbeute, an der einstweiligen Herrschermacht in Besitz und zwar den Löwenantheil. Es war unschwer zu sehen, daß Prim den Herzog von Montpensier nicht zum König machen wollte, und daß Serrano ihn nicht mehr auf den Thron zu erheben vermochte.

Eben während dieser Tage vertraute ein persönlicher Freund des spanischen Botschafters zu Paris, Don Salustiano Olózaga, seinen Bekannten an, was für Anträge man in Frankreich dem Botschafter mache. Der Kaiser der Franzosen habe Olózaga

zu sich beschieden, und ihn in langer Unterredung aufgefordert, für die Erhebung des Prinzen von Asturien, das heißt des Sohnes Isabella's auf den Thron Spaniens zu wirken. Er habe ihm auseinandergesetzt, welche Vortheile diese Wahl für die spanische Nation haben würde, und für den Fall, daß sie gelinge, dem Königreich Spanien die Protektion Frankreichs versprochen.

Die Wahrscheinlichkeit sprach für diese Angabe: denn nichts konnte dem kaiserlichen Frankreich so unerwünscht sein, als Montpensier, einen Orleaniden, zum König des Nachbarreichs erwählt zu sehen. Andererseits aber glaubte man in Paris, daß sich schon von früheren Zeiten her weibliche Pläne in Damenweise mit dem Prinzen von Asturien beschäftigten, den man im Geist mit einer Tochter der Herzogin von Alba vermählt sah.

Die herrschende Spannung veranlaßte in jenen Tagen die Sevillaner Politiker auch sonst noch zur Aeußerung sehr seltsamer Ansichten und Wünsche. So sprach ein Spanier, der hier eine angesehene Stellung einnahm, in der Angst seiner Seele, den sehnsüchtigen Wunsch aus, daß auch jetzt wieder, wie im Jahre 1823, eine Intervention von auswärts her die „Ordnung" in Spanien herstelle. Er hätte sogar gern darauf gehofft; allen europäischen Staaten, meinte er, müsse doch daran liegen, daß in Spanien Ordnung herrsche. Er war indessen doch der einzige Spanier, den ich den Wunsch nach fremder Einmischung aussprechen hörte. Im Allgemeinen empört nichts so sehr den Stolz des Spaniers, als der Gedanke, daß Fremde das Schicksal seines Vaterlandes entscheiden könnten.

Bald darauf sollte ich auch hier wieder erfahren, wie abhängig vom Augenblick ängstliche Naturen sind. Es traf die Nachricht ein, daß die §§ 33 und 34 des neuen Verfassungsentwurfs, welche bestimmten, daß Spanien eine Monarchie sein

und bleiben solle, in den Cortes mit 240 Stimmen gegen 71 angenommen worden seien. Im Grunde eine sehr gleichgültige Nachricht, denn da Prim und Serrano vereint für die Monarchie einstanden, wenn auch jeder von ihnen dabei einen anderen König im Sinn hatte, konnte das Ergebniß der Abstimmung nicht zweifelhaft sein, und die glänzendsten Reden der Republikaner vermochten nichts daran zu ändern. Ich war sogar erstaunt, daß sich 71 Stimmen in den Cortes für die Republik ausgesprochen hatten. Im Uebrigen mußte ich mir sagen, daß durch diesen zur Zeit selbst in maßgebenden Kreisen wichtig geachteten Beschluß des Parlaments in der That gar nichts entschieden wurde. Ob Monarchie, ob Republik die Verfassung Spaniens sein sollte, darüber konnte, wie die Dinge eben standen, endgültig weder ein Paragraph noch eine einfache Abstimmung, es mußten Thaten darüber entscheiden.

In Sevilla machte die Nachricht große Sensation in allen Kreisen, die dem Gange der Ereignisse nicht gedankenlos zusahen. Der Gouverneur der Provinz, Anhänger der Union liberal, zeigte sich hoch befriedigt und äußerte gegen seine Freunde: die Frage sei nun erledigt, die Republik beseitigt, auch werde es hier am Ort ruhig bleiben. Alle Mitglieder der Union liberal zeigten sich beruhigt, und selbst diejenigen, die noch vor Kurzem die Wahl eines Orleaniden für unmöglich erklärt hatten, hofften nun, Serrano werde sofort Regent nnd Montpensier demnächst König werden. Der Kaiser der Franzosen werde genöthigt sein, sich diese ihm unerwünschte Wendung gefallen zu lassen, da es in Frankreich selbst sehr unruhig aussehe.

Am Tage nachdem mir diese hoffnungsvollen Mittheilungen aus den Kreisen der Union liberal gemacht waren, suchte ich meinen Weg durch die engen Gäßchen eines von Arbeitern bewohnten Viertels nach der Alhondiga, einer Korn-Markthalle,

die, wie der Name zeigt, aus der Zeit der Araber herrührt. An einer Straßenecke sah ich da ein Plakat angeschlagen, das in großen Lettern „Mueran los reyes“ überschrieben war. Es enthielt eine allerheftigste revolutionäre Diatribe gegen Könige und Königthum. Leute aus dem Volk und Soldaten standen in ziemlicher Anzahl davor und lasen es mit großer Aufmerksamkeit.

Die republikanische Partei glaubte sich keineswegs besiegt durch den monarchischen Paragraphen, den die Cortes angenommen hatten; das zeigte sich überall und in jeder Form.

Cadiz und Gibraltar.

Eine zum Theil nächtliche Eisenbahnfahrt, brachte mich in wenigen Stunden von Sevilla nach Cadiz.

Diese berühmte Seestadt und Festung liegt auf einem Felsen, der in ferner Urzeit eine Insel gewesen sein muß. Jetzt verbindet ihn eine schmale, niedrige, sandige Landzunge mit der Küste. So ist das Meer zwischen der Felseninsel und dem Festlande zu einer Bucht geworden, einer Rhede, auf der für die größten Flotten der Welt Raum genug wäre. Eine Landspitze, der „Trocadero“, die der Stadt gegenüber vom Festlande aus hineintritt, theilt sie in zwei Hälften, doch scheint die innere Bucht, die gegen alle Winde gesichert ist, nur für kleinere Fahrzeuge zugänglich.

Der Felsen, auf dem die Stadt liegt, erhebt sich nirgends zu bedeutender Höhe und seine Oberfläche ist von der Natur ziemlich eben gestaltet; diese beiden Umstände bestimmen den Charakter und die Eigenthümlichkeit der Lage.

Die Festungswerke nach der Bucht hin sind ganz von Stein erbaut, die Landzunge und der Fahrweg von der Küste her, durch ein regelmäßiges Hornwerk mit seinen Außenwerken gesperrt; an der Südseite, gegen das offne Meer hin, steht nur eine Brustwehr auf dem natürlichen Felsen. Ein Fußpfad führt an dieser Seite über ein schmales Felsenriff nach der Klippe, auf welcher sich das Fort S. Sebastian erhebt.

Auf der Rhede lagen mehrere hundert Fahrzeuge vor Anker, meist Fischerbarken und kleinere Küstenfahrer, doch waren auch mehrere Kriegsschiffe darunter.

Schon früh mußte die günstige Lage des Orts seefahrende Nationen zur Ansiedelung auffordern. Auch ist der Ort uralt; aber weder Phönizier noch Karthager und Römer, Gothen oder Araber haben hier eine Spur ihres Daseins zurückgelassen. Cadiz ist eine moderne Stadt. Die Straßen sind grade und breiter, als man an einem Ort erwartet, in dem sich eine verhältnißmäßig zahlreiche Bevölkerung auf so engem Raum behelfen muß; die öffentlichen Plätze sind gleich englischen Squares zu Gartenanlagen benutzt. Da es an Brunnen- und Trinkwasser fehlt, sind die flachen Dächer der Häuser darauf eingerichtet, das Regenwasser in kleinen Rinnen aufzufangen und in Cisternen zu leiten. Außerdem hat fast jedes Haus oben einen kleinen Pavillon mit möglichst vielen Fenstern. Da es an Gärten fehlt, hat man gesucht, sich auf diese Weise wenigstens eine Aussicht in das Freie, auf Meerbusen und Küste zu verschaffen. Cadiz besitzt wenig bemerkenswerthe Gebäude; die Kathedrale ist ein Werk Churriguerras, der im siebzehnten Jahrhundert eine zahlreiche Schule in Spanien gründete, die von der italienischen Spätrenaissance ausgehend, durch einen Ueberreichthum von schwerfälligen und sinnlosen Zierrathen zu wirken suchte und darüber in die wunderlichste Abenteuerlichkeit verfiel. Es ist seltsam, daß eine solche Schule der Baukunst

sich hier zu einer Zeit bilden konnte, in der andere Zweige der Kunst, namentlich die Malerei auf ihrer höchsten Höhe standen.

An einem Amphitheater für Stiergefechte fehlt es Cadiz selbstverständlich nicht, ebenso wenig wie an einer Alameda, doch müssen die Damen bei der Beschränktheit des Raums sich bescheiden auch hier zu Fuß zu erscheinen.

Da die Fahrt zu Lande nach Gibraltar bei dem unvollständigen Eisenbahnnetz sehr beschwerlich gewesen wäre, wählte ich ein Dampfboot, das am 30. Mai früh Morgens dorthin abging. Ein Nachen brachte mich vom Ende des Hafendammes zu dem im tiefen Wasser ankernden Schiff; aber kaum hatten wir die Felsenspitze umschifft, auf der das Fort San Sebastian liegt, als ein ziemlich frischer Wind vom Atlantischen Ocean her sich erhob und unbequeme, kurze Wellen vor sich hertrieb. Da unser Schiff sich als „schlechtes Seebot" erwies und stark „schlenkerte", wurden sämmtliche Passagiere seekrank, und ich kam an dem Cap Trafalgar vorüber und durch die Gewässer, in denen die merkwürdigste Seeschlacht der neueren Zeit geschlagen worden ist, ohne mir Rechenschaft davon zu geben. Weiterhin wurde die See ruhiger, und alle erholten sich zu neuer Aufmerksamkeit.

Die gebirgige Küste Afrika's stieg, in das Blau der Ferne gehüllt, immer höher am Horizont empor. Das Leben des südlichen Meeres machte sich geltend. Meerschweinchen schwammen um das Schiff herum, ein paar Schildkröten bewegten sich langsam durch die Fluth; ein fliegender Fisch erhob sich aus den Wellen und schwebte eine Strecke weit über dem Wasserspiegel. Bald lag Cap Spartell mit dem schlanken Thurm deutlich erkennbar vor uns. Wir fuhren in die Meer=

enge ein, Calpe's strait, so oft und auch von Byron besungen. Das Schiff nahm seinen Weg an der europäischen Küste entlang, so daß hier alle Gegenstände deutlich in den Lokalfarben hervortraten, während Afrika uns duftig blau gegenüberlag. Wir fuhren nahe an Tariffa vorüber, dessen alte Mauern und Thürme sammt den daran gefügten unbedeutenden, modernen Festungswerken deutlich zu übersehen waren. Hier ist der Schauplatz der Thaten des tapferen Gusman, den die Spanier el bueno nennen und in Chroniken und Romanzen feiern.

Ein weißer Schimmer im Hintergrunde eines Meerbusens war Tanger, und bald zeigte sich deutlich die blendend helle Häusermasse von Ceuta am Fuß der afrikanischen Berge. Tanger und Ceuta! beim Anblick dieser Städte erwachten Erinnerungen aus meinen frühesten Knabenjahren, die ich im Kreise der bedeutendsten Vertreter der romantischen Schule in Deutschland verlebte. Die Dichterwerke des spanischen Genius wurden damals von ihnen mit leidenschaftlicher Begeisterung erfaßt. In der Zeit der tiefsten Demüthigung Deutschlands lenkte der heldenhafte Widerstand der Spanier die Blicke aller vom Vaterlandsgefühl ergriffenen Deutschen auf sich. Man zollte der fremdartigen Ideenwelt, aus der diese Thaten hervorgingen, die lebhafteste Anerkennung, als Gegensatz zu der trivialen Aufklärung und dem marklosen Cosmopolitismus, in denen man nicht mit Unrecht eine Ursache der Schwäche Deutschlands sah. Auch ich wurde als Knabe in diese Welt eingeführt und vergoß bittere Thränen über Calderon's „Standhaften Prinzen". Da lag nun der Schauplatz jener Begebenheiten vor mir, Tanger und Ceuta am Fuß des Atlas. Bald that sich an der europäischen Seite der Meerenge der Meerbusen von Gibraltar auf. Der Felsen des Tarik, Gebr-al-Tarik, an dem einst die Araber landeten, erhob sich gerade vor uns aus den Wellen. Auch er war ohne Zweifel einst eine

vereinzelte Klippe im Meer und ist jetzt, wie der Felsen von Cadiz, nur durch eine niedrige, schmale Landenge mit dem Festlande verbunden. Die Gestalt des Felsen wird mit der eines ruhenden Löwen verglichen; ein Thurm, O'Hara's Tower, erhebt sich auf der höchsten Kuppe, dem Haupt des Löwen, the Point, und der um vieles niedrigere Rücken, der sich vom Fuß des hohen Felsen noch weiter in das Meer hinein gegen Afrika erstreckt, wird als vorwärts gestrecktes Tatzenpaar gedeutet. Nur wenig über dem Spiegel des Meerbusens erhaben, zieht sich der schmale Häuserstreifen an der Felswand dahin, der die Stadt Gibraltar bildet.

Wie schmal ist diese Meerenge, die zwei Welttheile scheidet, wie verlockend für ein hochbegeistertes, sieggewohntes Volk! Hier an diesen Gestaden fanden die Araber ein verweichlichtes Geschlecht. Von allen deutschen Völkerstämmen, die das alternde Römerreich umgestalteten, hat keiner dieser Welt so wenig neues Leben zuzuführen vermocht, ist keiner so vollständig in ihre Entartung aufgegangen, als diejenigen Stämme, die Spanien besetzt hatten: Vandalen und Westgothen. Und doch standen die Gothen in der alten Heimath sehr hoch unter den Deutschen, am weitesten vorgerückt in geistiger Bildung.

Im Westen und Norden ist der Meerbusen von mäßigen Anhöhen umgeben, die dem Felsen von Gibraltar gegenüber, am Eingang der flachen Landzunge, mit einer sanft gerundeten Kuppe enden. Auf dieser Anhöhe liegt ein ansehnlicher Ort S. Roque; und die Linie der Verschanzungen, welche Spanien errichten mußte, um sich gegen das verlorene Gibraltar abzuschließen, zieht sich darüber hin. Im Ort selbst ragt auch der Wartthurm hoch empor, von dem aus die nunmehr fremde Veste beobachtet wird.

Gibraltar liegt an der Südost-Spitze, am Eingang des Meerbusens, das spanische Städtchen Algesiras, das dem Reich

das verlorene Gibraltar wenigstens als Handelsplatz ersetzen sollte, erhebt sich im Nordwesten, im Hintergrunde der Bai. Auch Gibraltar hat so wenig wie Cadiz einen Hafen, nur eine Rhede, die indessen gegen Südwest-Winde nicht geschützt ist, so daß die Schiffe je nach den Winden ihren Ankerplatz wechseln müssen. Häufig müssen nach Gibraltar bestimmte Schiffe in den Gewässern von Algesiras ankern. Gibraltar und selbst Algesiras haben so ungenügende Verbindungen mit dem Inneren des Landes, daß ihr Handel nicht sehr bedeutend ist. Die zahlreichen Schiffe, die bei meiner Ankunft den Meerbusen belebten, waren durch die Westwinde, die seit längerer Zeit wehten, verhindert durch die Meerenge zu gehen, und genöthigt auf die Gunst der Umstände zu warten. Algesiras, auf das unser Dampfboot lossteuerte, hat einen Ankergrund von mäßigem Umfang, der durch eine davor liegende Klippe etwas besser geschützt ist. Unser Dampfboot ging hier vor Anker, um nach einigen Stunden die Fahrt nach Malaga fortzusetzen. Ein kleines Dampfboot fährt mehrere Male am Tage zwischen Algesiras und Gibraltar hin und her und ich konnte nach ein paar Stunden Aufenthalt meine Reise fortsetzen. Beim Einschiffen zeigte sich deutlich, wie wenig Algesiras verdient, ein Hafen genannt zu werden; auch dieses kleine Boot konnte nicht an den Molo herankommen. Selbst kleinere Kauffartheischiffe können ihre Fracht hier so wenig als in Gibraltar unmittelbar am Ufer ausladen.

Am Seethor in Gibraltar wurde ich nach meinem Paß gefragt, den ich in Cadiz vom englischen Consul hatte visiren lassen. Der Dienst wird hier immer streng geübt, wie in Kriegszeiten. Einen Clubhouse genannten Gasthof fand ich ganz nach englischem Zuschnitt eingerichtet. Mein Eckzimmer im zweiten Stockwerk beherrschte eine wunderbar schöne Aussicht. Durch das eine Fenster schweifte der Blick über die Festungs-

werke, den Meerbusen, die grünen Höhen jenseits, Algesiras und S. Roque. Von dem anderen Fenster aus sah ich die im hellsten Sonnenlicht flimmernde Meerenge und die Küste von Afrika, an der die Felsenspitze Punta de Africa mächtig hervortritt; weiter zurück steigt der von Wolken umschwebte Atlas empor. Welch ein bedeutender Theil der Weltgeschichte, von der Heldensage der griechischen Urzeit an, bewegt sich um die Gegend, die ich mit einem Blick übersah. Ein Ausflug von hier nach Afrika wäre leicht auszuführen; täglich geht ein Dampfboot nach Tanger und holt von dort, was die Besatzung und der Markt an frischem Fleisch und Gemüse brauchen. Das ist auffallend — aber sehr gut berechnet. In Friedenszeiten wäre ohne Zweifel alles für Gibraltar Nöthige bequemer aus spanischem Gebiet zu beziehen. Im Falle eines Krieges aber könnte Gibraltar leicht von der Landseite blockirt und von jeder Verbindung abgesperrt werden. Man wäre dann ausschließlich auf Versorgung der Stadt von der Seeseite angewiesen, und sie wäre dann gewiß sehr schwierig, denn die Viehzucht, den Gartenbau, die eben der Bedarf Gibraltars in bedeutendem Umfang an der nächsten afrikanischen Küste hervorgerufen hat, würde es alsdann dort nicht geben — und man würde in beschwerlicher Entfernung suchen müssen, was man nicht entbehren könnte.

Ich wurde durch die Umstände veranlaßt, mich zunächst mit der Garnison zu beschäftigen. Ein englischer Offizier, mit dem ich die Fahrt von Cadiz her gemacht hatte, sagte mir, daß vor den Thoren von den Soldaten „athletic sports“ vorgenommen würden. In den englischen Garnisonen außerhalb Englands, wo die Soldaten unter ungewohnten Bedingungen, ohne die Möglichkeit eines Verkehrs mit den Landeseingeborenen, ganz auf sich selbst angewiesen sind, ist das Bedürfniß sie zu beschäftigen um so dringender, da sie fertig ausgebildet aus

den Depots kommen und die Ausbildung der Mannschaft nichts zu thun giebt. Um die Leere ihres Daseins angemessen auszufüllen, haben die Offiziere hier mit einigem Aufwand, indem sie Preise für die Sieger aussetzen, eben „athletic sports“ eingerichtet, deren Vorbereitungen die Leute immer geraume Zeit beschäftigen.

Der Schauplatz dieser olympischen Spiele ist ein landschaftliches Bild von höchster Eigenthümlichkeit. Es ist die Landenge, die Gibraltar mit dem Festland verbindet; eine unbebaute Rasenstrecke, nicht eintausend Schritt breit — rechts und links das Meer — im Norden die grünen, abgerundeten, von der Warte Spaniens gekrönten Hügel von S. Roque, in der Urzeit das Meeresufer — im Süden die nackte Felswand, die senkrecht bis zu ihrer ganzen Höhe von 1100 Fuß aus dem Rasen emporsteigt. An ihr zieht besonders eine Erscheinung, deren Gleichen sich nirgends in der Welt wiederfindet, die Aufmerksamkeit auf sich: eine lange Reihe schwarzer Punkte nämlich, die sich an ihrer halben Höhe dahinzieht. Das sind die Schießscharten der in den Felsen gesprengten Casematten. Auf schmalem Raum, zwischen dem östlichen Fuß des Felsens und dem Meerbusen, zeigt sich der Eingang zur Stadt, gedeckt durch mehrfache Festungswerke, denen man es aber ansieht, daß sie nicht nach einem Plan folgerichtig angelegt, sondern zu verschiedenen Zeiten vermehrt worden sind, je nachdem man eine Veranlassung dazu wahrzunehmen glaubte.

Auf der Rasenfläche der Landenge war ein Platz für die Spiele eingehegt, und aus Holz eine bedeckte Tribüne für die Zuschauer leicht gezimmert; auf dieser hatten sich auch englische Damen, Frauen und Töchter der Offiziere eingefunden. Die in großer Anzahl anwesenden Offiziere waren sämmtlich in Civil, selbst der Offizier du jour trug einen blendend weißen Piquéanzug, und nur die schottische Mütze, die carmoisinrothe

über die Schulter geschlungene Schärpe und das Hochländer-schwert deuteten darauf, daß er in amtlicher Thätigkeit auftrat. Eine Menge Soldaten bildeten gleichsam das Parterre um die leichte Einfriedigung des Rennplatzes her, alle in weißen Leinwandjacken mit der Mütze aus Leinwand, in Gestalt eines niedrigen Cylinders ohne Schirm, was mir nicht sehr praktisch scheint, obgleich rückwärts ein Streifen Leinwand schützend über Hinterkopf und Nacken frei herabhängt. Verschiedene Sports, wie Werfen großer Steine und Ringkämpfe, hatte ich versäumt; man war am Wettlaufen, das von verschiedenen Gruppen nach einander um verschiedene Preise ausgeführt wurde. Die Leute, in Tricot gekleidet, hatten eine Bahn von fünfhundert Schritten zu durchmessen und über vier hohe Barrieren frei hinwegzuspringen, was sie mit großer Gewandtheit ausführten. Der Sieg eines Soldaten wurde von seinen Kameraden als ein Triumph des Regiments freudig begrüßt. Dann folgte Springen in die Höhe und in die Weite; die Leute zeigten große Gewandtheit und Muskelkraft. Bergschottentänze sollten den Schluß bilden, die Sackpfeifer von zwei Bergschottenregimentern, beide auffallend schöne Männer von imposanter, heroischer Gestalt, in voller Nationaltracht, die Begleitung dazu spielen. Mit Ausnahme ihrer nationalen Spielleute haben diese Regimenter schon seit mehreren Jahren Kilt und Philibeg abgelegt und tragen zu ihren rothen Waffenröcken Beinkleider von Tartan in den Mustern und Farben der betreffenden Clans. Im Allgemeinen sind die früher überreichen Uniformen der englischen Armee seit dem Krimkriege sehr einfach geworden. Die englische Armee besteht bekanntlich aus geworbenen Leuten, rekrutirt sich fast ausschließlich aus den allerunterſten Schichten der Gesellschaft und bedarf daher einer eisernen Disciplin, wobei, wie man auch hier erfährt, körperliche Strafen eine sehr große Rolle spielen. Körperlich aber sind die Leute sehr

tüchtig, von energischem, entschlossenem Sinn und auf dem Schlachtfelde eine zuverlässige unerschütterliche Infanterie. Davon überzeugt der Augenschein.

Fünf Bataillone Infanterie, die Artillerie und ein Commando Ingenieurtruppen bilden eine Besatzung von sechstausend Mann für Gibraltar. Doch außer den Wachen sieht man nur wenig Soldaten in der Stadt; die Truppen leben getrennt von der übrigen Bevölkerung in Casernen auf der ziemlich entfernten punta d'Europa. Der kommandirende Generallieutenant herrscht unumschränkt über Stadt und Besatzung. Von politischen Rechten der eingeborenen Bewohner ist hier so wenig die Rede wie in Indien. Sie sind Unterthanen Englands, nicht Engländer. Die Offiziere leben ganz unter sich. Die Spanier in Gibraltar sehen ihrerseits die Fremdherrschaft, unter der sie leben, als einen unabänderlichen Zustand an, aber sie hegen geringe Sympathien für ihre stolzen Herren und suchen eben auch keine vermehrten Beziehungen zu ihnen. Nur in einem Punkt berühren sich englisches und spanisches Leben: beim Stiergefecht. Allerdings duldet die englische Regierung keinen Circus und Stiergefechte in der Stadt; aber nahe vor dem Thor, auf spanischem Grund und Boden, wo die Handelsherren aus Gibraltar ihre Landhäuser haben, werden häufig Stiergefechte gehalten, und den zahlreichsten und leidenschaftlichsten Theil des Publikums liefert die englische Besatzung von Gibraltar. Ein Stiergefecht ist sport und interessirt als solcher die Engländer.

Gibraltar und Malta werden als klimatische Vorschule für Indien betrachtet. Nur im Nothfall sendet man Regimenter direkt aus England an den Ganges, gewöhnlich kommen die dorthin bestimmten Truppen erst auf ein paar Jahre hierher, um sie an ein heißes Klima zu gewöhnen.

Die Straßen und Plätze im Inneren der Stadt haben nichts bemerkenswerthes; es herrscht weniger Leben darin als sonst in einer Seestadt. Auch gegen Süden hin ist die Stadt geschlossen durch einen einfachen Wall und Graben, die sich vom Meerbusen bis an den Felsen ziehen. Ein überwölbtes Thor führt durch den Wall hinaus. Weiter reichten zur spanischen Zeit die Befestigungswerke nicht. Jetzt ziehen sich um die ganze Halbinsel, die Punta d'Europa, neue Festungswerke herum und das Thor wird nur noch beibehalten, um bei die eigentliche Stadt jeden Tag mit Sonnenuntergang auch nach dieser Seite schließen zu können. Außerhalb dieses Thors dehnt sich zunächst die Alameda aus, ein moderner, sehr sauber gehaltener Park, der aber außer dem Namen, nichts arabisches an sich hat. Es sind darin auf engem Raum vielerlei Künsteleien englischer Landschafts-Gärtnerei in einander geschachtelt. Selbst die herkömmliche hölzerne Teufelsbrücke, die Goethe im Triumph der Empfindsamkeit besingt, hat der Gartenkünstler dem lustwandelnden Publikum nicht erlassen. Sie führt über eine kleine Vertiefung, in der nur das Wasser fehlt. Ich sah mich unwillkürlich nach der „gothischen Kapelle", dem „Hundehaus des Cerberus" um. Das alles nimmt sich an den Säulen des Herkules, unmittelbar am Fuß der mächtigen Felswand, neben der Aussicht auf den Meerbusen, doppelt kleinlich aus. Auch das dem General Elliot, dem tapferen Vertheidiger Gibraltars 1780—1783, gesetzte Denkmal, seine Marmorbüste auf hoher Säule —, ist keine Zierde des Parkes; das hagere Antlitz des Helden, und seine steife Frisur, sind keine glücklichen Gegenstände für die Sculptur. —

Die Erlaubniß, die Felsen-Casematten zu besichtigen, wurde mir bereitwillig ertheilt. Eines Morgens miethete ich ein Pferd und ein hiesiger Jude leitete mich als Führer durch die ansteigenden Straßen des höheren Stadttheils und auf

Saumpfaden zu der nordwestlichen Ecke des Felsens. In jenem ansteigenden Stadttheil steht noch ein festes maurisches Schloß, ein einfacher Bau, der jetzt als Gefängniß benutzt wird.

Die Aussicht über den Meerbusen von dem Saumpfade aus war wunderbar schön. Eben erhob sich ein schwacher Ostwind und über hundert Kauffartheischiffe, die durch widrige Winde in der Bai festgehalten waren, breiteten jetzt die Segel aus und glitten langsam über das sonnige Meer. Auf halber Höhe des Felsens an der Artilleriewache mußte der Erlaubnißschein vorgewiesen werden, und ein stattlicher Unteroffizier übernahm die Führung. Eine kleine Strecke bis zum Eingang der Felsencasematten konnte ich noch reiten, dann ließ ich das Pferd und den Juden zurück. Nun betrat ich die eigenthümlichsten aller Festungswerke, die hohen, luftigen in das lebendige Gestein gesprengten Gallerien, die durch die ganze Breite des Felsens, von Westen nach Osten, seiner äußeren Gestaltung in einer leicht gebogenen Schlangenlinie folgen. Natürlich ist die Wölbung nicht ganz regelmäßig, so wenig wie die großen, viereckigen Schießscharten, weil der Felsen beim Sprengen in nicht so genau zu berechnender Weise bricht. Die lange Reihe der hier aufgestellten Geschütze muß durch die neuesten Fortschritte der Artillerie eine sehr gesteigerte Bedeutung erhalten; sie beherrschen jetzt die ganze Landenge bis zu den Höhen von S. Roque. Den Schluß der langen Felsengallerie bildet ein weiter Raum, St. Georges Hall genannt. Der Felsen hat, nahe dem offenen Meer im Osten, einen ziemlich regelmäßig gestalteten Vorsprung, der wie ein Strebepfeiler an der steilen Wand emporsteigt. Dieser Vorsprung, zu einer weiten Halle ausgehöhlt, hat Schießscharten nach beiden Seiten. Die Geschütze flankiren nach der einen Seite die lange Stirnseite des Felsens, nach der anderen beherrschen sie das Ufer des östlichen offenen Meeres bis an den Fuß dieses Felsens. In dieser

luftigen Halle steigert sich der großartige Höhlenbau zu wirklicher Schönheit. Die Kühle, die in diesem Raum herrscht, haucht wie frische Gebirgsluft an, und man verweilt mit Behagen darin. Nahe der Halle führt eine Wendeltreppe im Inneren des Felsens zum Kamm und einer dort errichteten Signalstange hinauf.

Am Gitterthor stieg ich wieder zu Pferde, und auf steilen, schmalen Pfaden, immer den Meerbusen und die Stadt überblickend, gelangte ich auf den Kamm. Die West-Seite des Felsens ist da oben mit Zwergpalmen bewachsen, die in den Spalten wurzeln, es ist ein den Fächerpalmen ähnliches Gesträuch, das kaum drei Fuß hoch wird. Ein Sperber fuhr aufgeschreckt aus dem Gestein in die Lüfte. Es sollen ihrer viele in den Felsen nisten. Sonst war Alles still. Die alltägliche Regsamkeit des Lebens lag tief unter uns. Da unten glitten die Schiffe geräuschlos über die Fluth; hier oben haben sich die Menschen nur zur Wachsamkeit und Vertheidigung eingerichtet. Der Pfad führte an einigen offenen Batterien vorüber, von einzelnen Artilleristen bewacht; die Armstrong-Kanonen waren schwersten Kalibers. Der Nutzen dieser Batterien scheint mir zweifelhaft; Bohrschüsse aus solcher Höhe herab auf ein Schiff in Bewegung können nicht anders als unsicher sein. Es scheint, daß diese Batterien darauf berechnet sind, das jenseitige spanische Ufer des Meerbusens zu beherrschen und dadurch zu imponiren. Den Spaniern wird gelegentlich durch Probeschüsse bewiesen, daß die Schußweite dieser gewaltigen Geschütze über die Bai hinwegreicht.

Auf dem Kamm liegt, dem südlichen Ende des Felsens näher als dem nördlichen, das „Signal“, ein Wacht- und Späherposten, ein Häuschen auf einer steingepflasterten Plattform, über dem sich ein hoher Signalmast erhebt. Der Kamm ist so schmal, daß die Plattform durch Mauern gestützt werden

mußte, die aus den Abhängen hinaufgebaut sind. Zwei Artilleristen mit Fernröhren ausgerüstet, spähen in die Ferne und verkünden durch weithin sichtbare Signale, was sie ungewöhnliches wahrnehmen.

Welche großartige Aussicht bietet sich hier dem Beschauer. Zwei Welttheile beherrscht der Blick, Land und Meer! Nach Westen den Meerbusen von Gibraltar und seine Umgebung, nach Süden die Felsenküste von Afrika, das Atlasgebirge, die weiße Häusermasse von Ceuta und weniger deutlich Tanger; nach Osten das offene Meer. Die Küste Spaniens weicht hier nach Nordosten, die Küste von Afrika nach Südosten, beide verschwinden zuletzt unter dem Horizont. Und wie war das Bild in diesem Augenblick belebt! — Nicht in dem Meerbusen nur, auch in dem offenen Meer gegen Osten, hatten zahlreiche Kauffartheischiffe vor Anker am Fuß und unter dem Schutz des Felsens, auf günstigen Wind gewartet. Auch diese waren jetzt in Bewegung und suchten in allen Segeln den leisen Hauch aufzufangen, der von Osten her wehte. Das Meer war besäet mit Schiffen unter weißen Segeln; es mochten ihrer hüben und drüben wohl zweihundert sein, die in geringer Entfernung neben und nach einander durch die Meerenge dem Weltmeer zustrebten.

Welch ein Verkehr zwischen der Thalassa, deren Küstenländer der uralte Sitz der Cultur sind und dem Ocean, dessen Küstenländer das frühere Alterthum nicht kannte! So wurde hier gleichsam mit einem Blick anschaulich, wie sich seit den Tagen, in denen die Herrschaft Poseidons auf das mittelländische Meer beschränkt gedacht wurde, der Horizont und der Interessenkreis der europäischen Menschheit erweitert hat.

Auch der Blick nach Norden, auf den Felsen selbst, ist höchst merkwürdig. Eine Felsspalte von mächtigen Dimensionen läßt hier den Querdurchschnitt des Felsens genau erkennen. An

der Westseite, an der die Pfade emporsteigen, ist der Felsen zwar ungemein steil, aber nicht senkrecht; anders nach Osten. Dort fällt er ganz senkrecht herab, nur weit abwärts bildet wüstes Geröll von abgewittertem Gestein einen sanfteren Abhang bis in die Fluthen hinunter. Die Wand ist hier vollkommen unersteiglich; auch sind nach dieser Seite keine Vertheidigungsanstalten getroffen. Unten am Fuß des Felsens, am Saum des Meeres liegt ein Fischerdörfchen, eine Colonie italienischer Fischer von der genuesischen Riviera, die nur zu Wasser mit der übrigen Welt verkehren kann. Es scheint, daß die andalusischen Küstenbewohner zu träge sind, um hier selbst das Fischereigewerbe zu betreiben.

Die beiden englischen Artilleristen oben werden anscheinend selten abgelöst und sind ganz häuslich eingerichtet. Für englische Preise, aber auch mit englischer Sauberkeit und Pünktlichkeit aufgetragen, kann man bei ihnen gute Erfrischungen haben; außerdem verkaufen sie kleine, aus dem Kalkgestein des Felsens angefertigte Gegenstände.

Auf schmalen Pfaden am westlichen Abhange nahe dem Kamme, gelangte ich nach O'Haras Tower, einem starken runden Thurm, an der Südspitze des Felsens, auf einem von der Natur gebildeten Plateau. Man sagt, was sehr unwahrscheinlich klingt, ein früherer Gouverneur, General O'Hara, habe ihn in der Absicht errichten lassen, einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus sich der Meerbusen von Cadiz beobachten lasse. Jedenfalls scheint die englische Regierung den Bau nicht gut geheißen zu haben; er ist unvollendet geblieben und später vom Blitz gespalten worden.

Die Aussicht von hier ist noch schöner als vom Signal, der Blick reicht auch in die „point" — die Punta d' Europa — hinab; von oben gesehen, stellt sich dieser Landstreifen dar, als sei er kaum über dem Spiegel des Meeres erhaben; dennoch

steigt er in der That auch noch zu ansehnlicher Höhe aus dem Meere empor. Als Stadttheil ist die point lediglich militärische Colonie. Neben imposanten Kasernen, und so weit es die Oertlichkeit gestattet, geräumigen Exerzierplätzen, zieht sich eine kleine Straße einen Abhang hinab, in deren unansehnlichen Häusern nur Handwerker und Krämer wohnen, die für die Bedürfnisse der gemeinen Soldaten sorgen. Für die Annehmlichkeit des täglichen Lebens sind aber die Engländer unter allen Bedingungen in überraschendem Grade bedacht. So sind hier zu Wohnungen für die Offiziere kleine Pavillons im Stil eleganter cottages erbaut; die einzeln, von Gartenanlagen umgeben, anmuthig am Saum der Alameda liegen. Auch das Haus des Gouverneurs im Innern der Stadt hat einen hübschen Garten, den einzigen innerhalb der Wälle. Mein Rückweg führte zur point hinab, an den Cottages vorbei, über die Alameda in die Stadt. England darf Gibraltar wohl als einen unbedingt sichern Besitz betrachten, so lange es Herr des Meeres ist; von der Landseite scheint jeder Angriff auf die Feste hoffnungslos. Anders vielleicht, wenn ihm die Seeherrschaft dereinst entgehen sollte; der Verkehr der Feste mit Afrika unterbrochen und der Platz durch Mangel zur Uebergabe gezwungen werden könnte. Auch fragt es sich, ob die niedrig gelegenen Steinwälle am Meerbusen den heutigen Angriffsmitteln gewachsen wären. Schon während der berühmten Belagerung zur Zeit des Krieges durch den die nordamerikanischen Freistaaten ihre Unabhängigkeit gewannen, veranlaßte ein ausgezeichneter französischer Ingenieuroffizier, der Chevalier d'Arçon den Versuch, die Festungswerke von schwimmenden Batterien aus zu beschießen. Der furchtbare Untergang der nach seinem Entwurf erbauten Fahrzeuge ist bekannt; sie gingen theils in Flammen auf, theils versanken sie in den Fluthen. D'Arçon ist des furchtbaren Unglücks wegen, das er angerichtet hatte, nicht nur streng ge-

tadelt worden, man hat ihn auch als leichtsinnigen Projektenmacher verspottet und Montalambert glaubt ihn in einer Streitschrift rettungslos zu brandmarken, indem er ihn als „auteur des batteries flottantes devant Gibraltar“ bezeichnet. Sehr mit Unrecht, wie mir scheint. Die furchtbare Katastrophe im Meerbusen von Gibraltar ist mir immer nur ein Beweis dafür gewesen, daß selbst die scharfsinnigsten Erfindungen der Ergänzung und Correktur durch die Erfahrung bedürfen.

Wer jetzt die Construktion von d'Arçons schwimmenden Batterien studirt und sich vergegenwärtigt, über welche Mittel ein Ingenieur damals verfügen konnte, wird über den Scharfsinn staunen, mit dem alle denkbaren Wechselfälle vorherberechnet scheinen. Auch widerstanden diese Fahrzeuge lange Zeit dem Feuer von den Festungswerken, die ihrerseits auch nicht ganz unversehrt aus dem Kampfe hervorgingen.

Heut zu Tage könnten gepanzerte schwimmende Batterien mit gezogenen Geschützen bewaffnet, gegen die Steinwälle am Ufer herangeführt werden, und ob das Gemäuer der Brustwehren ihrem Feuer widerstünde, scheint zweifelhaft. Die bei Sewastopol gemachten Erfahrungen sprechen nicht dafür. Auch die neuerdings hoch am Felsen angelegten Batterien möchten kaum einen genügenden Schutz gegen solchen Angriff gewähren, sie sind zu hoch angelegt und zu wenig zahlreich, um diesem Zweck zu entsprechen.

Nach den Angaben angesehener Kaufleute aus Gibraltar, hat der Handel der Stadt in den letzten Jahren abgenommen. Daß der Ort keinen bedeutenden eigenen Handel haben kann, ist durch seine geographische Lage bedingt; so lebte Gibraltar denn im wesentlichen von zweierlei: von dem Zwischenhandel

mit Marokko, dessen Beziehungen zu den europäischen Produktionsländern hiesige Handelshäuser vermittelten — und von dem Contrebandehandel nach Spanien, d. h. von dem Einschmuggeln verbotener Waaren in die spanischen Provinzen.

In neuerer Zeit aber hat sich die Lage sehr wesentlich geändert zum Schaden der Stadt. Die arabischen Handelsleute in Marokko haben nachgerade die Wege gefunden, unmittelbar mit den Produktionsländern zu verkehren, und der Schmuggelhandel nach Spanien hatte bis vor Kurzem ebenfalls sehr abgenommen. Seit der letzten Revolution, durch die Serrano und Prim Regenten des Landes geworden sind, hatte er freilich größere Dimensionen angenommen als je zuvor. Er wurde ganz offen am hellen Tage ohne alle Romantik betrieben. Für wenige Thaler, die man den nächsten Zollwächtern gab, ließen sie ruhig gewähren, und das war nur zu erklärlich, denn sämmtliche spanische Beamten von den höchsten bis zu den untersten jeden Berufs waren seit vielen Monaten nicht mehr bezahlt, und lebten in großer Bedrängniß; in solchen Zuständen hilft sich jeder wie er kann und thut, was man ihm nicht zu wehren vermag. Auch hier drängte sich wieder die Ueberzeugung auf, daß sich die wirkliche Lage des Landes von Madrid aus nur sehr unvollkommen beurtheilen ließ; dort wurde immer noch der äußere Schein gewahrt. Anders in den Provinzen; hier erst wurde dem Beobachter der ganze Umfang des Finanzelends anschaulich, das eine vollständige Auflösung aller staatlichen Verhältnisse herbeizuführen drohte.

Malaga.

Auf einem Dampfboot, das eigentlich nur zum Waarentransport, folglich weder elegant noch sehr bequem eingerichtet war, fuhr ich am 2. Juni früh, von balsamischer Morgenluft umweht, nach Malaga ab. Die Küste von Europa lag in hellem Sonnenglanz, auf der afrikanischen lag ein Nebelstreif, unten so durchsichtig, daß man die weißen Häuser von Ceuta durchschimmern sah, höher hinauf zu einer langgestreckten Wolkenmasse verdichtet, die an der halben Höhe der Felswand schwebte, während darüber hinaus die Felsenspitze der Punta von Afrika hoch in den blauen Himmel und Sonnenklarheit hinaufragte. Wie wir weiter vorrückten in das mittelländische Meer, die Wasserfläche vor uns sich ununterbrochen ausdehnte bis zum Horizont, wurde die Felsenküste beider Welttheile um die Meerenge her für uns zum Hintergrunde des Bildes. Mir wurde an dieser Stelle anschaulich, wie das Bild, das sich hier zeigt, bei jugendlichen Völkern, die sich von den Erscheinungen um sie her nur in Wundersagen Rechenschaft zu geben wissen, die Sage von den Säulen des Herkules hervorrufen mußte; sie giebt den Eindruck des Wunderbaren zurück, den die staunenden Menschen an dieser Stelle empfangen hatten. Hier erheben sich die zwei Felsen zu beiden Seiten einer schmalen Meerespforte kühn und senkrecht aus dem Wasserspiegel; und zu beiden Seiten, in Afrika wie in Europa, ist die Küste zunächst diesen Felsengebirgen verhältnißmäßig niedrig; wie begreiflich, daß die Völker, die das Gestade des Mittelmeers bewohnten, hier die Grenze der bewohnbaren, dem Menschengeschlecht bestimmten

Erde zu sehen glaubten; eine Pforte, die hinausführe aus der Heimath des Menschen in das unzugängliche und unheimliche Gebiet fremder, unbekannter Mächte; in den Okeanos-Strom, der die geschaffene Welt wie ein Ring umfange.

Später als die Küste von Afrika für uns mehr und mehr unter den Horizont verschwunden war, die Horizontlinie auf dem Wasser gegen Süden immer länger wurde, hatte ich Gelegenheit, ein mir neues Schauspiel zu beobachten. Ein Barkschiff, Dreimaster mit falschem Besanmast, segelte genau auf der Horizontlinie dahin, der ganze Bau bis zur Wasserlinie herab, hatte den blauen Himmel zum Hintergrunde; es sah aus, als ob das Schiff auf dem Rande der Erdscheibe, wie sie sich die Urzeit dachte, dahinfahre.

Noch bei guter Tageszeit näherten wir uns unserem Reiseziel; die Küste Spaniens, wellenförmiges Hügelland, lag deutlich sichtbar zu unserer Linken. Weder ein Meerbusen, noch die Mündung eines schiffbaren Stromes nimmt bei Malaga die Schiffe auf. Die Küste von Gibraltar bis hierher hat die Richtung von Südwesten nach Nordosten, hier wendet sie sich genau nach Osten und bildet so einen stumpfen eingehenden Winkel, der durch zwei Steindämme, zwischen denen eine breite Einfahrt bleibt, künstlich geschützt wird. Das ist der für einen wichtigen Handelsplatz etwas enge Hafen. Aus der Häusermasse der Stadt ragt die große, hochgelegene Kathedrale empor. Da wir aus Gibraltar, also aus der Fremde kamen, mußten die Reisenden ihr Gepäck am Zollhause untersuchen lassen. Ich stieg in dem besten Gasthof an der Alameda ab, einer breiten mit Bäumen bepflanzten Straße am westlichen Ende der Stadt; den Eingang vom Hafen her ziert ein hübscher Röhrbrunnen aus der Zeit und im Stil der Renaissance.

An Sehenswürdigkeiten ist Malaga arm; auch die Kathedrale verdient nur als ein Ungeheuer barocker Baukunst er-

wähnt zu werden, das man geneigt wäre für ein Werk Churriguerra's zu halten; doch ist sie älter und wird dem Diego de Siloe zugeschrieben. Die Wohnhäuser in Malaga haben ein modernes Aussehen; trotzdem sollen ihrer viele noch aus der Zeit der maurischen Herrschaft herrühren. Das Aeußere ist umgestaltet worden, die innere Anordnung dieselbe geblieben. Ich hatte Gelegenheit ein solches Haus kennen zu lernen, in dem es sehr schwer ist sich zurechtzufinden. Die ganze Anlage ist darauf berechnet, die Sonnenstrahlen von den bewohnten Räumen abzuwehren, deshalb sind alle inneren Räume so viel als möglich von den Außenmauern des Hauses, namentlich an der Sonnenseite, getrennt, sowie selbst unter sich durch leere fensterlose Zwischenräume geschieden. Das giebt im Inneren des Hauses ein seltsames Labyrinth von dunklen Gängen und Winkeln.

Aus arabischer Zeit stammt auch in einem ärmlichen Stadttheil im Osten unfern von dem Hafen eine Burg, die Alcazaba genannt, von großartiger Anlage und mächtigen Dimensionen, aber in ganz verfallenem Zustande. Eine Menge ärmlicher, kleiner Wohnhäuser sind an ihre Außenmauern angeklebt. Ehemals stand diese Burg durch einen von Mauern geschützten Zickzackweg in Verbindung mit einem anderen Schloß, Gibralfaro genannt, das unfern des Meeres auf ansehnlicher Höhe liegt, und das trotz seines trümmerhaften Zustandes noch eine militärische Besatzung beherbergt und als Festung behandelt wird. Nur auf eine schriftliche Erlaubniß des Gouverneurs öffnet sich dem Auswärtigen das Thor.

Die Stadt Malaga ist mit Recht berühmt wegen der Schönheit und Anmuth ihrer Frauen; aber im Uebrigen gilt die Bevölkerung für die leidenschaftlichste und gewaltthätigste in ganz Spanien, und nirgends kommen so viel Mordthaten vor als hier. Da die Republikaner in den unteren Schichten der

Bevölkerung großen Anhang haben, erwartete man in den Tagen meiner Anwesenheit dort eine revolutionäre Bewegung, weil die Cortes durch die Annahme des § 33 die monarchische Regierung für Spanien festgestellt hatten. Der Ausbruch erfolgte indessen nicht; nun hieß es, die Republikaner hätten ihn verschoben auf die Zeit, bis ein fremder Prinz auf den Thron Spaniens berufen sein würde, den zu vertheidigen weder Karlisten noch Moderados geneigt sein würden, und gegen den sie dann leichteres Spiel hätten. Der Kaufmannsstand von Malaga sah daher sorgenvoll und mit trüben Ahnungen in die Zukunft. Keine Regierung könne unter den obwaltenden Umständen von Dauer sein, sagte man klagend in den Kreisen der Kaufherren. Die Königin Isabella sei zur Zeit vollkommen unmöglich; die Republik, falls sie wirklich proklamirt würde, könne nur kurze Zeit bestehen; dann könne die Königin vielleicht im Eifer der Reaction wieder auf den Thron erhoben werden, aber sie werde sich auch nicht zu behaupten vermögen, so wenig wie ein aus der Fremde berufener König. So schien denn nichts in Aussicht zu stehen als endlose, unfruchtbare Wirren. Auch hatte die Furcht vor diesen Wirren und dem republikanischen Proletariat viele wohlhabende Familien, und darunter nicht weniger als einhundertundvierzig Chefs von Handlungshäusern veranlaßt, die Stadt zu verlassen; diese Herren leiteten von Paris oder Bordeaux aus ihre hiesigen Geschäfte; doch wurden die Unternehmungen begreiflicherweise auf das Aeußerste beschränkt, nur auswärtige Aufträge wurden ausgeführt, jede eigene Spekulation blieb ausgeschlossen.

Einer der Kaufherren, die zurückgeblieben waren, führte mich auf sein Landgut in dem nahen Dörfchen el Palo und unterwegs an ein paar Zuckermühlen vorüber; ich erfuhr, daß das Zuckerrohr hier mit Erfolg angebaut wird und trotz der Einfuhr aus Westindien guten Gewinn giebt. Auch sah

ich hier eine Plantage, die eine gute Ernte versprach. Das hübsche Landhaus das mich gastlich aufnahm, liegt mitten in einem Park, dessen tropische Vegetation unter Pfefferbäumen und dergleichen reichlichen Schatten gewährte, obgleich hier Alles erst seit sieben Jahren angepflanzt war. Vorher hatte hier nichts gestanden als eine Anzahl alter Aprikosenbäume, die aber freilich die Größe unserer Waldbäume hatten; alles Uebrige war unter dem Einfluß künstlicher Bewässerung so schnell emporgeschossen. Wasser ist hier Lebensbedingung, aber es wird immer seltener, immer schwerer aufzutreiben; die Quellen versiegen mehr und mehr. Weit mehr als in einem anderen Lande werden hier die Folgen der thörichten Ausrottung der Wälder fühlbar. Als ich in Malaga war, hatte es in der Gegend weit umher seit vier Jahren nicht geregnet. Die Gebirgszüge wieder zu bewalden wäre eine sehr schwierige, stellenweise hoffnungslose Aufgabe, aber das Mögliche müßte doch versucht und gethan werden. Aber vor lauter Revolutionen und Constitutionen, die das Schicksal der Menschheit von Grund aus verbessern sollen, wird an dergleichen nicht gedacht. Es ist gewiß charakteristisch für die herrschende Sorglosigkeit, daß es in ganz Spanien nicht eine einzige Forstschule giebt.

Das Wasser, dessen man mit mehr oder weniger Mühe habhaft geworden ist, wird in ausgemauerten, verdeckten Reservoirs vor dem Verdunsten geschützt. Wo es aber in genügender Menge vorhanden ist, liefert der Boden einen reichen Ertrag. Die Reben werden hier in sehr eigenthümlicher Weise cultivirt. Während man im südlichen Frankreich großen Werth auf alte Rebstöcke legt, weil man von ihnen einen feurigeren Wein, wenn auch in geringerer Menge, erwartet, werden die Stöcke hier jedes Jahr bis an die Wurzel abgeschnitten. Man will jedes Jahr neue Schößlinge und die Früchte neuer Schößlinge haben.

Ferner erfuhr ich, daß es Malaga-Wein so gut wie gar nicht giebt, daß jenes süßliche Getränk, das unter diesem Namen überall in der Welt verkauft wird, beinahe ohne Ausnahme ein künstliches Gebräu ist, zu dem der Saft hiesiger Trauben gar keinen Beitrag liefert. Die hiesigen Weinbergsbesitzer produciren im allgemeinen keinen Wein; sie trocknen ihre Trauben und verkaufen sie als Rosinen; das ist einträglicher. Auch der Eigenthümer, der mir sein Landgut zeigte, besaß keine Kelter, wohl aber einen enjugador, (französisch séchoir) eine geräumige, nach Süden gewendete, untermauerte abschüssige Terasse zum Trocknen der Trauben. Er sagte mir, die sogenannten Pottrosinen, d. h. Rosinen, deren Beeren nicht in Trauben beisammen sind, seien die besten, weil sie einfach an der Sonne getrocknet werden. Dazu müssen die Beeren einzeln neben einander liegen, um alle gleichmäßig von den Sonnenstrahlen getroffen zu werden. Die Trauben, die man im Ganzen trocknen will, werden erst durch Lauge gezogen; die Hülle der Beere wird dadurch zarter und schwächer und sie trocknen leichter.

Die 250 Morgen dieser Besitzung ertrugen durchschnittlich im Jahr 2000 Duros für Rosinen, 500 Duros für Feigen und ebenso viel für Oel, im Ganzen 3000 Duros zu 4,4 Mark; fast 53 Mark der Magdeburger Morgen.

Granada.

Die Eisenbahnverbindung war noch unfertig; ich mußte daher von Malaga quer durch das Land mit der Diligence fahren bis nach Loja, von wo ein kurzes Stück Eisenbahn nach Granada vollendet war.

Als ich Morgens um fünf Uhr zur Diligence wanderte, konnte ich die Versorgung der Stadt mit Milch beobachten. Die Ziegen, denn man muß sich meist mit Ziegenmilch begnügen, werden vom Lande herein und durch die noch einsamen Straßen getrieben; der Hirt meldet sich durch eine Glocke; Mägde erscheinen an den Thüren und lassen den Bedarf in mitgebrachte Gefäße melken. Die armen Ziegen schienen aber von ihrer Wanderung schon sehr ermüdet; sie legten sich, so wie der Zug einen Augenblick anhielt, auf das harte Pflaster nieder.

Die Diligence war ein unbequemes Fuhrwerk von der Art der Omnibusse; vorn, ziemlich hoch, war ein Cabriolet angebracht, das die theuersten Plätze enthielt; ich hatte davon zwei genommen, um bequemer zu sitzen. Etwas tiefer schwebte vor dem Cabriolet der Sitz, den die Postillone einnahmen; es waren ihrer mehrere; überhaupt war das Gespann das vorzugsweise Charakteristische an dem ganzen Fuhrwerk. Es bestand aus sechs Maulthieren und einem Pferde; die Maulthiere waren paarweise vor einander gespannt; das Pferd bildete allein die Spitze; auf ihm ritt der „Delantero", der führende Postillon. Doch darf man bei dieser Bezeichnung nicht an einen Mann in irgend welcher Uniform denken; der Anzug des Mannes war aus mindestens drei oder vier verbrauchten Anzügen bunt zusammengeflickt. Niemand schien darin etwas Ungehöriges oder Auffallendes zu sehen. Er ritt sehr stolz auf seinem Sarazenensattel daher, die Füße in großen orientalischen Steigbügeln, und brachte, wenn Jemand der Post ausweichen sollte, aus einer verbogenen, vielfach mit Rissen und Beulen heimgesuchten Trompete entsetzliche Töne hervor. Zwei andere Postillone saßen uns zu Füßen, der eine führte eine kurze Peitsche, die den nächsten Maulthieren galt, der andere eine lange, um die entfernteren Gespanne erreichen zu können.

Doch die Peitschen wurden nicht gebraucht. Dafür schrieen die beiden Postillone unaufhörlich: sie riefen die Thiere bei Namen und stießen in den wunderlichsten Tönen Drohungen gegen sie aus. „Leona, nimm dich in Acht; Romero, das sollst du büßen!" Man hätte glauben sollen, daß die Thiere bei dem Lärm scheu würden, aber sie schienen daran gewöhnt und gingen ruhig ihres Weges. Von den Zügeln wurde während der ganzen Reise gar kein Gebrauch gemacht; sie waren in einem Knäuel zusammen an der Seite des Wagens angehängt. Zeitweise wurde sogar Alles den verständigen Thieren allein überlassen, denn als es Zeit war zu frühstücken, richteten sich die Postillone in malerischer Gruppe auf den verschiedenen Tritten ein, die zu ihrem Sitz hinan führten, so daß sie dem Gespann den Rücken zuwendeten; auch der Delantero war abgestiegen und gesellte sich zu ihnen. Geschrei und Leitung hörte auf; eine wunderbare Stille kam in der stillen Gegend über das Ganze und es ging auch so in bester Ordnung in ruhigem Trabe weiter. Bei einsamen Meierhöfen, Hacienda's, wurden die Gespanne zweimal gewechselt; die Postillone blieben dieselben. An diesen Haltestellen wurde ein ganzes Rudel Maulthiere von der nahen Weide herangetrieben, und aus der Menge wurden dann diejenigen herausgefangen, die man für diesmal haben wollte. Die Thiere erwiesen sich merkwürdig gehorsam und willig. An der einen Haltestelle drängte sich sogar eines heran und gab in der zudringlichsten Weise den Wunsch zu erkennen, angespannt zu werden, und da das dennoch nicht geschah, trabte es neben dem Gespann her, als ob es dazu gehöre, bis es mit Gewalt zurückgetrieben wurde. Auf der gebirgigsten Strecke wurde ein achtes Thier, ein zweites Pferd, angespannt, doch mehr als eine halbe Pferdelänge weiter zurück als das Sattelpferd.

Die Heerstraße führt die Berge hinan, die sich unmittelbar

hinter Malaga erheben, Ausläufer der Sierra de Cabras und Sierra Elvira. Bei den Zickzackwindungen bietet sich wieder und wieder eine herrliche Aussicht auf die Stadt und das Meer. Auf der Kammhöhe wendet sich die gut angelegte und leidlich unterhaltene Straße landeinwärts; so weit das Auge reicht, sind nirgend Ortschaften zu sehen; nur einzelne Hacienda's liegen an den Abhängen zerstreut, von weitläufigen Rebenpflanzungen umgeben. Der Weinbau steigt hoch hinauf in das Gebirge; auf ihm beruhen ausschließlich die Einkünfte der Eigenthümer; aber auch hier sieht man überall nur Veranstaltungen zum Trocknen der Trauben, keine Keltern. Jenseits des Kamms am Nordabhang ist das Land weniger bewohnt und angebaut. Der Verkehr auf der Heerstraße war gering; was wir einholten, was uns begegnete, waren nur in sehr seltenen Fällen Frachtwagen, sonst bepackte Tragethiere —: ein Beweis, daß die Ortschaften rechts und links keine fahrbaren Verbindungswege mit der Heerstraße haben — und daß solche Hauptstraßen allein, ohne fahrbare Vicinalwege, nicht genügen, den Verkehr zu beleben. Auf den Haltestellen ist für den hungernden Reisenden nichts zu haben; Reisende wie Postillone hatten ihren Mundvorrath mitgebracht, und ich hätte fasten müssen, wenn nicht mein Reisegefährte im Cabriolet, ein hübscher, junger andalusischer Landmann, gastfrei, wie die Spanier sind, sein Frühstück mit mir getheilt hätte. Den Wein führte er in echt spanischer Weise in einem ledernen Beutel mit einem Elfenbeinmundstück bei sich, und da wir keine Gläser hatten, mußte ich aus dem Schlauch trinken lernen wie Sancho Pansa.

Die einzige Ortschaft, an der die Heerstraße vorbeiführt, ist der große Flecken Colmenar, in dessen Umgebung ein gering geachteter Wein gekeltert wird; dann tritt der Getreidebau an die Stelle der Rebgelände. Die Aecker sind auch hier äußerst nachläßig bearbeitet, an einer Stelle aber konnte ich bewundern,

wie erfinderisch in ihrer Weise auch die Trägheit ist. Ich sah da einen Landmann sein Feld eggen. Er hatte dazu eine Bank auf der Egge befestigt; von der aus lenkte er sitzend die Rosse, die ihn auf dem Acker herumfuhren. Der Abhang des Gebirges nach Norden ist viel steiler als der südliche. Spitzige Felsengipfel zeigen sich neben tief eingeschnittenen, nackten Felsenthälern; jede Kultur hört auf. Um so erfreulicher ist der Eindruck, den das wohlangebaute Thal des Genil mit seiner reichen Vegetation macht. Hier beginnt die in den Romanzen vielfach gefeierte Vega von Granada. Bald erreichten wir Loja, eine alte maurische Stadt, kaum früher als Granada durch die Christen erobert; in den schmalen, nur für Fußgänger berechneten Gassen dieses Orts ist es ungemein schwierig, mit einem Wagen um die Ecken zu wenden, aber selbst hier wurden zu meiner Verwunderung die Zügel nicht zur Hand genommen. Der eine Postillon sprang vom Bock, stellte sich nahe an die Ecke, um welche gebogen werden sollte, kehrte die Peitsche um und stieß unter fürchterlichem Geschrei mit dem Stiel in Rippen und Weichen der Maulthiere hinein. In größter Angst drängten sich die Thiere an die Wand gegenüber und der nöthige Raum zum Wenden war gewonnen.

So hatte ich denn eine Fahrt zurückgelegt, die es anschaulich machte, wie man früher, und noch in einer der Gegenwart nahen Vergangenheit, überall in Spanien reiste. Und auch die weitere Fahrt auf der Eisenbahn ließ erkennen, wie hartnäckig altes spanisches Wesen sich auch den Forderungen der Gegenwart gegenüber zu behaupten sucht. Nachdem wir in dem engsten Gäßchen in Loja unerträglich lange vor einer Schenke gehalten hatten, in der die Postillone sich gefielen, mußten wir, da von prosaischer Pünktlichkeit hier ein für allemal nicht die Rede ist, auch auf dem Bahnhof noch länger als eine Stunde über die offiziell unserem Zug bestimmte Zeit

hinaus warten — und infolge dessen wurde mir der Anblick der schönen „Vega“ leider durch die Dunkelheit entzogen.

Fremde, die wie ich nicht in Geschäften nach Granada kommen, sondern um die Alhambra zu sehen, wählen einen der beiden Gasthöfe, die außerhalb der Stadt auf der Höhe der maurischen Burg liegen: Siette Suelos, oder Washington-Irving Hotel. Beides sind spanische Gasthöfe, nur durch die Fahrstraße von einander getrennt; der erstere lehnt sich an einen Thurm der Alhambra, der jenen Namen trägt, weil er ehemals sieben Stockwerke hatte. Das Washington-Irving Hotel, das ich wählte, liegt an der Bergwand gegenüber; beide im Schatten der Bäume.

Die Alhambra, nicht ein Schloß, sondern eine umfangreiche Festung, die Granada beherrscht, liegt auf dem letzten Absatz eines Höhenzuges, der sich von einem Gebirgsriegel der Sierra Nevada abzweigt, und von Osten her zwischen dem Genil und Darro hinabsenkt. Eine Schlucht, die der Richtung des Höhenzuges von Osten nach Westen folgt, spaltet diesen letzten Absatz in zwei Kuppen, und auf der nördlichen derselben erhebt sich die Alhambra. Die südliche ist wie die Schlucht selbst, von schönem, hochstämmigem Ulmenwald überwachsen, der sich auch über die nördliche Wand der Schlucht hinan, bis an die Mauern der Alhambra ausdehnt. Oben, wo die Schlucht kaum beginnt sich in den Boden einzuschneiden, liegen beide Gasthöfe einander gegenüber. Ein breiter Fahrweg führt durch die waldige Schlucht zur Stadt hinab, begleitet von einer lebendigen Quelle, die in einem künstlich geregelten Bett zum Darro hinabrauscht. Fußsteige und Saumpfade winden sich zur Alhambra hinan; Steinbänke laden zur Ruhe im Schatten ein.

Von der Stadt her, bildet das Granatapfelthor (puerta de la Granata), ein schwerfälliger, modern dorischer Bau, den Zugang zu dem Gehölz der Alhambra; in seiner Nähe am Fuß der Bergwand zeigt sich ein zierlicher Röhrbrunnen im Stil der Frührenaissance.

Von dem Thor aus senkt sich die Straße der Gomeles abschüssig in das Innere der Stadt zum Darro hinab. Der Name erinnert an die Verbündeten der Zegris in ihrem unversöhnlichen Hader mit den Abenzaragen.

Auf dem letzten Vorsprung der Höhe links, südlich der Schlucht erheben sich die torres vermejas, die rothen Thürme, ein gegen die Stadt vorgeschobenes Werk der Alhambra, das den Weg zur Feste sperrte, als der jetzige Zugang durch die Ulmenschlucht noch nicht gebahnt war.

Ursprünglich führten nur zwei Thore in die Festung. Das eine, „die Pforte des Gerichts" (puerta del juicio) von Süden, aus der Schlucht her, das andere, das „eiserne Thor von Norden aus dem Thale des Darro. Seit die Alhambra nicht mehr als Festung angesehen wird, ist zwischen der Pforte des Gerichts und dem Thurm siette suelos noch ein dritter Eingang, durch die Ringmauern gebrochen, die puerta del carril, die, wie ihr Name besagt, zur Einfahrt für Wagen dient. Für den ersten Besuch ist es indessen nicht rathsam, die Feste auf diesem Wege zu betreten, da er zunächst nur zu unbedeutenden, modernen Gebäuden führt.

Ganz anders, wenn man sich der Pforte des Gerichts zuwendet, die nach mittelalterlicher Sitte nur für Fußgänger und Reiter Einlaß bot. Schräg an der Bergwand hinan führt der Pfad aus der Ulmenschlucht herauf zu dem mächtigen Thurm, der sich auf quadratischer Unterlage in Gestalt einer abgestumpften Pyramide erhebt; nahe am Eingang liegt, dem heraufsteigenden Wanderer zur Linken, der Röhrbrunnen Carls V.

mit seiner reizenden Renaissance-Architektur und daneben ein verfallenes Gebäude, ehemals Stall und Wachtstube für eine Reiterwache.

Ueber dem Eingangsthor ist in den Schlußstein des Hufeisenbogens eine aufrecht gehaltene rechte Hand eingemeißelt; der Talisman, der nach dem Glauben der Mohamedaner die bösen Geister abwehrt. In dem Schlußstein eines sehr viel kleineren inneren Thors ist ein Schlüssel ausgemeißelt. Unter den Arabern ging die Sage: wenn jene Hand diesen Schlüssel ergreife, dann werde Granada von den Christen erobert werden, eher nicht! Eine starke Zuversicht, nachdem bereits alle anderen Königreiche der Mohamedaner erobert waren, nachdem Castilien eine Macht geworden war, der zu widerstehen Granada kaum hoffen durfte. Es ist als ob der Wunsch, das wankende Vertrauen zu kräftigen, diese Sage hervor gerufen habe. Jene Hand und Schlüssel stehen an ihrer alten Stelle und die Alhambra ist seit fast vierhundert Jahren im Besitze Spaniens.

Viel ernster und tiefer wird der Wanderer wenige Schritte weiter von einem Wahrzeichen hochehrwürdiger Sitte aus orientalischer Urzeit berührt. Der Thorweg führt ziemlich steil bergan, und um eine Vertheidigung im Innern möglich zu machen, nicht gerade durch den Thurm, sondern in Windungen, die sich in rechten Winkeln an einander schließen. Wer aus diesen dunklen Gängen in die helle Ausgangshalle gelangt, steht vor der Stelle, auf welcher sich zu seiner Rechten der Richtersitz der arabischen Könige erhob. Diesem Sitz verdankt das Thor den Namen del juicio. Hier saßen die arabischen Könige unter offenem Thorweg, jedem zugänglich, nach der Sitte der Urväter täglich zu Gericht. Eine Inschrift auf großer Tafel, in der Wand daneben, berichtet, daß unmittelbar nach dem Siege Ferdinand und Isabella den königlichen Richtersitz entfernen und an seiner Stelle der heiligen Jungfrau einen Altar errichten

ließen, und daß, in ihrer Gegenwart hier die erste Messe in Granada gefeiert sei, nach spanischer Anschauung allerdings eine hochehrwürdige Erinnerung. Der Weltbürger aber ist versucht, zu fragen, ob diese Feier nicht inmitten der erkämpften Feste unter Gottes freiem Himmel, oder in einer dem christlichen Gottesdienst geweihten Moschee mehr am Platze gewesen wäre, als an dieser Stätte, die durch eine fortlebende Erinnerung an die einfachen Sitten der Urzeit geweiht war. War denn diese ehrwürdige Sitte in den Augen der katholischen Kirche und der Sieger etwas ruchloses, dessen Andenken vertilgt werden mußte? Freilich, die Traditionen der Kirche und des römischen Rechts reichten nur bis in die Zeiten des despotisch gewordenen römischen Kaiserreichs hinauf. Ferdinand und Isabella's Gerechtigkeit konnte nicht unter freiem Himmel geübt werden, wie die der alten Germanen; nicht unter offenem Thor wie die der Patriarchenzeit; darauf angelegt, eine unbeschränkte Herrschermacht zu gründen, nicht nur ständischem Unfug zu steuern, sondern auch jeden Rest germanischen Rechts und germanischer Sitte zu vernichten, mußte sie sich in Geheimniß hüllen, und hinter Mauern verbergen, wo die Folterkammer in der Nähe war.

Thurm und Pforte des Gerichts liegen am Abhang des Berges; der Weg führt auch noch weiter ansteigend an unbedeutenden Privathäusern vorbei, von denen das letzte an ein mächtiges Thor mit Hufeisenbogen angebaut ist. Hier stand ein innerer Thurm, der 1670 eingestürzt ist, und aus dessen Trümmern bescheidene Wohnstätten gebaut sind. Jetzt ist die Hochfläche erstiegen, die das Innere der Alhambra bildet. Wir stehen auf der Plaza de las Algibes, dem Cisternenplatz. Zu unserer Linken erhebt sich, besonders abgeschlossen und befestigt, die Alcazaba, die maurische Citadelle der Alhambra. Sie bildet die westliche Spitze und beherrscht unmittelbar Granada. Vier stattliche Thürme ragen aus ihren Ringmauern empor.

Gartenanlagen bilden die Nordseite des Platzes. Zu unserer Rechten, an der Ostseite liegt etwas vertieft, so daß man ihn von hier aus nicht gewahr wird, der Palast der arabischen Könige. Stolz und beherrschend erhebt sich daneben das große, unter Carl V. im Renaissancestil erbaute unvollendet gebliebene Königschloß — unvollendet und Ruine, wie so vieles in Spanien. Ueber diesen Doppelpalast hinaus nach Osten, liegt der weite Raum, den die Ringmauern der Alhambra umfassen; wüst und leer, nur hier und dort umgiebt ein Gärtchen eines der modernen kleinen Häuser, oder deuten Trümmer an, daß hier die Wohnstätte einer maurischen Bevölkerung war; dazwischen erhebt sich eine unbedeutende Pfarrkirche und ein seit Kurzem aufgehobenes Franzikanerkloster.

Zu gewissen Tagesstunden ist der Cisternenplatz recht belebt. Ganz Granada wird von hier aus mit kühlem Wasser versorgt, das durch eine Oeffnung, die einem Ziehbrunnen gleicht, aus der überwölbten Tiefe geschöpft wird. Ein Glockenschlag von dem Wartthurm der Alcazaba (Torre de la Vela) verkündet die Stunde der Wasservertheilung. Die Aguadores, eine eigene Zunft, sind meist schon etwas früher in der Nähe mit ihren Eseln, deren jeder rechts und links ein Fäßchen trägt. Eines nach dem anderen gehen die Thiere dann beladen den Pfad zur Stadt hinab.

Die Algiben, eine treffliche arabische Anlage, sind eigentlich keine Cisterne. Die Alhambra hat kein Wasser. Gleich bei ihrer Anlage ist eine reichliche Felsenquelle über dem Generalisse dahingeleitet worden; zuerst in einen Thurm der Ringmauer, von dort durch unterirdische Canäle in die Algiben. Man wußte sich aber zu sagen, daß diese Wasserleitung im Fall einer Belagerung abgeschnitten und die Veste durch Wassermangel zur Uebergabe gezwungen werden könnte. Dem vorzubeugen ist der Raum unter den Platz der Algiben in weitem

Umfang ausgehöhlt und überwölbt und es wird auch jetzt hier noch stets eine Wassermenge gesammelt gehalten, die für ganz Granada auf sechs Monate genügt, und für die Alhambra allein weit länger gereicht hätte.

Die Glocke auf der Warte verkündet übrigens nicht blos die Stunde der Wasservertheilung; sie wird am Jahrestage der Eroberung von Granada vierundzwanzig Stunden ohne Unterbrechung geläutet. Dazu kommen die jungen Mädchen aus den Vorstädten und Dörfern herbei, denn es geht die Sage, daß diejenige, die am besten läutet und am längsten aushält, sich im Lauf des nächsten Jahres verheirathet.

An dieser torre de la Vela haftet auch noch eine geschichtliche Ueberlieferung, die auch beweist, wie streng die katholische Isabella die Trennung von Kastilien und Arrangon aufrecht erhielt. Granada war nicht durch die Macht Castiliens allein erobert worden, auch König Ferdinands arragonische Vasallen hatten an der dreijährigen Belagerung wacker theilgenommen. Und doch, als unmittelbar nach der Eroberung das Königspaar die Warte der Alcazabo erstieg, um das unterworfene Land zu überschauen, trat der Bannerträger von Castilien an die Zinnen des Thurms, schwang die Fahne und rief nach allen vier Weltgegenden: „Real! Real! por Castilla y por Leon!“ Wie die neue Welt, war auch Granada nicht für ein vereinigtes Spanien, sondern für Castilien allein erworben.

Unwillkürlich wendet sich die Aufmerksamkeit des Wandrers dem Palast Carl V. zu, der an die Stelle eines unersetzlichen Denkmals getreten ist: hier erhob sich ehemals die Winterresidenz der maurischen Könige. An und für sich ist dieser Renaissancebau ein großartiges Denkmal seiner Zeit und es bewährt sich an ihm die Beoachtung, welche große Bedeutung das Material in der Architektur hat. Die aus weißem Marmor aufgeführte Facade ist trotz der Vernachlässigung, in welche der Bau nach

dem Tode Carls V. gerieth, Dank der Gunst der klimatischen Verhältnisse wunderbar erhalten. Bemerkenswerth ist im Innern der zirkelrunde von Arkaden umgebene Hof, der auch einen überwölbten Wasserbehälter, eine Algibe hat, die von dem Wasserthurm gespeist wurde.

Noch auffallender als an der Domkirche zu Sevilla tritt in der Architektur dieses Palastes die Weise des Mittelalters hervor, alle staatlichen Verhältnisse als rein persönliche aufzufassen und Königreiche als den Landbesitz der herrschenden Familie. Dieser Palast kündigt sich durch seine Verzierungen nicht als Sitz einer Staatsregierung an, oder eines Regenten, der in seiner Person den Staat vertritt, sondern als Wohnung eines Fürsten, dem unter anderen Ländern auch Spanien gehört.

Die Piedestalfelder der Halbsäulen an dem oberen Stockwerk des Baus sind durch Reliefs geziert, welche abwechselnd das burgundische Kreuz darstellen, das den spanischen Reichen durchaus fremd war und die Devise Carls V., den Adler, der mit ausgebreiteten Flügeln zwischen den Säulen des Herkules schwebt und die Weltkugel in den Fängen hält, mit der Inschrift: „Plus ultra." Die Wappen Spaniens zeigen sich nirgends selbständig, sie kommen überhaupt nur einmal in dem vollständigen Wappen Carls V. an dem reich verzierten Portal mitten in der Stirnseite des Baues vor; auf dem breiten Schilde auf der Brust des Reichsadlers.

Die Vorliebe Kaiser Carls für das burgundische Kreuz, das er vorzugsweise als sein Emblem verwendete, ist aber auch noch in anderer Weise charakteristisch; sie ist von einer gewissen geschichtlichen Bedeutung, indem sie eine Seite seines Wesens erkennen läßt. Kaiser Carl war in der That durch Geburt und Erziehung ein Wallone, und fühlte sich als solcher. Das Französische der Wallonen war die ihm geläufigste Sprache, deren er sich am liebsten bediente, in der er mit seinen Ge-

schwistern correspondirte; seine vertraute Umgebung bildeten zunächst Wallonen. Er war in seinen beiden Reichen, in Spanien wie in Deutschland, ein Fremder, und herrschte als solcher. Vieles Unheil der Zeit hatte darin seinen Grund. — Sein Sohn dagegen, Philipp II., war jeder Zoll ein Spanier. Er wollte, umgekehrt, die burgundischen Lande von Spanien aus, als Spanier und durch Spanier beherrschen — und trieb sie dadurch zur Empörung.

Der arabische Palast der Alhambra hat in seiner gegenwärtigen Gestalt nach keiner Seite hin eine Façade. Der ehemalige Haupteingang des Schlosses liegt unzugänglich inmitten moderner Bauten. Eine Art von Hohlweg führt zwischen diesen und dem Palast Carls V. zu einem unscheinbaren Pförtchen hinab und durch dieses in die Zauberwelt der arabischen Kunst.

Verglichen mit den Denkmalen, die Cordova und Sevilla bewahren, zeigt die Alhambra eine weitere Entwickelungsperiode dieser Kunst und vollendet so gleichsam deren Geschichte in Spanien, die man hier in einer gewissen Vollständigkeit übersieht. Vergleicht man alsdann ihre stufenweise Entfaltung mit dem gleichlaufenden Entwickelungsgang der abendländischen Kunst, so zeigt sich wohl auf Seiten der Araber in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters, ein höherer Grad von Bildung — dagegen aber tritt in der Kunst der europäischen Völker, die von sehr rohen Anfängen ausging, und in ihren Wandelungen eine größere Regsamkeit des Geistes hervor.

Der Rundbogenstil der ältesten christlichen Dome bewahrt noch gewisse Traditionen aus der Spätzeit römischer Civilisation. Diese verwischen sich aber mehr und mehr wie Kunst und Zeiten sinken, so daß in den formlosen Bauten des achten und neunten

Jahrhunderts ihre Spuren kaum noch dem geübten Auge erkennbar bleiben. Dann sehen wir diesen Stil sich später in unbestreitbarer Selbständigkeit zu eigenthümlicher Schönheit erheben; doch geht auch hier das Neue stets organisch aus dem Aelteren hervor.

Ein vollständiger Bruch mit Ueberlieferung und Vergangenheit erfolgte aber, als das europäische Mittelalter den Höhepunkt der ihm eigenthümlichen Bildung erreicht hatte. Er fand in dem Spitzbogenstil, der selbständigen Schöpfung der ritterlichen Jahrhunderte, seinen Ausdruck. — Ein zweiter Bruch, selbst mit der nächsten Vergangenheit, ergab sich dann als der Gesichtskreis der europäischen Völker gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in mehrfacher Weise mächtig erweitert wurde. Wie die Bildung überhaupt, wendete auch die Kunst sich wieder und diesmal mit Bewußtsein, den Ueberlieferungen des klassischen Alterthums zu. Die Baukunst der Zeit nahm die Elemente der antiken wieder auf, um sie, mit Geist und Glück in neuen, eigenthümlichen Combinationen zu verwenden.

Die Kunst der Araber dagegen sehen wir durch eine lange Reihe von Jahrhunderten, durchaus sich selbst getreu bleiben. Wir sehen in Cordova, Sevilla und Granada, keinen Wechsel, nur verschiedene Stufen derselben Entwickelung, die stets dieselbe Richtung des Geistes zu erkennen geben.

Der älteste dieser Bauten, die große Moschee zu Cordova, ist verhältnißmäßig einfach und durchaus orientalisch in seiner Anlage, in der nichts an europäische Kunst erinnert. Leider fehlt es uns an Profanbauten aus jener Zeit, um die Kunst dieser Epoche vollständig beurtheilen zu können. Doch lassen die Hufeisenbogen, die mit Mosaik bekleideten Thürpfeiler, die Holzkuppel, nicht daran zweifeln, daß auch in den Profanbauten jener frühen Zeit der Geist und Sinn waltete, den wir in Sevilla und Granada kennen lernen. In Sevilla finden wir

die Kunst der Araber wie sie sich bis zum dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert entwickelt hatte, und da der Alcazar unter Don Pedro dem Grausamen ausgebaut ist, sehen wir sie auch im Dienst der Eroberer bemüht, den Forderungen europäischer Sitte zu genügen. Obwohl sie einige Elemente der antiken Kunst in sich aufgenommen hat und gelegentlich ganz correcte jonische Kapitäle verwendet, bleibt die arabische Architektur dennoch in Geist und Wesen ganz die frühere, und die Säule, die jenes Kapitäl trägt, hat die schlanken Verhältnisse der Zeltstange, und erinnert gleich den leichten, durchbrochenen Wänden, die das Tageslicht nicht ausschließen, an das Zelt, das ursprüngliche Heim des Arabers.

In der Alhambra finden wir dieselbe Architektur, die in Sevilla großartig und reich erscheint, zu höchster, spielender Zierlichkeit entfaltet. Wir sehen Säulencapitäle eigener Art, schwellenden Blüthenknospen vergleichbar, und gewahren in der Anordnung des Ganzen, wenn auch nicht den Einfluß europäischer Kunst, doch den spanischer Sitte. Die vielfachen Berührungen der Mauren mit der christlichen Bevölkerung Spaniens waren nach beiden Seiten hin nicht ohne Folgen geblieben. Auf der einen Seite zeigt sich selbst in der spanischen Sprache Vieles, das dem Arabischen entlehnt ist; die spanischen Romanzen erinnern in Form und Inhalt an orientalische Dichtungen. Dagegen hatten sich die Mauren die Ritterlichkeit der Spanier angeeignet, namentlich in ihren Beziehungen zu den Frauen. Das zeigt sich auch in der Anordnung der königlichen Wohnräume, die nicht mehr wie im Alcazar zu Sevilla auf ein abgeschlossenes Haremsleben der Sultanen deutet.

Im Einzelnen wird der Eindruck der Alhambra dadurch fort und fort gesteigert, daß der Wanderer deren schönste und am reichsten geschmückten Theile nicht gleich zuerst betritt. Das vorhin erwähnte Pförtchen führt zunächst in den Patio del

Alberca genannten Hof. Dieser Hof, ein Rechteck, dessen größte Länge in der Richtung von Süden nach Norden liegt, entlehnt seinen Namen von einem Wasserbecken derselben Form und Richtung, das, an den langen Seiten von niedrigen Myrthenhecken begleitet, mehr als die Hälfte des Raumes einnimmt. Der übrige Raum ist mit Quadersteinen gepflastert. Die Springbrunnen, die ehemals an beiden Enden des Teichs in besonderen kleinen, runden Bassins aus diesen Marmorquadern emporstiegen, sind nicht mehr in Thätigkeit. Leichte maurische Arkaden begrenzen den Hof im Norden und Süden. Die Hufeisenbogen und die in reichem Spitzenmuster durchbrochene Wand werden von schlanken Säulen mit den Blüthenknospencapitälen getragen. An der Nordseite erhebt sich das mächtige einfache Gemäuer eines viereckigen Thurms, der zur Ringmauer der Festung gehört. Das ist die torre de comares. Die Gebände an beiden Langseiten des Hofes enthalten Wohnungen, und die an der Ostwand sind noch in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten. Eine jede davon besteht aus einem Saal mit Alkove, und am Eingang einer jeden erinnert eine kleine Nische in der Wand an die Sitten des Orients. In diese Nische pflegte der Eintretende seine Pantoffeln zu stellen, die man im Inneren der Gemächer nicht anbehalten durfte. Das Erdgeschoß der Torre de Comares bildet den größten Saal des Palastes, in dem die fremden Gesandten empfangen wurden, ein Quadrat von mehr als 40 Fuß Seitenlänge. Von drei Seiten her dringt das Tageslicht durch zahlreiche Fenster in das Innere; es sind ihrer drei an jeder Seite, von denen je das mittlere ein Doppelfenster ist, dessen beide Hufeisenbogen auf einer schlanken Säule ruhen. Sie öffnen sich alle, zur Brustwehrhöhe durch ein leichtes eisernes Gitter geschützt, bis auf den Fußboden herab, und über jedem befinden sich zwei kleine, durch vergoldete Gitter verschlossene Bogen-

fenster. Die Wände sind von solcher Mächtigkeit, daß jede Fenstervertiefung ein ansehnliches Kabinet bildet. An der vierten Seite öffnet sich die hohe Pforte, die von der Alberca her durch eine großartige Vorhalle in diesen Saal führt. Der Stuckmarmor überspannt auch hier wie mit einem Spitzengewebe die Wände, und in einer Höhe von sechszig Fuß wölbt sich eine kunstreich von Cedernholz ineinandergefügte Kuppel über den Raum. Der helle, luftige, imposante Saal war wohl geeignet, der phantastischen Pracht eines orientalischen Hofes bei feierlichen Veranlassungen zum Schauplatz zu dienen.

Nur durch einen Zwischenbau, eine offene Vorhalle von der Alberca getrennt, schließt sich in der Richtung von Westen nach Osten der berühmte Löwenhof an, den Poesie und Sage vorzugsweise verherrlicht haben. Die Arkaden, die das mit Marmorquadern gepflasterte Rechteck umgeben, ruhen theils auf einzelnen Zeltsäulen, theils auf gekuppelten, deren Blüthenknospencapitäle sich berühren und ineinander fließen. Ein glatter viereckiger Pfeiler, mit dem so oft schon erwähnten Spitzenmuster von glänzend weißem Stuckmarmor bekleidet, steigt über den Säulen bis zum Dachgesimse empor. Zwischen diesen Pfeilern schweben die Bogen, über denen dann die Wandflächen bis zum Gesimse hinauf ein vollkommen durchbrochenes Steinspitzengewebe von reichstem Muster bilden. Bei den Bogen ist die Hufeisenform nur angedeutet, die erhöhten Bogen sind mit einer kaum bemerkbaren Ogivalspitze abgeschlossen.

An jeder der beiden schmalen Seiten des Patio im Westen und Osten springt ein von Säulen und Arkaden gebildeter Pavillon vor und in den Platz hinein, und hier zeigt sich die spielende Willkür der arabischen Baukunst auf das Entschiedenste. Hufeisenbogen ließen sich in Stein bauen; die Arkaden hier aber haben eine Form, die unmöglich wäre, wenn sie nicht von einer Eisenarmatur gehalten würde —: es sind zwei Seiten

eines geradelinigen Dreiecks, die über den auf Säulen ruhenden Diensten aufsteigen und im Gipfelpunkt zusammenstoßen. Die durchbrochenen Wandflächen über den Bogen sind hier wie in Sevilla mit glänzendem Stuck bezogene Eisengitter. Es ist Alles spielende Willkür in dieser Construction von Holz und Eisen, die für Marmor gelten sollen. Aber wie lieblich scheint das Sonnenlicht durch das zarte Spitzengewebe der Wände! Man läßt sich Spiel und Willkür gern gefallen. Welch ein reizender Aufenthalt muß dieser Raum an lauen Sommerabenden und im Mondschein gewesen sein, als noch von dem Löwenbrunnen in der Mitte kühles Wasser in zahlreichen Strahlen herabfloß und unter den Pavillons und Hallen acht Springbrunnen ihre Crystallstrahlen in die Luft sendeten, das Wasser plätschernd durch die in den Marmorfußboden vertieften Rinnsale abfloß und überall Erfrischung spendete. Die Gestalten der zwölf Löwen des Brunnens, die drei übereinander aufsteigende Marmorschalen umgeben, sind sehr steif, aber sie stören nicht, weil sie eben auch vollkommen phantastische Gebilde sind.

Die vorspringenden Pavillons waren von Holzkuppeln überdacht, von denen nur eine erhalten ist. Auch die kunstvoll zusammengefügte Mosaik-Holzdecke der Durchgangshalle, ein Meisterwerk maurischer Zimmermannskunst war eingestürzt und ist zu Philipps V. Zeit mit einem nüchternen, noch dazu fingirten, aus Holz gezimmerten und mit Mörtel bekleideten Tonnengewölbe überdacht worden, das nun auch wieder den Einsturz droht. Die anmuthigen Zierrathen der Wände hat man zugleich mit dickem Mörtel überklebt. Jetzt beabsichtigt man den Mörtel vorsichtig abzulösen, und den Raum überhaupt in seinem ursprünglichen Stil wieder herzustellen. An Vorbildern für die Holzdecke fehlt es nicht. Es ist nur zu wünschen, daß nicht auch dieser Plan, wie so manches andere in Spanien unausgeführt bleibt.

An der Südseite des Löwenhofes liegen hinter den Arkaden Wohnräume, unter denen der eine für den Schauplatz einer Unthat gilt, die den Untergang Granadas unmittelbar vorbereitete. Das ist der Saal der Abenzaragen.

Gleich allen anderen Räumen des Palastes ist auch dieser für den Sommeraufenthalt eingerichtet. Ein Springbrunnen erfrischte die Luft. Er ist versiegt und in seinem Bassin, das in den Marmorfußboden vertieft ist, haben Zeit und Feuchtigkeit einen breiten, rothen Streifen erzeugt. Die Sage bezeichnet ihn als das unschuldig vergossene Blut der Abenzaragen, die in diesem Saal ermordet worden wären.

Die sogenannte Sala del Tribunal, eine lange Halle an der östlichen, kurzen Seite dieses Hofs, der verunstalteten Vorhalle gegenüber, erhält ihr Licht durch drei Kuppeln und durch drei Thoröffnungen, die nach dem Hof führen. Als Gerichtshalle hat sie jedenfalls nie gedient, da sie im Innersten des Palastes liegt; das hätte aller orientalischen Sitte widersprochen. Ihre gegenwärtige Benennung ist vermuthlich einem Schmuck entnommen, der in der Architektur der muhamedanischen Lande ohne Beispiel dasteht. An die Rückwand der Halle schließen sich nämlich, wie Wandnischen, eine Reihe kleiner, bedeutend niedrigerer Räume, die ihr Licht nur aus der Halle selbst erhalten. Drei von diesen Räumen haben muldenförmige Kuppelwölbungen, die durch Gemälde geziert sind, bildliche Darstellungen, auf Leder oder Pergament gemalt und den Wölbungen angefügt.

Der Koran untersagt jede Nachbildung der menschlichen Gestalt; es läge daher die Vermuthung nahe, diese Malereien wären erst nach der Eroberung von Granada durch die Christen hier eingefügt worden. Dieser Annahme widerspricht indeß sowohl der Inhalt der Bilder als so manches Formelle darin. Sie können, danach zu schließen, kaum aus einer späteren Zeit

als der des vierzehnten oder zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts stammen. Entscheidend für diese Annahme scheint besonders das eine dieser Gemälde, das einen Kampf zwischen Christen und Mauren darstellt; die eine besonders gut erhaltene Gruppe zeigt einen spanischen Ritter, der von einem Araber auf den Tod verwundet, sterbend vom Pferde sinkt. Dergleichen ließen die erobernden Spanier gewiß nicht an dieser Stelle verewigen. Auch weist die Rüstung des besiegten Ritters entschieden auf das vierzehnte Jahrhundert.

Schwerlich aber rühren die Bilder von einem einheimischen Künstler, einem Araber her; man ist geneigt, sie für das Werk eines Italieners zu halten. Sie beweisen gleich manchem Anderen, daß sich in Granada, unter dem Einfluß fortwährender Berührungen mit dem christlichen Ritterthum, ein freierer Geist entwickelt hatte, der sonst der muhamedanischen Welt fremd ist. Spricht doch auch das tragische Geschick der Abenzaragen dafür, daß die Stellung der Frauen hier eine andere geworden war als im Orient. Das eine dieser Bilder könnte freilich nur in bedingter Weise als Beweis dafür angeführt werden. Es ist gegenwärtig fast unkenntlich geworden, nach Zeichnungen aber, die in früherer Zeit gemacht sind, stellt es eine ritterliche Huldigung dar, die einer schönen Dame dargebracht wird. Ein junger Ritter legt ihr knieend seine Jagdbeute, einen erlegten Bären zu Füßen. Beide sind in die europäische Tracht des vierzehnten Jahrhunderts gekleidet, und die Dame trägt, wie Frauen hohen Standes zu thun pflegten, ein kleines Federspiel, einen Sperber, auf der Hand. Das Bild könnte demnach als Beweis nur dafür angeführt werden, daß die Idee solcher Ritterlichkeit den Arabern Spaniens nicht fremd geblieben war.

Auf dem mittleren der drei Bilder zeigt sich eine Rathsversammlung arabischer Fürsten; keine Gerichtssitzung, wie man

irrthümlich angenommen hat, denn man sieht keine Parteien, weder Kläger noch Verklagte; und doch hat der mißverstandene Gegenstand dieses Gemäldes Veranlassung gegeben, der Halle ihren heutigen Namen beizulegen.

Den entschiedensten Gegensatz zu diesen in abendländischer Weise gedachten Gemälden, bildet ein orientalisches Kunstwerk, das hier aufbewahrt wird, ein in der Alcazaba aufgefundener Marmor-Brunnentrog. Er ist mit Reliefs geziert, die Gazellen von Löwen verfolgt darstellen. Die Gestalten der Thiere sind vollkommen phantastisch, die technische Ausführung ist vollendet, so daß man glauben muß, sich in der Zeichnung der Naturwahrheit anzuschließen, müßte dem Künstler wohl möglich gewesen sein, wenn der Geist seines Volks, und der eigene, ihn darauf geführt hätte.

Aber der Sinn für das Märchenhafte der den Arabern in hohem Grade eigen ist; dieser Sinn, dem die Wirklichkeit nicht genügt, der über ihre Grenzen hinausstrebt; dieser Sinn, der sich in ihrer Poesie und in ihrer Architektur oft mit Glück offenbart, mußte fast in den zeichnenden Künsten, so weit sie ihnen überhaupt gestattet waren, auf Abwege führen, vor Allem in der Sculptur, die gewiß am wenigsten geeignet ist, phantastische Conceptionen wieder zu geben.

Dieser Charakter des Märchenhaften zeigt sich auch in den Malereien einer großen Fayencevase, die hier bewahrt wird. Sie ist das vielgerühmte größte Werk, das aus den Fayencefabriken der Araber in Spanien hervorgegangen ist.

In einem benachbarten Raum liegen die Grabsteine von drei maurischen Königen, aus dem ehemaligen, mit schattigen Bäumen bepflanzten Begräbnißplatz in der Nähe des Palastes hierher gebracht: große, rechteckige, glatt polierte Marmorplatten, ohne anderen Schmuck, als die am Rande herum-

laufende Inschrift, deren Lettern und Zeichen, erhaben gearbeitet, als Ornamente behandelt sind.

An der Nordseite des Löwenhofes, dem Saal der Abenzaragen gegenüber, liegt die Sala de las dos Hermanas, (der zwei Schwestern) nach zwei kolossalen weißen Marmorplatten genannt, die zu beiden Seiten des Springbrunnens in den Fußboden eingelassen sind. Beide sind aus demselben Marmorblock gesägt.

Alle diese Räume, namentlich die an der Südseite haben keine Fenster und erhalten ihr Licht nur durch Oeffnungen in den verschieden gestalteten reichverzierten Holzkuppeln. Schutz gegen die Sonnenstrahlen und erfrischende Kühle waren in einem Sommerpalast Hauptbedingung. Eine Ausnahme macht das nächste Gemach, das unmittelbar hinter dem Saal der zwei Schwestern liegt, und dessen Name: Sala de los naranjos (der Orangenbaumsaal) in keiner Weise erklärt wird. Aus diesem Saal tritt ein reizender, reich verzierter Erker mit durchbrochener Kuppel und einem Fenster, dessen Doppelbogen in der Mitte auf einer schlanken Colonette ruhen, nach Norden gewendet in ein kleines Gärtchen hinaus. Der Erker wird Silla de Lindaraja genannt, Sitz der Lindaraja, aber welche maurische Schöne damit gemeint ist, ob eine Sultana oder eine Gefangene, bleibt der Phantasie überlassen zu ergänzen.

Die Wohnung der Sultana liegt übrigens in einem andern Theil des Palastes, und daß dieses vom Löwenhof her zugängliche Gemach einer Dame bestimmt gewesen sein sollte, scheint selbst bei den freieren Sitten, die in Granada herrschend geworden waren, nicht wahrscheinlich. Der kleine Garten, den Lindarajas Erker übersieht, ist eher so geartet, als könne er Frauen bestimmt gewesen sein. Er liegt zwischen fensterlosen Bauten und den Festungsmauern der Alhambra, jedem profanen Auge unzugänglich; denn zu arabischer Zeit stand hier noch

nicht das an die Festungsmauer geklebte, jetzt schon wieder verfallene Gebäude aus leichtem Fachwerk, das Philipp von Burgund und seiner Gemahlin Juana als Wohnung gedient haben soll, und dessen schlanke Säulen der Mesquita des Palastes entnommen waren.

Eine offene Gallerie längs der Festungsmauer führt von diesen verfallenen Räumen zu einem viereckigen Thurm in der Umfassungsmauer, den die katholische Isabella in den Tocador de la reyna, den Putztisch der Königin hatte verwandeln lassen. Während ihre Damen und Zofen mit ihrem Anzug beschäftigt waren, konnte sie sich hier der Aussicht auf ein erobertes Königreich erfreuen. Der obere Theil des Thurms scheint abgetragen zu sein; auf der Plattform erhebt sich ein leicht gebauter, viereckiger Pavillon von bedeutend kleinerem Durchmesser als der Thurm; durch eine breite Veranda gegen die Sonnenstrahlen geschützt und auf drei Seiten mit Fenstern versehen. In einer Ecke der Veranda ist eine mehrfach durchlöcherte Marmorplatte in den Fußboden eingefügt, unter ihr befindet sich in einem besonderen Gemach ein kleiner Feuerheerd, auf dem, um der Königin das Verweilen am Putztisch doppelt angenehm zu machen, kostbares orientalisches Räucherwerk angezündet wurde. Im Innern, das mit Wandgemälden von sehr geringem Kunstwerth verziert ist, steht der eigentliche Putztisch. Wohl konnte die Fürstin von hier aus mit Stolz auf das Land hinabschauen. Es ist eine weite, schöne Aussicht.

Am nördlichen Fuß der Alhambrahöhe ist wie auf der südlichen Seite ein enges Thal eingeschnitten, schmaler und steiler und weniger bewaldet, wie das an der Südseite. Es heißt Cuesta de Molinos und ein unbedeutendes Gewässer fließt darin zum Darro hinab. Die eigenthümliche Lage der Alhambra wird hier sehr übersichtlich. Die Anfänge der beiden Thäler oder Schluchten, die sie einschließen, liegen oben, wo sie be-

ginnen, sich in den Boden einzuschneiden, sehr nahe bei einander, so daß zwischen ihnen nur ein schmaler Landrücken bleibt, vermöge dessen das Vorgebirge, auf dem die Alhambra sich erhebt, mit den weiter rückwärts liegenden Höhen des Generaliffe in Verbindung steht. Es war hier von der Natur eine jener wenig zugänglichen Oertlichkeiten gegeben, die alle Völker im Mittelalter wie in alter Zeit aufsuchten, um ihre festen Burgen darauf anzulegen.

Die Hauptmasse der Höhen, als deren Vorgebirge die Alhambra hervortritt, steigt jenseits der Cuesta gegen Nordosten und Osten höher empor. Der Palast und die Gärten des Generaliffe ziehen sich an dem Abhang dahin. Weiter am Horizont bietet sich dem Blick das Thal des Darro mit den mächtigen Klostergebäuden von Montesagro an der Berglehne; gegen Norden und Westen beherrscht das Auge den Theil der Stadt, der Albaycin genannt wird und über Granada hinweg einen Theil der Vega.

In der Vorstadt des steil aufsteigenden Albaycin lagen die Paläste der Abenzaragen, und in den steilen Abhängen der Schlucht zwischen der Vorstadt und dem Albaycin hausen jetzt ein paar tausend Zigeuner.

Kehrt man von dem Putztisch der Königin nach der Hauptmasse des Palastes zurück, so schaut man in den engen Patio de la Reja, den Gitterhof hinab, von dem die Sage behauptet, daß dort die unglückliche Königin Juana in ihrem Wahnsinn gefangen gehalten worden sei. Die Phantasie des spanischen Volks beschäftigt sich viel mit ihr, und der Umstand, daß sie in Granada bestattet ist, so wie die feste Vergitterung des kleinen Hofes, mögen wohl Anlaß zu der Sage gegeben haben; Geschichte ist sie nicht; die unglückliche Fürstin wurde in einem Schloß in Altkastilien bewacht. —

Im Westen schließt sich an den Hof der Alberca ein klei-

nerer Theil des Palastes, der als Wohnsitz der Sultana Valide bezeichnet wird, obgleich die Tradition die Gemahlin, nicht die Mutter des regierenden Fürsten hier walten läßt. Ein kleiner Hof ist durch die Benennung Patio de la Mesquita, als der Vorplatz einer Hausmoschee bezeichnet: auch ihn zierte einst ein Springbrunnen. Leider ist dieser Theil des Schlosses, zur Wohnung des Intendanten eingerichtet worden, durch spätere Anbauten arg verunstaltet; auch der ehemalige Haupteingang zu der Sommerresidenz der Könige von Granada ist ganz verbaut. Ein Gemach, das unmittelbar an den Vorhof der Moschee stößt, führt indessen wieder ganz in die Erinnerungen an die arabische Zeit zurück. Es ist durch ein Doppelbogenfenster erhellt, das in der Ringmauer der Alhambra geöffnet ist und das die herrliche Aussicht auf den Darro und den Albaycin beherrscht. Aus diesem Fenster, berichtet die Ueberlieferung, ließ die Sultana Zoraya, Abul-Hassans, des vorletzten Königs von Granada Gemahlin, zur Zeit des Zwistes im Inneren des regierenden Geschlechts, der den Untergang des Reichs herbeiführte, ihren jungen Sohn an Seilen in die tiefe, in das Thal des Darro hinab, um ihn zu retten. Der Knabe floh nach dem Albaycin, wo das Haus der Abenzaragen lag. Unmittelbar an dieses Gemach stößt die ehemalige Moschee, von Ferdinand und Isabella in eine christliche Kapelle verwandelt; aber es scheint, als ob sie hier nur zu zerstören vermochten; daß Würdiges an die Stelle des Zerstörten zu setzen, ihnen nicht gelingen sollte. Die Kapelle ist in den schwerfälligsten Formen der spätesten Gothik ausgeführt, die schon weit auf den Wegen des Verfalls vorgeschritten war. So liegen in diesem Theil des Palastes Erinnerungen an die Araber und die Eroberer dicht neben einander und es läßt sich nicht leugnen, die arabische Kultur tritt uns hier als die überlegene entgegen; obgleich sie das in Wahrheit zur Zeit schon nicht mehr war, sie gewinnt

unsere Sympathien und wir sind geneigt, die Eroberer als Eindringlinge und mit Unwillen zu betrachten.

Alle erhaltenen Räume des Palastes sind sichtlich nur für den Sommeraufenthalt angelegt, von denjenigen, die für den Winter dienen sollten, wissen wir nur, daß sie nach Süden gewendet waren. Da der Winter hier sehr milde ist, waren vielleicht keine anderen Anstalten getroffen, sich gegen rauhere Witterung zu schützen, als den Sonnenstrahlen freien Zutritt zu gestatten. Immerhin wäre es von hohem Interesse gewesen, zu sehen, wie die Fürsten eines hochbegabten Volks, das sich überall mit kunstsinnigem Luxus zu umgeben wußte, ihren Wintersitz eingerichtet hatten.

Zu den merkwürdigsten und reizendsten Räumen der Alhambra gehören die Bäder, die zwischen den Gebäuden um die Alberca und dem Gemach der Lindaraja liegen, tiefer als der Bauhorizont des Palastes, gleichsam Souterrains, nur daß der Raum über ihnen frei ist.

Die Treppe, die ursprünglich von der Alberca zu ihnen führte, ist jetzt unzugänglich und man kann nur auf einem Wege zu ihnen gelangen, der ehemals vielleicht der Sultana vorbehalten war und ihr gestattete, aus ihrem Flügel des Palastes die Bäder zu erreichen, ohne sich profanen Blicken auszusetzen. Es ist ein gewölbter unterirdischer Gang, der vom Hof der Mesquita aus, unter der Alberca hindurchführt und in den Ausruhesaal, die Sala de Descanso mündet. An diesen Saal schließen sich die eigentlichen Bäder; zuerst ein Kabinet mit einem kleinen viereckigen Marmorbassin, das die örtliche Ueberlieferung als für die Kinder der Sultana bestimmt, bezeichnet. Dann folgt ein ehemals zu Dampfbädern eingerichteter Raum; und an diesen schließen sich zwei kleine Säle, die mit einander in Verbindung stehen: in jedem füllt ein viereckiges Marmorbassin eine Alkove aus: das sind die Bäder des Sultans und der Sultana.

Das Bassin liegt in gleicher Höhe mit dem Fußboden und ist durch dünne Marmorwände gebildet. Alle diese Räume sind nach oben durch sehr eigenthümliche, ogival-muldenförmige Gewölbe geschlossen, die ihnen zugleich als Bedachung dienen. Diese Gewölbe sind aus Ziegeln aufgeführt, aber innen und außen mit einer starken Lage von Stuckmarmor überzogen. Das Licht fällt milde und wohlthuend durch regelmäßig vertheilte, sternförmige Oeffnungen in die sonst fensterlosen Räume hinab. Die Form der Gewölbe scheint den gothischen Bauten des Mittelalters entlehnt zu sein, aber in welch eigenthümlicher Weise haben die Architekten der Alhambra sie zu benutzen und dem Stil des Ganzen anzupassen gewußt!

Der Ruhesaal, der sehr verfallen war, ist vor einigen Jahren mit großem Geschick wiederhergestellt worden. Er bildet einen viereckigen Raum, (Quadrat) in einen etwas größeren von gleicher Form eingeschlossen, und von einer Holzkuppel überdacht, wenn man diese Bezeichnung auf eine vierkantige abgestumpfte Pyramide anwenden kann.

Die vier Wände des inneren Vierecks erheben sich, auf vier schlanken Säulen, von denen nach zwei Seiten reich verzierte Kragsteine ausgehen; darüber öffnet sich eine Gallerie und über dieser fünf Bogenfenster an jeder Seite. Da allein dieser obere Theil sich über den Bauhorizont erhebt, noch dazu in einem Hof, der von höheren Gebäuden umgeben ist, fällt durch die Jalousien der Fenster nur ein mildes Dämmerlicht in diesen Raum, in dem stets eine wohlthuende Kühle herrscht, wie groß die Sonnengluth auch unter freiem Himmel sein mag. Vor Zeiten stieg in der Mitte ein Springbrunnen aus einem Marmorbecken auf. Die Wände des inneren Vierecks überzieht das Marmorspitzengewebe mit seiner phantastischen Farbenpracht, das überall in diesem arabischen Wunderbau wiederkehrt. Der Raum zwischen dem äußeren und inneren Viereck

ist an zwei Seiten zu Verbindungsgängen benutzt, an den beiden anderen bildet er Alcove, in denen sich Ruhelager auf einer Marmorunterlage erhoben. Welch ein Raum zur Ruhe nach dem Bade! welch ein süßer Halbschlummer mag den Ruhenden umfangen haben, neben dem leise plätschernden Springbrunnen, wenn vielleicht die Töne sanfter Musik von der Gallerie herabschwebten.

In fortificatorischer Hinsicht hat die Festung Alhambra das Eigenthümliche, daß der ganze von den Festungswerken umfaßte innere Raum, außerhalb der Paläste Carls V. und der Sultane, in dem Sinne, wie das terre plein eines vollen Bollwerks, (bastion plein) ein terre plein zu nennen ist. Die Festungsmauern sind Bekleidungsmauern eines Theils des Abhangs der Anhöhe, auf welcher die Alhambra liegt; von Außen gesehen von recht ansehnlicher Höhe: im Innern aber ragt meist nur die Brustwehr über den Bauhorizont empor. Ganz so mag dem wohl vor Zeiten nicht gewesen sein. Die Alberca, der Löwenhof und der Garten Lindarajas liegen nicht unerheblich tiefer als der gegenwärtige Horizont selbst des Palastes Carls V. und zumal der weiten Fläche, die sich von diesem an ostwärts ausdehnt bis zum Wasserthurm. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist diese Fläche erst durch die Trümmer der zahlreichen arabischen Gebäude, die einst hier standen, zu ihrem gegenwärtigen Niveau aufgehöht worden. In den letzten Bürgerkriegen hat man recht kindische Veranstaltungen getroffen, die Alhambra in Vertheidigungsstand zu setzen; ein Beginnen, dessen Thorheit, wie man glauben sollte, einem jeden einleuchten mußte, denn gegen Artilleriefeuer von den Abhängen des Generalliffe her, wäre die Alhambra nicht eine Stunde zu halten und der Versuch einer Vertheidigung hätte nur die heilloseste Verwüstung herbeiführen können.

Ungefähr in der Mitte des wüsten Raums, der sich im Innern der Alhambra von den Palästen bis zum Wasserthurm erstreckt, liegt, von Gemüsegärten umgeben, ein jetzt aufgehobenes Franziskaner-Kloster, in dem sich, seit der letzten Revolution eine Anzahl armer Familien eingenistet hatten; ohne Erlaubniß versteht sich, ohne jegliche Berechtigung; sie waren und blieben in dem usurpirten Besitz, blos weil die Behörden nicht einzuschreiten wagten.

Der officielle Plan der Alhambra bezeichnet dieses Kloster noch heute als palacio de los Infantes, und in der That stand hier vor Zeiten ein maurischer Pallast, von dem auch ein Thurm erhalten ist. In einem halbunterirdischen Raum dieses Thurms waren die sterblichen Reste der Reyes catolicos, Ferdinands und Isabellas, unmittelbar nach ihrem Tode, einstweilen beigesetzt worden, bis die ihnen bestimmte bleibende Ruhestätte, eine Kapelle unten in der Stadt vollendet wäre. — Der Umstand, daß sie hier einst beigesetzt waren, gab natürlich Veranlassung zur Stiftung des Klosters, das dem Baustil nach, aus der Zeit Philipps II. her zu rühren scheint. Der Thurm wurde beibehalten, sein Inneres zur Capilla mayor eingerichtet, jener halbunterirdische Raum zu deren Krypta. — Aber wie wandlen sich die Zeiten! — Ich fand in dem, durch solche Erinnerungen für Katholiken geheiligten Raum — ein paar Schweine, die heutigen Bewohnern des Klosters gehörten und da gemästet wurden.

Bei dem Stolz, mit dem die Spanier auf die Geschichte ihres Landes zurückschauen, sollte man dergleichen selbst in dem heutigen Spanien nicht für möglich halten, und es wäre vielleicht auch hier in Granada nicht geduldet worden, wenn nicht zur Zeit die städtischen Behörden aus entschiedenen Republikanern bestanden. Von der Bevölkerung schien sich niemand über die landwirthschaftliche Benutzung dieser Grabkammer zu wundern, oder vollends Anstoß daran zu nehmen.

Doch ist die Geschichte der Alhambra mit der Eroberung durch die Christen nicht abgeschlossen; auch Ereignisse einer viel neueren Zeit — der napoleonischen Kriege haben hier Spuren zurückgelassen; zumal die Frevel, die hier geübt wurden, als der französische General Sebastiani Herr von Granada war, auf Kosten des Landes schwelgte und geraubte Millionen daraus mitnahm in die Heimath. Ich wurde in einen der Thürme der Ringmauer an der Nordseite geführt, um diese Spuren zu sehen.

Alle diese Thürme waren zur Zeit der Araber im Innern mit großem Luxus zur Wohnung für Prinzen, oder vornehme Herren vom Hof eingerichtet. Jetzt ist dem Fuß eines jeden, auch derjenigen, die Eigenthum des Staats geblieben sind, nach dem inneren Raum der Festung zu ein kleines, modernes Haus und ein Gärtchen angefügt, beides für den Wächter.

In dem betreffenden Thurm, torre de la cautiva Sultana genannt, sind sammt der Plattform, die ihn nach oben schloß, auch sämmtliche Zwischenböden längst verschwunden; er ist vollkommen hohl. Man sieht noch, jedes Geschoß bildete einen Saal, dessen Wände, wahrscheinlich auf rothem Grunde, mit Arabesken aus dem bekannten Stuckmarmor bedeckt waren. Aber! — die napoleonische Besatzung der Alhambra hatte diesen Raum zur Küche erwählt! — Alles Holzwerk ist als Feuerungsmaterial verbraucht worden, die Wände, die Reste ihrer einst reichen Zierrathen, sind mit einer dicken, schwarzen Rußdecke überzogen; man sieht, selbst die kleinen Nischen am Eingang, für die Pantoffeln der Besucher bestimmt, sind als Kochlöcher benützt worden.

Die Spanier, namentlich die unteren Volksklassen, sprechen oft und gern von den Kämpfen mit dem napoleonischen Frankreich, weil sie darin zuletzt Sieger geblieben sind; sie zeigen gern die Spuren der von den Franzosen verübten Frevel, weil

sie diese Frevel siegreich gerächt zu haben glauben. Sie sprechen mit um so größerem Stolz davon, weil sie den endlichen Sieg allein erkämpft zu haben vermeinen; die Vorstellung, daß ein englisch-portugiesisches Heer unter Wellington einen sehr wesentlichen Antheil daran gehabt haben könnte, ist vollständig verschwunden aus ihren Erinnerungen; daß der unglückliche Zug Napoleons nach Rußland der entscheidende Wendepunkt auch der hiesigen Kämpfe geworden ist — das haben sie nie gewußt — so wenig wie die Engländer sich das allgemein zu sagen wissen. —

Der Name „Thurm der gefangenen Sultana“ wird übrigens weder durch die Geschichte noch durch eine Sage erklärt. Zwar weiß man von einer schönen Spanierin, Isabella de Solis, die erst die Gefangene, dann die Gemahlin des Königs Muley Hassan war, aber die Ueberlieferung weist ihr ein anderes Gefängniß an, in einem der Thürme an der südlichen Hälfte der Ringmauer.

Alle diese Thürme sind, soweit sie öffentliches Eigenthum geblieben, in einem traurigen Zustande der Vernachlässigung und des Verfalls, schon jetzt Halbruinen zu nennen. Sorgfältig erhalten sind dagegen ihrer zwei — ebenfalls an der Nordseite — die, Privateigenthum geworden, mit den daran gebauten modernen Häuschen und ihren Gärten wohlhabenden Einwohnern Granada's als Lust- und Gartenhäuschen dienen. Der eine davon ist torre de la mesquita genannt, weil der Raum im Erdgeschoß wenigstens insofern gleich einer Moschee eingerichtet ist, daß er eine kleine achteckige Kibla hat. Aber die eine Wand dieser Kibla ist, wenn auch mit herkömmlichen Zierrathen in Stuckmarmor bedeckt, doch von Holz und beweglich; sie öffnet einen Ausgang in den Garten — eine Einrichtung, die gewiß nicht aus mohamedanischer Zeit herrührt.

Wer von der Warte der Alcazaba über Granada hinweg in die Ebene hinabschaut, gewahrt dort, fern in der grünen Landschaft, zwei Thürme einer Kirche von einer Häusergruppe umgeben —: das ist Santa Fé, die von der katholischen Isabella während der Belagerung Granada's gegründete Stadt. Sie konnte begreiflicherweise, obgleich unter den Schutz des heiligen Glaubens gestellt, in solcher Nähe Granada's nie gedeihen, und 1807 durch ein Erdbeben theilweise zerstört, verfällt sie mehr und mehr in Trümmer. Die Kirche des Orts aber bewahrt ein eigenthümliches Denkmal aus der Zeit der Belagerung —: eine Lanze, einen Todtenschädel und einen Pergamentstreifen, auf dem die Worte „Ave Maria" geschrieben stehen.

Abdallah Tarfé, ein berühmter Held aus dem Stamm der Zegris, so berichtet die Ueberlieferung, hatte sich bei Nacht nach Santa Fé hineingewagt und dort seine Lanze vor der Thür der Königin in die Erde gepflanzt als Wahrzeichen zurückgelassen. Seine grüne Schärpe, das Abzeichen der Zegris, wehte von der Lanze herab und ließ erkennen, welcher Verwegene bis hierher gelangt war. Solche Vermessenheit konnte der spanische Stolz nicht unerwidert lassen, sie mußte überboten werden.

Vier castilische Ritter schlichen sich bei Nacht in Granada ein, und der kühnste dieser Verwegenen, Don Hernan Perez del Pulgar, befestigte den Pergamentstreifen mit den Worten Ave Maria mit seinem Dolch an die Eingangsthüre der großen Moschee.

Abdallah Tarfé erschien darauf vor dem christlichen Lager und forderte den zum Zweikampf, der sich an dem mohamedanischen Heiligthum vergangen hatte — oder jeden, der sich für ihn stellen wolle. Don Hernan war abwesend, Abdallah gefürchtet; der König gebot bei Lebensstrafe, daß kein anderer

als Don Hernan selbst sich dem Zegri stellen solle. Da trat ein Krieger in voller Rüstung mit geschlossenem Visir aus den Zelten; man glaubte Don Hernan sei zurückgekehrt und ließ ihn gewähren. Nach langem Kampf fiel der Zegri; sein Schädel ist es, der in der Kirche zu Santa Fé bewahrt wird.

Alles erstaunte, als der siegende Krieger sein Visir aufschlug und den König fußfällig um Gnade bat. Man erkannte den jungen Garcilasso de la Vega, einen Edelknappen aus dem Gefolge der Königin, später als Dichter berühmt. Nicht begnadigt nur, auch belohnt wurde der junge Sieger — doch in einer Weise, in der sich wieder zeigte, daß Isabella ihrem Gemahl nie gestatten wollte, in Kastilien Hoheitsrechte zu üben. Der König konnte dem Sieger nur die Rüstung schenken, in der er gesiegt hatte — die Königin schlug ihn zum Ritter und setzte Abdallah's grüne Schärpe nebst dem Pergamentstreifen mit der Inschrift Ave Maria in sein Wappen. Die bei solcher Gelegenheit herkömmlichen Rollen waren diesmal durchaus vertauscht: eine Dame, die Königin, führte das Schwert zum Ritterschlag, ein Held, der gran capitan Gonsalvo de Cordova schnallte dem jungen Ritter die goldenen Sporen an.

Der alte Weg nach dem Generaliffe, dem Landsitz der maurischen Könige, ging durch das eiserne Thor der Alhambra hinab in die Cuesta de Molinos, und dann durch einen künstlich in den Berg eingeschnittenen Hohlweg steil hinauf zu dem Haupteingang des Lustschlosses und der Gärten. Der bequemere neue Weg, den ich wählte, ist die Fortsetzung der Fahrstraße, die von dem Granatapfel-Thor durch den Ulmenwald zu den beiden Gasthöfen heraufführt, und geht an dem ehemaligen Kloster S. Juan de Dios vorbei wie an der auf Bogen

ruhenden Wasserleitung, die dem Wasserthurm und den Algiben das Wasser von den Höhen her zuführt, nach der Südseite der Gärten, die an dieser Stelle durch ein modernes Gitterthor geschlossen sind.

Die Gärten und das Schloß des Generaliffe sind sehr sorgfältig erhalten. Sie sind durch Erbschaft in den Besitz eines sehr reichen Mannes, des Marchese Palavicini zu Genua gekommen, der in Spanien den Titel Marqués von Campo Tejar führt. Viele Meierhöfe, die Ortschaft Tejar und noch eine zweite gehören zu dieser stattlichen Herrschaft. Die Fluren beider Ortschaften sind ganz Eigenthum des Marqués, ihre Bewohner ohne Ausnahme seine Pächter oder deren Gesinde, wie das namentlich hier im Süden Spaniens die Regel ist. Die Klöster und Majoratsherren hatten, während der langen Zeit des Verfalls, die steigende Verarmung des Bauernstandes benutzt, um alles Land an sich zu bringen; reiche Bauern, deren Leben Cervantes zu schildern wußte, giebt es nicht mehr in Spanien — Bauern überhaupt nur noch in Asturien, Leon und dem Baskenlande. Neuerdings sind nun zwar die Kirchengüter eingezogen und verkauft worden, aber sie sind in großen Massen zu geringen Preisen in die Hände großer Spekulanten gefallen, und so hat sich eine Wiederherstellung des Bauernstandes auch daraus nicht ergeben. Diese große Besitzung soll ihrem Eigenthümer wenig oder nichts eintragen. Dagegen wußte man zu rühmen, wie schnell sein Verwalter zum reichen Mann geworden ist. Man zeigte mir in der Entfernung das schöne Landhaus, das er sich vor Kurzem gebaut hat.

Der lange, schmale Patio des Generaliffe, in den man durch die weite Eingangshalle gelangt, ist künstlich wagerecht gelegt und in die Bergwand eingeschnitten. Er ist durch eine Alberca, d. h. ein rechteckiges Wasserbassin und eine wahrhaft tropische Vegetation belebt, und schließt mit einem leichten

arabischen Arkaden-Porticus, der mit seinen schlanken Säulen und deren Blumenknospen-Capitälen, seinen reich verzierten, in eleganten Mustern durchbrochenen Wandflächen denen der Alhambra gleicht und in das Hauptgebäude führt. Die langen Seiten des Patio bilden links eine Arkadenhalle, rechts eine Gartenmauer, die man bei der üppig wuchernden Pflanzenfülle nicht gewahr wird. Neben diesem Patio gegen den Berg hin dehnt sich ein Garten aus, dessen Grundfläche künstlich ebenfalls geebnet ist und jenseits dieses Gartens und der Nebengebäude der Villa steigen drei kleine Gärten auf untermauerten Terrassen über einander empor bis zur Mira. Eine gemauerte Ziegeltreppe unter einer Tonelle von Lorbeer führt bis zur Höhe hinan; auf den Absätzen der Treppe, den Terrassen entsprechend, senden Springbrunnen ihre Strahlen bis in das schattende Laub der Lorbeeren empor. Die Mira ist ein moderner Pavillon, nur der Aussicht wegen erbaut. An ihr vorbei, die nackte Bergwand hinan, führt ein Pfad zu der nächsten Kuppe gerade über dem Generaliffe. Hier liegen die geringen Trümmer einer kleinen arabischen Bergfeste: der Sitz des Mauren, die silla del moro genannt. Von hier aus entfaltet sich die schönste Aussicht, die es in der schönen Umgegend von Granada giebt. Der Blick geht zunächst auf den Generaliffe und seine Gärten hinab, über die Alhambra, die Stadt, auf die blühende Vega und ihre reichen Felder und jenseits derselben auf die schneebedeckten, scharfgeschnittenen Spitzen der Sierra Nevada, die näherliegende Bergketten überragend, am Horizont emporsteigt.

Das Hauptgebäude des Generaliffe enthält schöne reich verzierte Säle im arabischen Geschmack. An den Wänden hängen die Bildnisse vieler Könige von Spanien, von geringem Kunstwerth, der Stammbaum des Marqués von Campo Tejar und Bilder seiner Ahnen, deren eines geschichtliches Interesse hat. Es stellt den Stammvater des Hauses dar,

einen maurischen Prinzen, Boabdils Vetter, der zu den Christen überging, sich taufen ließ, als Christ der Infant Don Pedro genannt, Ritter von S. Jago wurde und die Güter und den Titel erhielt, den seine Nachkommen führen.

Er ist lebensgroß in ganzer Figur in der Schienen- und Plattenrüstung der Zeit Carls V. dargestellt mit dem Ordenskreuz von S. Jago. Der Kopf verleugnet den arabischen Typus nicht; das Bild scheint von einem italienischen Meister des sechszehnten Jahrhunderts herzurühren.

Auch der Garten bewahrt noch ein Andenken an jene Zeit: eine uralte mächtige Cypresse wird der Baum der Sultana genannt. Hier, an seinem Fuß soll Abdul Hassan's Gemahlin den geliebten Abenzaragen mehr als einmal getroffen haben. Wohl mag der Baum schon zu Boabdils Zeit hier gestanden haben, wenn auch noch nicht als alle überragender Stamm; schwerlich konnte er aber den Liebenden Schutz gewähren und jedenfalls war der Ort schlecht gewählt für ein gefährliches Liebesabenteuer. Das Geheimniß wurde verrathen, und es folgte die Rache, die an den Abenzaragen geübt wurde, der Untergang des arabischen Königreichs.

Der letzte der maurischen Könige, Abu-Abdallah el Zaquir, den die spanischen Romanzen Boabdil nennen, die Ueberlieferung, wie sie im Volksmunde fortlebt, nur als el Chico, den Kleinen, kennt, soll, nachdem er den Eroberern demüthig die Schlüssel der Feste übergeben hatte, durch ein Pförtchen, von dem sich aber an der Stelle, die genannt wird, an dem Thurm der sieben Stockwerke, keine Spur zeigt, die Alhambra verlassen haben. Sein Weg in das Exil führte über die Sierra Elvira, der Meeresküste zu; auf der Paßhöhe des Gebirges wendete er noch einmal den Blick auf das paradiesische Land zurück; die Stelle heißt noch heute „der letzte Seufzer des Mauren", „el ultimo suspiro del moro."

Nicht nur in der Alhambra, auch in der Stadt Granada sieht sich der Wanderer fast auf jedem Schritt an die Zeiten maurischer Herrschaft erinnert, durch Bauwerke wie das alte Stadtthor puerta Elvira, und die Ruinen orientalischer Bäder, die sehr schön gewesen sein müssen; und auch hier zeigt sich in einzelnen Spuren, wie Ritterlichkeit und spanische Sitte im Lauf der Zeiten Einfluß auf das Leben der Araber geübt haben. Ueberall in den ehemals maurischen Städten bezeugt eine Plaza mayor, zu Ritterspielen und Stiergefechten eingerichtet, gleichsam die Besitznahme durch die christlichen Eroberer. Auch Granada hat einen solchen großen öffentlichen Platz, die Bivarambla, aber er weist nicht auf die Eroberung, er weist auf die glänzendsten Tage arabischer Herrschaft zurück, schon damals zu öffentlichen Festen und zu Kampfspielen (juego de cañas) bestimmt, die den Turnieren der europäischen Ritterschaft entsprachen, und denen, der strengeren orientalischen Sitte entgegen, die schönen Frauen des Hofes, der Zegris, Gomeles und Abenzaragen, wenn auch verschleiert, von den hohen Balconen rund umher zusahen. Auch in mancher anderen Beziehung bildet Granada einen Gegensatz namentlich zu Cordova. Sind es dort die Paläste des Adels, die in ihrer Anlage den orientalischen Charakter bewahrt haben, so erinnern in Granada vorzugsweise die dem Handel und Gewerbe gewidmeten Stadttheile an die Zeit der Araber. In der Kaufstraße El Zacatin, die ihren arabischen Namen unverändert beibehalten hat, fühlt man sich ganz in den Orient versetzt. Es ist ein enges Gäßchen, in das man nur zu Fuß gelangen kann; Pfosten an beiden Enden der Straße mitten in das Pflaster getrieben, wehren Wagen und Pferden den Eintritt. Das Erdgeschoß der Häuser ist zu Kaufhallen eingerichtet, in ihrer ganzen Breite offen gegen die Straße; die oberen Stockwerke, sehr leicht gebaut, werden nur von den Brandmauern und einzelnen Pfeilern an der Stirn-

seite getragen. Den Tag über sind Zelttücher über die Straße gespannt, um die Sonnenstrahlen abzuhalten. Wenn Abends die Läden erleuchtet sind, erscheinen sie wie eine einzige fortlaufende Halle und bei der nicht allzu hellen Beleuchtung, die Alles, was an Europa erinnern könnte, weniger hervortreten läßt, erinnert das eigenthümliche Bild in gesteigertem Grade an den Bazar einer asiatischen Handelsstadt.

Einen ähnlichen Eindruck, was die Baulichkeiten betrifft, macht der seit kurzem wiederhergestellte alte arabische Seidenbazar, unmittelbar am Zacatin gelegen. Er bildet eine kleine Stadt für sich, in der sich schmale Gäßchen in rechten Winkeln durchschneiden, leicht mit Zelten überspannt; die Gebäude haben nur ein Erdgeschoß, flache Dächer und Thore von Hufeisenbogen überwölbt, die den Eingang zu den Kaufläden bilden. Doch der Bazar ist hergestellt, aber nicht die Industrie. Auch der Seitenbau ist in dieser Provinz mit der Vertreibung der Morisken zu Grunde gegangen; wie bedeutend er einst war, zeigt noch jetzt der Umfang des Bazars. Jetzt aber ist hier nur unbedeutender Kram der aller ärmlichsten Art zu finden. In dem anstoßenden Zacatin steht es damit etwas besser. Dort erinnern selbst die feilgebotenen Waaren noch zum Theil an die Morisken, namentlich eine eigenthümliche Art wollener Decken von dunkler Farbe mit bunten Randverzierungen in orientalischem Geschmack, die noch jetzt, wie zur Zeit der Araber, nur hier in Granada gefertigt werden.

In manchen anderen Theilen der Stadt sah es zur Zeit meiner Anwesenheit recht wüst aus — wie an vielen andern Orten in Spanien. Unmittelbar nach der Vertreibung der Königin Isabella II. glaubten nämlich die Liberalen, die nun Herren wurden, es gebe in dem verwahrlosten Lande nichts eiligeres zu thun, als über die, mit wenigen Ausnahmen verlassenen Klöster herzufallen und sie einzureißen. Sie thaten

das, getrieben von dem seltsamen Wahn, daß sie dadurch die Rückkehr der allgemein, nicht nur den Liberalen verhaßten Mönche, für immer unmöglich machten. So lange die Klostergebäude stünden, könnten die Mönchsorden wiederkehren und ihre alten Wohnstätten von neuem in Besitz nehmen, dem müsse von Grund aus vorgebeugt werden! Gewiß ein recht seltsamer Wahn! — Wenn die Geistlichkeit und die Carlisten wieder die Macht in Händen hätten, wie schnell würden auch die Mönchsorden, selbst in dem auf das äußerste verarmten Lande, die Mittel zusammenschaffen, ihre Klöster groß und herrlich wieder herzustellen.

Wie nun aber in dem heutigen Spanien nichts in verständiger Weise und mit einiger Ordnung geschieht, hat man sich eben damit begnügt, die Klostergebäude einzureißen; — Schutt und Trümmer weg zu schaffen, daran hatte dann im Lauf von zwei Jahren niemand gedacht — und so bezeichneten denn nun mächtige Schutthaufen die Stätten, wo ehemals Klöster gestanden hatten.

Gleich der Eingang zur Stadt von der Alhambra her, die Plaza Nueva, auf welche die Straße der Gomeles mündet, war auf diese Weise verunstaltet. An diesem Platz stand noch die Rückwand einer Klosterkirche aufrecht, und rund umher lagen Berge von Schutt.

Unter allen Denkmalen der neueren, christlichen Zeit in Granada ist die Kathedrale ohne allen Vergleich das bedeutendste. Sie steht, wie fast alle Domkirchen im südlichen Spanien, auf den Fundamenten einer großartigen Moschee, jener Moschee, an deren Thür Don Hernan del Pulgar den Pergamentstreifen heftete, auf dem — auch charakteristisch für das Christenthum der Spanier, — nicht der Name des Heilandes, sondern „Ave Maria“ geschrieben steht.

Die überreiche Architektur dieses merkwürdigen Baues, der einem Don Diego de Siloe, dem Baumeister der Domkirche zu Malaga, zugeschrieben wird, führt von Verwunderung zu Verwunderung; ganz ungezügelt hat hier die spanische Phantasie ein verwegenes Spiel mit den überlieferten Elementen antiker römischer Architektur getrieben, und unabsehbar Abenteuerlichkeiten auf einander gehäuft. Wenn trotz aller Ungeheuerlichkeiten, das Innere doch auch einen imponirenden Eindruck von Reichthum, Pracht und Größe macht, so hat das seinen Grund großentheils in der sehr bedeutenden räumlichen Ausdehnung, wie denn überhaupt in Werken der Baukunst räumliche Großartigkeit immerhin ein wichtigeres Element des Gesammteindrucks ist, als im allgemeinen zugegeben wird. Die Kirche ist 116 Meter lang und 70 Meter breit. Dieser Dom, dessen Architektur durchaus korinthischer Ordnung ist, hat fünf Schiffe, die ein Kapellenkranz umgiebt und zwei Querschiffe, so daß er im Innern ein Doppelkreuz bildet. Die Gewölbe der fünf Schiffe ruhen auf zwanzig gewaltigen Pfeilern, deren jeder wohl zwölf Fuß im Durchmesser hat und die in auffallender Weise zu massenhaft sind im Vergleich mit dem freibleibenden Raum. Sie sind wie in den gothischen Kirchen als Säulenbündel gegliedert, auf jedem ruht ein viereckiges Stück Architrav, nach allen vier Seiten vorspringend und profilirt, und von diesem gehen dann die Gewölbegurten aus. Das Mittelschiff ist höher als die Seitenschiffe, und da die Fenster der Kapellen durch Altäre verstellt sind, erhält die Kirche nur Oberlicht. Ganz wunderlich ist die Capilla mayor hier zu einer mächtigen Rotunde gestaltet, die von einer Kuppel überwölbt, als gesondertes Gebäude in die Kirche hineingestellt ist. Sie hat einen Durchmesser von 32 Meter und im Lichten, bis zum Schlußstein der Wölbung, eine Höhe von 47 Meter. Der Chorumgang, der sie umfängt, ist wie das Langschiff von Ka-

pellen umgeben. Der Schmuck dieser runden Kapelle ist überladen; der Eindruck des Reichthums, den die ganze Kirche macht, sollte hier noch überboten werden. Zwei Gallerien von korinthischen Säulen getragen, laufen im Innern in verschiedener Höhe um den Raum, unterbrochen von dem mächtigen Thorbogen, der den Eingang vom Langschiff her bildet. Die Wände sind durch Gemälde von Alonzo Cano und seinen Schülern geschmückt, darüber unmittelbar unter der Kuppel läßt ein Kranz von Fenstern, mit schönen Glasmalereien, genügendes Licht in die Rotunde fallen. Vollkommen widersinnig aber ist ein angebliches Wunder der Baukunst, auf welches man hier mit triumphirendem Nachdruck aufmerksam gemacht wird: der große Thorbogen, der den Eingang der Rotunde vom Langschiffe her bildet. Von außen gesehen, steht er senkrecht, von innen scheint er zu fallen, ein Effect, den der Baukünstler beabsichtigt hat, der aber, wie alles Widersinnige einen peinlichen, Auge und Sinn geradezu verletzenden Eindruck macht.

Wie alle Absonderlichkeiten solcher Art, erfreut sich auch diese bei der Masse des Volks einer staunenden Popularität, wer aber in baulichen Constructionen nur einigermaßen Bescheid weiß, erkennt so ziemlich auf den ersten Blick, wie das angebliche Wunder zu Wege gebracht ist.

Der Kapellenkranz der Kirche birgt manches Beachtenswerthe; leider sind indessen viele der Räume so dunkel, daß man die Gegenstände nicht genügend unterscheidet; so die für authentisch geltenden Bildnisse des katholischen Königspaars Ferdinand und Isabella in ganzer Figur und Lebensgröße. — Auch ein wunderthätiges Madonnenbild — niemand wußte mir zu sagen, warum Nuestra Señora del popolo genannt, — fehlt der Kirche nicht. Papst Innocenz VIII. hat es der katholischen Isabella geschenkt — das Volk glaubt darin ein Werk des Evangelisten Lucas zu sehen, und „die Kirche“ wi=

derspricht natürlich nicht. Gesehen habe ich es nicht, denn der Vorhang, der es verbirgt, wird im Jahr nur einmal gelüftet.

Die Capilla de los Reyes, in der das vorzugsweise als das katholische bezeichnete Königspaar ruht, ist der Südseite der Kathedrale angefügt, aber etwas älter als diese, so daß man eigentlich sagen müßte, die Kirche sei der Kapelle angebaut worden. Die späte Gothik dieser Capelle läßt auf einen niederländischen Baumeister schließen, da sich in den Niederlanden die Spitzbogen-Architektur länger als irgend anderswo gegen die aufblühende Renaissance behauptete. Als sehr merkwürdig fiel mir auf, daß die Orgel-Tribüne, dem Altar gegenüber, auf einem gedrückten gothischen Bogen, einem sogenannten Tudor-Bogen, ruht — dem einzigen der Art, der mir außerhalb Englands vorgekommen ist. Die Kapelle hat einen Eingang von der Straße her, und dient gelegentlich als Durchgang, da ist denn der Theil an der Ostwand in dem sich der Altar und die Königsgräber zu seinen Füßen erheben, durch ein Eisengitter von großer Schönheit abgesperrt. Die Königsgräber selbst gehören zu den edelsten Skulpturwerken der Renaissanceperiode. Es sind zwei Sarkophagenpaare, jedes Paar auf einem großen Piedestal, und beide zusammen von einem gemeinschaftlichen Eisengitter von Balustradenhöhe umgeben, die Piedestale reich mit Skulpturen verziert; das erste hat Greife mit Adlerköpfen an den vier Ecken, und freistehend auf den Ecken, Statuetten von vier Kirchenvätern; Statuetten der zwölf Apostel in Nischen an den vier Seiten. Ferdinand und Isabella ruhen auf den Sarkophagen, Löwen zu ihren Füßen; der König in Harnisch und Hermelin, mit der Großmeister-Kette des Ordens von Calatrava. Auf dem zweiten Sarkophagenpaar ruhen die Gestalten Philipps des Schönen und der unglücklichen Juana. Während die übrigen Köpfe entschieden Bildnisse sind, ist der Johannas augenscheinlich ein willkürlich idealer. Um den Marmorsarg Philipps ist die Kette

seines burgundischen Ordens vom goldenen Vließ gewunden, der später so fest mit dem spanischen Bewußtsein verwachsen ist, daß er hier immer für einen spanischen gilt.

Die Skulpturen sind nicht alle von gleichem Werth, einige aber von großer Schönheit, namentlich die Statuetten der Kirchenväter. Sie erinnern an die Figuren des St. Sebaldusgrabes in Nürnberg. Es ist, als ob die Skulptur der Renaissancezeit in solchen Statuetten von geringer Dimension das höchste erreicht habe, was sie zu leisten vermochte.

Die Architektur des Altars ist zu beiden Seiten mit nach dem Leben bemalten Reliefs geziert, die den Einzug der christlichen Sieger in Granada darstellen. Die Köpfe sollen sämmtlich Protrait sein und machen auch den Eindruck von solchen. Interessant war mir da namentlich das Bildniß des Gran Capitan Gonsalvo de Cordova, der danach zur Zeit der Eroberung von Granada ein ältlicher Mann mit schlaffen Zügen und einem bartlosen Antlitz war.

Ich stieg auch in die Gruft unter dieser Capelle hinab, wo die beiden Königspaare unter ihren Denkmalen ruhen, in vier einfachen, nur mit gekrönten Initialen bezeichneten Bleisärgen. Ein fünfter Sarg derselben Art birgt die Reste des Infanten Don Miguel, Enkels Ferdinands und Isabellas, Sohn ihrer ältesten Tochter Isabella und des Königs Manuel von Portugal; und dieser fünfte Sarg erweckt vor allem ernste, weitreichende Gedanken. Das Individuum, wenige Auserwählte ausgenommen, bedeutet sehr wenig im Gang der Weltgeschichte. Die Wellen der Ereignisse schlagen augenblicklich zusammen über der Lücke, die ein verschwindendes Wesen zu lassen scheint. Und doch macht zuweilen das Verschwinden eines Menschen aus der Reihe der Lebenden, ohne daß er selbst eine ausgezeichnete Persönlichkeit zu sein brauchte, einen gewaltigen Unterschied, blos weil er an einer bestimmten Stelle stand und gerade da fehlt. Sollte dieser

Infant Miguel auch an sich ganz unbedeutend gewesen sein, der Gang der Ereignisse im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert in ganz Europa ist sehr wesentlich durch seinen frühen Tod bestimmt worden. Durch seinen Tod wurde die Infantin Dona Juana Erbin von Castilien und Arragon, und kam die Krone dieser Reiche an das Haus Habsburg, das in Folge dessen gleichzeitig in Deutschland, den Niederlanden, Neapel, Sicilien und Spanien herrschte. Unter einheimischen Königen, außer Zusammenhang mit den Niederlanden, wäre Spanien gewiß nicht so tief in die allgemeinen Welthändel verwickelt worden, hätte es sich schwerlich die Aufgabe gestellt, die Reformation in ganz Europa zu unterdrücken und die Unidad Catolica überall wiederherzustellen. Wenn der König der spanischen Reiche nicht zugleich Herzog von Burgund war, hätte es dazu keine Veranlassung gegeben, und Spanien hätte sich nicht in diesem immerwährenden Kreuzzuge verblutet. Und wie anders mußten sich die Geschicke Deutschlands und der Reformation gestalten, wenn Carl V. nur Herzog von Burgund war, nicht auch König von Kastilien und Arragon, wenn ihm auf dem Schlachtfelde bei Mühlberg keine spanische Infanterie zu Gebote stand, wenn später, im dreißigjährigen Krieg kein Ambrosio Spinola die Pfalz eroberte, kein „Kardinal Infant" die Schlacht bei Nördlingen gewann.

In der schönen, hellen Sacristei dieser Kathedrale werden vier kleine Bilder bewahrt, die den Feldaltar der Königin Isabella bildeten und deshalb hoch verehrt werden. Zwei davon sind Madonnenbilder im strengen, leblosen byzantinischen Stil, sehr alt und verkommen; — ein drittes, eine Ruhe auf der Flucht nach Egypten (Mutter, Kind und Joseph in einer Landschaft) gehört der Schule van Eycks an; vielleicht ein Geschenk Philipps des Schönen, jedenfalls ein Zeichen der werdenden Verbindung Spaniens mit den burgundischen Landen.

Granada hat keine Kirchen, die schon aus der Zeit der Araber herrührten, wie sich deren zu Cordova und zu Toledo mehrere finden. Zwar soll das Kloster auf dem Monte Sagro uralt sein und unter maurischer Herrschaft fortbestanden haben — aber von den heutigen Klostergebäuden gehört keines einer so fernen Vergangenheit an — und überhaupt sind alle kirchlichen Bauten in der Stadt und weit umher Werke des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts.

Der merkwürdigste dieser Baue ist, nächst der Cathedrale, die Carthause, die in einiger Entfernung vor der Stadt in der Vega liegt, am Fuß der Höhen, die dieses reiche Thal nordwärts begrenzen.

Seit der Vertreibung der Mönche soll hier eigentlich nur ein „Custode" wohnen, aber, von polizeilicher Nachsicht geduldet, haben sich auch in diesen verlassenen Gebäuden eine ziemliche Menge armer Familien angesiedelt, deren zahlreiche, unzulänglich in Lumpen gekleidete Kinder recht zudringlich bettelten.

Das Kloster ist ein Backsteinbau; die äußere Architektur sehr einfach. Den Kreuzgang zieren Fresken, von einem Klosterbruder ausgeführt; sie stellen die Schicksale des Karthäuser Ordens dar. Selbstverständlich beginnt die Reihe mit der ergreifenden Scene, die angeblich Veranlassung zur Stiftung des Ordens gegeben hat. Es ist der bekannte Leichenzug eines Verstorbenen, der als hochheilig geachtet zu Grabe getragen wird, sich aber plötzlich für einen Augenblick im Sarge erhebt und zum Entsetzen Aller verkündet, daß er auf ewig verdammt sei. Der heilige Bruno, als Chorknabe zugegen, ist von diesem Wunder so erschüttert, daß er nur in der strengen Regel des von ihm gestifteten Ordens für sich und seine Mitmenschen Rettung zu finden glaubt.

Bemerkenswerth ist, mit welcher Ueberlegung und wie vielem Geschick die römische Kirche solche Wunderlegenden vor-

sichtig in den Volksglauben einzuführen weiß. Niemals verlautet etwas davon, so lange noch unmittelbare Zeugen der Zeiten leben, in denen sich das Wunder begeben haben soll. Erst wenn diese Zeit hinreichend in die Vergangenheit entrückt ist, kömmt die Legende bis in alle Nebenumstände ausgearbeitet zum Vorschein und soll dann für altbeglaubigte Ueberlieferung gelten. Kein Zeitgenosse des heiligen Bruno und seiner Ordensstiftung berichtet etwas von jener entsetzlichen Begebenheit, die jetzt überall, in erzählenden und bildlichen Darstellungen als seinen Lebensgang und Geist und Wesen seines Ordens bestimmend, vorangestellt wird. Erst viele Menschenalter später ist zum ersten Mal davon die Rede.

Die Fresken in diesem Kreuzgang stellen im Uebrigen vorzugsweise die Verfolgungen dar, welche der Orden unter Heinrich VIII. in England erfahren hat, und die zur Zeit aus der diese Bilder sind, neue Ereignisse waren. Man sieht den Gemälden an, daß sie Dilettantenarbeit sind, doch läßt sich darin ein bemerkenswerthes Talent erkennen.

Das Refektorium ist sehr einfach; ganz anders die Klosterkirche, ein Werk Churiguerras, in dem sich das Phantastische, das in allen spanischen Bauten mehr oder weniger, am mächtigsten aber in denen der Renaissance-Zeit hervortritt, bis zum kaum noch glaublichen, absurden steigert. Ich glaubte in den Abenteuerlichkeiten der Kathedrale das Aeußerste gesehen zu haben, was dieser Art geleistet werden könne, und fand sie hier überboten. Der einschiffige Bau schließt mit einem elyptisch geformten Raum unter einer Kuppel, dem als letzter Abschluß noch ein halbrunder Raum unter einer muschelförmigen Halbkuppel angefügt ist. Der Altar steht am Eingang des von der Kuppel überwölbten Raumes, und dieser ist als Allerheiligstes eingerichtet, als Capilla mayor, die unter der Halbkuppel gleichsam eine besondere Tribüne hat. Diese elyptische Rotunde nun

setzt wahrhaft in Erstaunen durch den unübersehbaren Reichthum einer in spiegelblank polirtem, dunkelrothem und grauem Marmor ausgeführten Schnörkel-Architektur, die auch noch von endlosen Vergoldungen glänzt; dazwischen in Nischen und an Vorsprüngen eine verwirrend große Zahl Bildsäulen von Heiligen, deren Köpfe und Hände nach dem Leben bemalt sind, während die Gewänder sich in unendlichen Falten vergoldet um die Gestalten legen.

Inmitten des Raums erhebt sich auf einem Marmorbau, der solcher Architektur würdig ist, das Tabernakel in der Form eines runden Tempels, dessen Kuppel auf Säulen ruht.

Vor Zeit stand hier ein schwerwiegendes Tabernakel, massiv von Silber, aber das hat sich General Sebastiani angeeignet, als er Herr von Granada war. Ueberhaupt betheuern die Spanier, der gegenwärtige Reichthum dieser Kapelle sei mit dem ehemaligen nicht im entferntesten zu vergleichen. Mit wahrem Feuereifer wurden, sobald die Rede auf diesen Punkt kam, die Frevel erzählt, welche Napoleons Franzosen hier verübt haben, und mit großem Nachdruck wurde namentlich hervorgehoben, daß General Sebastiani — abgesehen von aller anderen Beute, die er sonst im Kloster zu finden wußte — aus dieser Kapelle allein 80 Arobas (2560 preußische Zollpfund) Silber „mitgenommen" habe.

Den Höhepunkt des unbedingt Sinnlosen erreicht Churriguerra's Architektur in der hellen, geräumigen Sakristei des Klosters. Sie hat ein Tonnengewölbe, dessen Gurten von runden Pfeilern ausgehen, die an der Wand lehnen und die ganz aus den seltsamsten, sinnlosesten, überaus schwerfällig in Stein ausgeführten Schnörkeln zusammengesetzt sind, und die, wie man bei näherer Betrachtung gewahr wird, für hohl gelten sollen. Sie enden oben in eine Spitze, wie ein schräg abgeschnittenes Rohr, wie das Mundstück einer Schalmei, und

dahinter werden die Helicen eines corinthischen Capitäls sichtbar, die gleichsam aus dem Rohr der Schalmei emporsteigen. Es wird vorausgesetzt, daß in jedem der angeblich hohlen Pfeiler eine Säule korinthischer Ordnung stecke! Weiter ruht dann — nicht auf jedem Pfeiler — sondern auf jedem der korinthischen Capitäle, die aus ihnen hervorlugen, ein kleines Stück Architrav, das sich an der einen Seite natürlich an die Wand lehnt, nach den drei anderen hin aber sein vollständiges Profil zeigt, und von diesen Architraven gehen dann die Gewölbegurten aus. Diese aber konnte der Baumeister, dessen Genius sich hier offenbart, dann auch nicht in schlichter Einfachheit über den Raum wölben; sie sind, gleich den Pfeilern, aus sinnlosen Schnörkeln zusammengesetzt, so daß sie dem Auge wie eine Kette widerlichen, in einander verschlungenen Gewürms erscheinen.

Säulen, die in Futteralen stecken, das gehört wohl zu dem Außerordentlichsten, worauf eine wahnwitzig gewordene Architektur je verfallen ist!

Die Fremdenführer, denen in der Regel die Kostbarkeit der Dinge vor Allem merkwürdig oder staunenswerth scheint, machen ganz besonders auf die Möbel in diesem Raum, auf die Commoden aufmerksam, die an den Wänden umherstehen. Sie sind in der That Meisterwerke von Marquetterie, und die Platten oben darauf Mosaiken von seltenen Marmorarten und anderem kostbaren Gestein. Ueberall zeigt sich in dergleichen das Bestreben, die Reichthümer, die einem Kloster zu Gebote stehen, irgend wie zu verwenden, und die unendliche Leere des Klosterlebens durch irgend etwas auszufüllen, das recht lange Zeit erfordert und somit auf längere Zeit einigermaßen genügend beschäftigt.

Den entschiedensten Gegensatz zu der Poesie der maurischen Paläste und dem reichen Schmuck der Kirchen, wie zu dem alltäglichen europäischen Dasein, bildet die Zigeuner-Vorstadt Granada's. Selbstverständlich kann man sie nur in Begleitung eines ortskundigen Führers besuchen. Sich allein in diesen Bereich zu wagen, wäre nicht gerathen. Das räthselhafte Volk haust hier an dem steilen Abhang, der sich, auf dem rechten Ufer des Daro, von der hochliegenden Vorstadt Albaycin zu der inneren Stadt hinabsenkt.

Der Abhang ist nicht bebaut; er ist in der That zu steil, als daß Häuser darauf gegründet werden könnten. Schlechter Rasen, wildes Gesträuch und hin und wieder riesengroße Cactusstauden bedecken den Felsenuntergrund, und dazwischen öffnen sich bald höher bald tiefer an der Bergwand schmale Oeffnungen, die zu fensterlosen Höhlen und Löchern führen. Das sind die Wohnungen einiger tausend Gitanos. Mehrere von ihnen haben dem Eingang zu ihrer Wohnung durch stützendes Gemäuer eine regelmäßige Form gegeben; einige haben aus dem Innern einen Schornstein durch das Felsendach in das Freie hinaus geführt, und hin und wieder hat einer diesen Rauchfang sogar mit einem phantastischen Thürmchen überbaut. Vor diesen Höhlen stehen oder sitzen Gruppen von dunkel bronzefarbigen Mädchen mit verwildertem schwarzem Haar, nachlässig und unvollständig in bunte Lumpen gehüllt. Sie mustern den Fremden mit Blicken, in denen Koketterie sich mit einem gewissen Raubvogel-Interesse verbindet. Braune Gesellen steigen langsam die steilen Pfade von der Stadt herauf, ihren Höhlenbehausungen zu; die älteren Frauen lassen sich wenig sehen, die kleineren Kinder dagegen um so vollständiger —: sie treiben hie und da vollkommen nackt ihr Wesen im Freien.

Wie das im Lande der Inquisition nicht wohl anders sein kann, geben sich die Gitanos in Spanien für gläubige

römisch-katholische Christen aus, doch will man bemerkt haben, daß sie in der Stille bei allen wichtigen Lebensereignissen, namentlich bei Begräbnissen, mancherlei eigenthümliche Riten beobachten. In einer Beziehung freilich schließen sie sich ganz den Spaniern an: Tod und Begräbniß eines infans, eines Kindes in den ersten Stadien seines Daseins, wird bei ihnen, wie bei den Spaniern der unteren Stände, als ein Freudenfest jubelnd begangen. Innerhalb des Ideenkreises, den die katholische Kirche zieht, läßt sich eine solche Feier begreifen —: von der Erbsünde ist das Kind durch die Taufe befreit — selbst hat es noch nicht sündigen können — es geht also als reiner Geist ohne Fegefeuer-Qualen unmittelbar in das Himmelreich ein. Aber was mögen sich die Gitanos dabei denken?

Die Spanier sehen im Allgemeinen die Lebensweise dieser Fremdlinge gedankenlos als etwas gegebenes an, das sich von selbst versteht. Wenn man sie darüber befragt, erwidern sie leichthin, die Leute wollten nun einmal nicht anders leben; sie gefielen sich in dieser „bestialischen libertad".

Nur allzu sichtbar aber ist es, daß — in Beziehung auf die Religion dieser Leute obenhin beruhigt — weder die Regierung noch die Kirche je etwas ernstliches gethan hat, sie aus diesem fast thierischen Dasein herauszureißen. Sie bringen der Kirche keine Gefahr, da läßt man sie als harmlose Wesen gewähren; sie sind nie verfolgt und verbrannt worden, wie denkende und argumentirende „Akatholiken".

Am 6. Juni sollte, wie in ganz Spanien so auch in Granada, die neue demokratisch-monarchische Verfassung verkündet werden, welche die verfassungsgebenden Cortes, endlich, unter Prim's gebieterischem Einfluß angenommen hatten. Mir war daran gelegen, zu sehen, wie diese Verfassung von der Bevölkerung einer der Hauptstädte des Landes aufgenommen

wurde, und ich hatte deshalb meine Reise so berechnet, daß ich zu dem betreffenden Tage in Granada eingetroffen war.

Die Vorlesung der Verfassung sollte dreimal an drei verschiedenen Orten stattfinden, zuerst vom Ayuntamiento (Stadthaus) herab; ein Fremdenführer von Gewerbe, Ximenez mit Namen, verschaffte mir im Hause eines Kaufmanns, dem Stadthaus gegenüber, an einem Fenster Platz.

Die Deputation, die den feierlichen Akt vornehmen sollte, versammelte sich im Stadthause; eine Abtheilung Nationalgarden, der eine Schaar Linieninfanterie folgte, rückte unter den Klängen kriegerischer Musik heran und nahm im Innern des Gebäudes Stellung, während eine Schwadron Ulanen demselben gegenüber aufmarschirte.

Nun erschienen die Mitglieder der Provinzial-Regierung und des Magistrats, in schwarzen Fracks und weißen Halsbinden, den modischen Cylinderhut unter dem Arm, von zwei mittelalterlich in rothen Sammet gekleideten, mit silbernen Kolben bewaffneten „Maceros“ begleitet, auf dem Balcon. Der Alcalde von Granada trat in schwarzem Talar an die Brüstung heran und las barhaupt — und durch die Zeit auch des Lockenschmucks vollständig beraubt, unter den sengenden Strahlen der andalusischen Sonne die Verfassung vor. Die Herren seiner Umgebung konnten wenigstens ihre Cylinderhüte als Sonnenschirme in die Luft halten.

Die Theilnahme der Bevölkerung an diesem feierlichen Akt, der angeblich die September-Revolution abschließen und eine neue Zeit in Spanien einführen sollte, war aber eine auffallend geringe. Der unregelmäßige, nicht sehr große Platz vor dem Stadthause sah ziemlich leer aus; nur unmittelbar unter dem Balkon hatte sich eine Gruppe von etwa zweihundert Individuen angesammelt. Das war wenig in einer Stadt die mehr als 80,000 Einwohner zählt! — Da der Balkon

sehr hoch liegt, konnten auch diese Wenigen unmöglich hören, was da oben vorgelesen wurde.

Plötzlich rief eine laute Stimme aus der Mitte jener Gruppe „fuera!“ (hinaus) — und es entstand eine sogenannte „Corrida“, ein Ereigniß, das sich in Spanien sehr häufig wiederholt: die ganze auf dem Platz versammelte Gesellschaft — mit Ausnahme der Ulanen — lief wie rasend davon und verschwand in den nächsten Straßen.

Auf meine verwunderte Frage, warum die Leute liefen, erwiderte der Kaufmann, der mich aufgenommen hatte, mit großer Selbstgefälligkeit: weil sie alle Republikaner sind! — Jedenfalls eine etwas unvollständige Erklärung, und Alle? — das schien mir zu viel gesagt; einige der Laufenden sahen mir ganz so aus, als ob sie lediglich auf die Sicherstellung der eigenen Person bedacht seien.

Der Platz blieb nun längere Zeit über leer; eine Reihe von Artikeln wurde lediglich den Ulanen vorgelesen. Man schien sogar weitere Ereignisse zu erwarten; die anwesenden Generale verließen die Säle des Stadthauses und verfügten sich zu den Truppen. Es begab sich aber nichts weiter, als daß sich nach und nach unter dem Balkon wieder eine Gruppe Zuhörer sammelte, die aber diesmal zum Theil aus Weibern und Straßenjungen bestand und wohl kaum mehr als etwa einhundert Köpfe zählen mochte. Endlich war die Vorlesung beendet — da erhob sich inmitten dieser Gruppe ein wüstes, wildes Geschrei, eine wogende Bewegung, die nach wenigen Augenblicken mit einer zweiten Corrida endete. Alles verschwand in die nächsten Straßen, und der Platz blieb zum zweiten Mal leer.

Nach einiger Zeit setzten sich dann die Behörden vom Stadthause aus in Bewegung, um sich auf Umwegen, durch die Hauptstraßen der Stadt, nach der „Audiencia“ dem Gerichts-

gebäude zu begeben, wo die zweite Verlesung der neuen Verfassung stattfinden sollte.

Die Ulanen eröffneten in ihrer sehr einfachen Uniform den feierlichen Zug; es folgten zunächst eine Anzahl Collegiales, Zöglinge verschiedener Lehranstalten, deren Anzug die geistliche Disciplin verrieth, unter der sie stehen. Die höchste Classe trug braune Talare mit hellblau seidenem Futter, und dazu viereckige Mützen, denen der Studenten zu Oxford und Cambridge ähnlich. Dann kam die Generalität in reich betressten Röcken mit unzähligen Orden — dann die Civilbehörden in der Modetracht der Gegenwart. Der Alcalde schritt allein daher, und unmittelbar hinter ihm wurde auf einem großen silbernen Präsentirteller ein in rothe Seide gebundenes, winziges Büchlein von zwei Unteroffizieren getragen —: das war die Verfassungsurkunde, von der jede der Hauptstädte Spaniens ein Exemplar erhalten hat. — Von Unteroffizieren getragen! Den Schluß bildete die Infanterie, die mit klingendem Spiel daher zog.

Den Zug zu sehen, hatte sich inzwischen auf den Bürgersteigen der Straßen ein ziemlich zahlreiches Publikum eingefunden, und da zeigte sich in ein und anderem Zwischenfall, von welchem Geist der Theil der Bevölkerung, von dem man allenfalls Thaten erwarten konnte, in Wahrheit beseelt war, wie überhaupt die Dinge wirklich lagen. So stürzte plötzlich ein rüstiger junger Bursche in kurzer Jacke und andalusischem Spitzhütchen aus der Zuschauermenge heraus, auf den Flügel-Unteroffizier eines Zuges los. Der sollte ihn im Vorbeimarschieren mit dem Gewehrkolben aus dem Wege gestoßen haben. Der Bursche packte ihn an der Kehle und suchte ihn aus dem Gliede zu reißen; der Unteroffizier suchte sich in der schonendsten Weise los zu machen; fest an ihn geklammert, lief der wüthende Gesell eine ziemliche Strecke mit, bis er durch andere Zuschauer,

nicht durch irgend wen von der Truppe abgedrängt wurde. Erst als dies geschehen war, trat der Offizier, der den nächstfolgenden Zug führte, neben den Unteroffizier, um ihn mit seiner Person gegen weitere Angriffe zu decken. Bis dahin hatte keiner der Befehlshaber das Ereigniß gewahr werden wollen.

Ximenez führte mich auf den kürzesten Wegen nach der Plaza nueva, wo die Audiencia liegt. Wir nahmen an dem Eingang der Straße der Gomeles Stellung, von wo aus der Platz sich am besten übersehen läßt, — und fanden uns da unter Republikanern, die sich in bestimmter Absicht da versammelt hatten. Ihr Thun und Treiben wurde sichtbar von einer kleinen Schenke aus geleitet, die an der Ecke der genannten Straße liegt; zwei junge Männer, von denen der eine auffallend schön war, bewegten sich als Führer zwischen dieser Schenke und den verschiedenen Gruppen hin und her. Sie gehörten offenbar den wohlhabenderen Ständen an, waren aber bemüht gewesen, in aufgeknöpften Westen und Hemdärmeln, die verrufene leuchtendrothe Jakobiner-Mütze auf dem Kopf, so wild-demokratisch auszusehen, als möglich.

Der Festzug kam heran und bewegte sich an den Trümmern und Schutthaufen des eingerissenen Klosters vorüber, zur Audiencia. Die Zuhörerschaar, die sich unter dem Balcon versammelte, war noch unbedeutender, als vor dem Stadthause, — konnte ganz gewiß ebenso wenig hören, was vorgelesen wurde — verhielt sich aber ruhig. Erst als der Zug auf dem Rückweg an den Republikanern vorbeikam, erscholl aus den Reihen der wenigen Zuschauer, die nebenher gingen, ein sehr schwacher, ganz vereinzelter Ruf: „viva la constitucion!“ — Er war erwartet; die Republikaner hatten sich ihn offenbar bestellt, um in mächtigem Chor mit urkräftigem Behagen darauf zu antworten: „viva la republica!“

Ximenez wurde leichenblaß und meinte, es sei hohe Zeit nach Hause zu gehen, es werde wohl bald geschossen werden und dann werde blindlings in die Menge hinein gefeuert, ohne Ansehen der Person. Es war aber nicht schwer zu sehen, daß die Dinge so ernst nicht standen. Die Republikaner waren unbewaffnet, sie hatten für diesmal nichts beabsichtigt, als eine harmlose Demonstration, die Truppen aber hatten sichtlich den strengsten Befehl, jeden Conflikt zu vermeiden. Ich sagte meinem Führer, er könne gehen, ich wisse den Weg zum Hotel allein zu finden. Da blieb er auch — und es begab sich auch nichts weiter, nicht einmal eine Corrida.

Die dritte Verlesung der Verfassung sollte an der Bivarambla stattfinden, von einem öffentlichen Gebäude herab. Ich wußte aber nun, wie die Verfassung hier aufgenommen wurde, und hielt es nicht für nöthig, dem Zug dorthin zu folgen. Das war mir nachher leid. — Ich erfuhr nämlich, daß an dem genannten Platze ein Haus, in dem sich der republikanische Club zu versammeln pflegte, für den Tag mit schwarzen Teppichen und Fahnen in tiefe Trauer gehüllt war; eine Inschrift in colossalen Buchstaben: „Viva la republica!“ war, auf dringende Bitten des Gouverneurs, erst unmittelbar vor dem Eintreffen des Festzuges entfernt worden.

Später erfuhr ich auch, was es mit den beiden Corridas vor dem Stadthause, für eine Bewandniß hatte. Die erste war vorbereitet, eine verabredete republikanische Demonstration. Als die Vorlesung zu dem § 33 der Urkunde gelangt war, der verfügt, daß Spanien eine Monarchie sein solle, wurde durch den Ruf: „fuera!“ das Signal zur allgemeinen Flucht gegeben. Der Kaufmann, bei dem ich zur Zeit weilte, war offenbar auch im Geheimniß und wußte, was geschehen sollte und weswegen. Uebrigens, da die Leute auf dem Platz unmöglich hören konnten, was auf dem Balkon gelesen wurde,

mußte wohl jemand von den oben versammelten Magistrats-personen ein erstes, verabredetes Zeichen gegeben haben, daß der rechte Augenblick gekommen sei.

Die zweite Corrida dagegen hatte sich zufällig ergeben. Die zweite, vor dem Stadthause angesammelte Gruppe bestand wesentlich aus müßigen Leuten, die sich da einfach aus Neugier zusammenfanden. Es waren auch wieder einige Republikaner darunter. Als die Vorlesung der Verfassungsurkunde beendet war, ließ sich ein Bürgersmann, Namens Garcia Real, beikommen, „viva la constitucion!“ zu rufen. Er wurde sofort von einem Republikaner zu Boden geschlagen, und zwar mit solcher Gewalt, daß er, schwer verletzt, zunächst in das Stadthaus, und von dort in ein Hospital gebracht werden mußte. Im Getümmel das entstand, erscholl der Ruf „fuera!“ und Alles lief davon.

Ich hatte genug gesehen um überzeugt zu sein, daß die Verfassung nicht lebensfähig sei — nie thatsächlich zur Ausführung kommen, und auch dem Namen nach nicht lange bestehen könne. Republikaner und Karlisten waren dagegen, — dafür war niemand, als die kleine politische Cotterie, deren nur theilweise nach Wunsch gelungenes Werk sie war; — die Masse des eigentlichen Volks verhielt sich vollkommen gleichgültig. Es ließ sich mit Bestimmtheit vorhersehen, daß namentlich das Landvolk an Dasein, Fortbestehen oder Untergang dieser Verfassung, nicht im entferntesten Antheil nehmen werde. —

Zur Feier des großen Ereignisses fand übrigens in der Abendkühle dieses Tages auch eine Parade der nach spanischem Maßstab zahlreichen Besatzung auf der Alameda statt. — Die Alameda von Granada ist eine zweifache. Die ohne Zusatz sogenannte, der elegante Spaziergang, geht im Innern der Stadt von der Bivarambla zum Xenil. Die äußere, Alameda de Queipo, wo die Parade stattfand, schließt sich im rechten Winkel daran, und

führt unter mächtigen Platanen, durch plätschernde Spring-brunnen erfrischt, aufwärts am Xenil.

Ich war verwundert zu sehen, daß die Ulanen schlecht ritten und schlecht beritten waren. Freilich, es giebt in Spanien keine guten Pferde. Die einst berühmte, aus dem Orient stammende edle andalusische Raçe, schon vorher vernachlässigt und verdorben, ist in den napoleonischen Kriegen vollends zu Grunde gegangen, und für einen Ersatz hat niemand gesorgt. — Die Artillerie dagegen fand ich mit Maulthieren vorzüglich bespannt. —

Der Tag und seine Feier hatten dann auch noch im Lauf der nächstfolgenden Tage noch mehrfach einen Nachhall. — Man hatte sich ziemlich allgemein befremdet darüber geäußert, daß der Alcalde und die Stadträthe den Eid auf die Verfassung geleistet und die Urkunde dann verkündet hätten, da die Herren sämmtlich als sehr entschiedene Republikaner bekannt waren. Der allgemeinen Verwunderung zu begegnen, suchten Alcalde und Stadträthe zunächst mündlich eine sehr eigenthümliche „Rechtfertigung" ihres Benehmens zu verbreiten, und da das nicht zu genügen schien, setzten sie schon in den nächsten Tagen ein Flugblatt in Umlauf, das diese spitzfündige Rechtfertigung in weiteren Kreisen bekannt machen sollte. Sie lief darauf hinaus, daß der geleistete Eid gar nichts bedeute und die Stadträthe zu nichts verpflichte, denn sie hätten ihn nur in ihrer Gesammtheit, als Stadtrath, als juristische Person geleistet, nicht jeder von ihnen als Individuum, für seine Person. Um ihre Unabhängigkeit von jeder eidlichen Verpflichtung vollends unzweifelhaft festzustellen, legten sie sämmtlich im Lauf derselben Tage ihr Amt nieder — und ließen sich von neuem zu Stadträthen wählen. — Nun waren sie auch nicht mehr dieselbe juristische Person, derselbe Stadtrath, der den Eid geleistet hatte; der hatte aufgehört zu sein, sie waren ein anderer, durch keinen Eid

gebundener. Gewiß, man lernt es in Jesuitenschulen nicht besser.

Die nächste Aufgabe war nun die Besatzung auf die Verfassung zu vereidigen. Das wurde für schwierig gehalten; man fürchtete Unruhen. Nicht eigentlich, daß man eine Weigerung der Truppen für wahrscheinlich gehalten hätte — aber man glaubte, die Republikaner würden versuchen störend dazwischen zu fahren. Durch die Art, wie die Regierung diese Schwierigkeit zu umgehen suchte, verrieth sie das Bewußtsein ihrer Schwäche. Man ließ die Bevölkerung in Ungewißheit darüber, wann die Eidesleistung stattfinden solle; verschiedene Tage, frühere und spätere wurden geflissentlich genannt. — Eines Morgens aber wurde ich bald nach Sonnenaufgang durch Militärmusik geweckt, die aus der Stadt heraufschallte. Die Regierung hatte plötzlich, an einem nie zuvor genannten Tage die Truppen mit dem grauenden Morgen ausrücken und, während das bürgerliche Granada noch im Schlaf lag, den Eid leisten lassen. Unter triumphirenden Fanfaren rückten die Truppen wieder ein.

Nebenher wurde auch sonst ein und Anderes etwas theatralisch veranstaltet, um die Bevölkerung von Granada für die neuen Zustände zu begeistern. Namentlich erinnerte man sich einer hier einheimischen Heldin, einer schönen jungen Wittwe, Doña Mariana Pineda, die Ferdinand VII. hatte hinrichten lassen. Sie hatte eine Fahne für einen beabsichtigten Aufstand gestickt und war dabei betroffen worden. Ihr wurde Begnadigung versprochen, wenn sie die Verschworenen nennen wollte — aber sie schwieg und ging heldenhaft in den Tod — um banale Verschwörer zu retten, die sich ihrerseits ganz gewiß nicht für die Dame aufgeopfert hätten.

Jetzt, nach vierzig Jahren, wurde ihr ein feierliches Todtenamt gehalten, wozu in der Cathedrale ein mächtiger Katafalk

aufgebaut war, und es sollte ihr auf dem „Triumfo" genannten Platz vor der Porta Elvira ein stattliches Denkmal errichtet werden. Die Geistlichkeit mußte zu dem allen die Hand bieten, was sie sehr ungern that. Sie hätte ohne Zweifel lieber Sor Patriocnio gefeiert; jene Hochheilige, angeblich mit den Wundmalen des Heilands begnadigte Klosterfrau, deren sich „die Kirche" vielfach bedient hatte, um die Königin Isabella nach ihrem Willen zu lenken. Doch das Todtenamt wurde gehalten, der Grundstein zu dem Denkmal feierlich gelegt und geweiht. — Der Effect aber war verfehlt. Zu der Grundsteinlegung hatte sich auf dem Triumfo buchstäblich niemand eingefunden als die Behörden, die Truppen die man dazu hatte ausrücken lassen und die Geistlichen, die mit der kirchlichen Funktion beauftragt waren. Von der Bevölkerung niemand.

Der Grundstein war gelegt! — Das Denkmal selbst wird gewiß nie errichtet werden! — War doch selbst der zeitweiligen Regierung nicht an dem Denkmal gelegen; nur an der Feier und dem begeisternden Eindruck, den sie machen sollte.

Uebrigens hatte sich die Geistlichkeit in diesem Fall gefügt, so gab es doch Dinge, die ihr wichtiger waren, und in denen sie sich dem Willen der Regierung nicht zu fügen dachte. So hatte die Regierung zu dieser Zeit verfügt, daß in allen Kirchen Spaniens ein genaues Inventarium alles vorhandenen Kirchensilbers aufgenommen werden sollte, und zwar von weltlichen Beamten. Sich selbst dieser Schätze zu bemächtigen, um der eigenen Noth einigermaßen abzuhelfen — daran konnte die Regierung nicht im entferntesten denken. Aber sie wollte eine Controle üben, sie wollte verhindern können, daß diese Werthsachen etwa unversehens und unbemerkt beseitigt würden, um einem karlistischen Aufstand zu dienen.

Diese Verfügung kam der Kirche sehr ungelegen, da sie es schon an sich ganz und gar nicht liebt, daß weltliche Be-

hörden sich in ihre Angelegenheiten mischen wollen, und nun vollends, wenn man sie in der Freiheit beschränken will, das was sie als ihr Eigenthum betrachtet, nach eigenem Ermessen zu verwenden. Die Geistlichkeit suchte die Aufnahme der Inventarien überall zu verhindern. In Alt-Kastilien mehrfach durch offenen Widerstand, zu dem die Laienbevölkerung veranlaßt wurde. Es kam zu Blutvergießen. Regierungsbeamte wurden in der Kirche ermordet. Hier im Süden ließ sich das nicht machen, da die Republikaner, die den energischen Theil der Bevölkerung bilden, nicht geneigt waren, der Kirche solche Dienste zu leisten. Da suchte man denn das Silberzeug bei Zeiten vor den inventarirenden Beamten und ihren Nachspürungen zu verbergen; am liebsten in den Häusern zuverlässiger, gesinnungstüchtiger Laien, wo nicht leicht gesucht werden konnte. — Das wollte denn auch der Pfarrherr auf den großen Gütern thun, die der Herzog von Wellington als Herzog von Vittoria und Grande von Spanien hier in der Gegend besitzt — und der Verwalter des Herzogs, ein Engländer, sollte ihm dazu behülflich sein, wenigstens dazu schweigen, da sich die Sache sonst nicht gut machen ließ. Da der Engländer sich dessen weigerte, suchte sich der Pfarrer an ihm zu rächen, und ihn womöglich aus der Gegend zu vertreiben. Es war ihm gelungen, die zahlreichen Pächter Wellingtons zu überzeugen, daß es sündhaft, und in der gegenwärtigen Lage der Dinge auch nicht weiter nöthig sei, einem Fremden und Ketzer Pacht zu zahlen. Die Pächter weigerten sich zu zahlen und der Verwalter sah sich vielfach von Drohungen verfolgt, die ihn veranlassen sollten, zu fliehen. Ich traf eines Tages im Washington-Irving Hotel mit ihm zusammen. Er war unterwegs nach Madrid, um die Hülfe der englischen Gesandtschaft anzurufen, da die örtlichen Behörden sich vollkommen ohnmächtig erwiesen, und nicht einmal versucht hatten, einzuschreiten.

Rückreise nach Madrid.

Der Abschied von Granada, von der Alhambra, die ich zuletzt bei Sonnenuntergang und in duftiger Dämmerung sah, wurde mir schwer. Der Gedanke, einen uns lieb gewordenen interessanten Ort nie wieder sehen zu sollen, ruft immer eine wehmüthige Stimmung hervor.

Früh Morgens fuhr ich mit der Bahn durch die grüne Vega bis Loja, um die Diligence nach Antequera zu nehmen. Man hatte mir in Malaga gerathen, wieder dorthin zurückzukehren, weil der Weg nach Antequera sehr schlecht sei, und von Archidona aus erwies es sich auch wirklich so. Das Straßenpflaster dieses Orts, der auf dem Gipfel einer Anhöhe und deren Abhängen liegt, besteht nicht aus Steinen, sondern aus Felsblöcken, die ganz unregelmäßig in dem Boden befestigt sind, und dabei fällt die Straße nach zwei Richtungen zugleich ab, sie geht bergab, und überdas liegt ihre linke Seite merklich höher als die rechte.

Ein echt spanischer Ort! er besteht aus lauter elenden, kleinen, blendend weiß getünchten Steinhütten, zwischen denen sich ein stattliches, sehr massiv gebautes und vor Zeiten ohne Zweifel sehr reiches Kloster erhebt. Armuth und Elend der Bevölkerung sind überall in Spanien um Reichthum, Pracht und Stolz der Kirche gruppirt.

Die Straße, die von hier an durch das breite Thal des Guadalhorce führt, würde im übrigen Europa kaum für einen Karrenweg gelten; nie hat die Hand des Menschen etwas daran gebessert; sie ist nur in sofern nicht im Naturzustande,

daß der Verkehr, der sich darauf bewegt, sie mehr und mehr verdorben hat. Aber in Spanien ist man von jeher an solche Verkehrswege gewöhnt und darauf eingerichtet. Die wenigen, unter Carl III. gebauten Heerstraßen waren zu vereinzelt, um auf die Gewohnheiten des Volks einen umgestaltenden Einfluß zu üben und so begegnet denn auch jetzt noch der Reisende kaum jemals einem Frachtwagen; wo nicht eine Eisenbahn durch das Land geht, wird noch heute, wie vor Zeiten alles auf Lastthieren von Ort zu Ort geschafft. Die Felder im Thal des Guadalhorce sind schlecht bestellt und tragen sehr dürftige Ernten. Mit Ausnahme der baskischen Provinzen, eines Theils von Katalonien, und eines Landstrichs im Norden, um Salamanka, steht es überhaupt sehr schlecht um den Landbau in ganz Spanien. Unter vielem Anderen trägt auch die Art, wie das Land bewohnt ist, dazu bei, ihn auf dieser fast unglaublich niedrigen Stufe zu erhalten. Nur sehr selten gewahrt man einzeln liegende Meierhöfe und diese sind fast ohne Ausnahme erst in neuester Zeit angelegt. Im allgemeinen wohnt auch das Landvolk in verhältnißmäßig großen, weit von einander entfernten Ortschaften beisammen. Die Feldfluren der einzelnen Orte sind infolge dessen von sehr großem Umfang; jeder Bauer besitzt Felder, die meilenweit von seiner Wohnstätte liegen, und die können natürlich nicht anders als schlecht bestellt sein. Die jahrhundertelang währenden Kämpfe mit den Arabern, haben diese Art der Ansiedlung mit einer gewissen Nothwendigkeit herbeigeführt. Die Bevölkerung war damals veranlaßt, sich der besseren Vertheidigung wegen in größeren Ortschaften zusammen zu schließen. Aber daß das spanische Volk auch jetzt in derselben Weise weiterlebt, ist einer der vielen Beweise für die Gedankenlosigkeit mit der es bei dem Hergebrachten bleibt.

Der Bauer ackert noch mit einem Pflug primitivster Art;

die Art des Dreschens ist dieselbe wie zur Zeit der Patriarchen, oder wie sie bei den Negern in Guinea üblich ist. Das Getreide wird unter freiem Himmel in Form eines großen Ringes auf die Erde gebreitet; und dann läßt man eine Anzahl Pferde oder Maulthiere an der Leine darauf herumtraben.

Nur sehr selten sieht man übrigens Leute auf den Feldern arbeiten. Immer liegt ein großer Theil der Fluren brach; der Landmann bestellt seinen entfernten Acker zur Saatzeit — meist sehr fahrlässig — und sieht ihn dann erst wieder, wenn es Zeit ist, die Ernte einzubringen.

In Antequera, einer Stadt von dreißigtausend Einwohnern, die aber einen sehr ärmlichen Eindruck macht, erreichten wir die Eisenbahn, doch hatten wir einige Stunden Aufenthalt, bis der Zug abging und trafen erst elf Uhr Nachts in Cordova ein. Der folgende Vormittag wurde der abermaligen Betrachtung der großen Moschee gewidmet und mit dem Mittagszuge reiste ich dann weiter nach Madrid.

Ich reiste mit einem bejahrten Karlisten zusammen, der offenbar ein Mann von Bedeutung unter den Seinen, in Parteiangelegenheiten nach Madrid ging und der, da er mich, ohne daß ich zu sagen wüßte warum, für einen conservativen Gesinnungsgenossen und vollen Vertrauens würdig hielt, rückhaltlos über die Wünsche und Hoffnungen seiner Partei sprach; um so unbefangener, da wir, eine kurze Strecke abgerechnet, die ganze Reise über allein im Wagen blieben. Für mich war es natürlich von großem Interesse, aus unmittelbarster Quelle zu erfahren, was diese Partei denkt und will.

Ich erwähnte, daß ich der Proclamirung der neuen Verfassung in Granada beigewohnt habe, und wie ungünstig sie von der Bevölkerung aufgenommen worden sei.

Karlist: Das ist überall der Fall gewesen in ganz Spa-

nien; esta constitucion es nacida muerta. (Diese Verfassung ist todtgeboren).

Ich stimmte dem bei. „Aber was soll und kann nun weiter werden?"

„Was? — Die Restauration Karls VII.! rief er, mir zuversichtlich fest in die Augen blickend, aus: die ist sicher! Sie wird das Ende der Revolution sein!"

Ich wendete ein, daß die Republikaner in ganz Andalusien doch, wie ich mich zu meinem Bedauern habe überzeugen müssen, sehr zahlreich, mächtig und gefährlich seien, bei weitem mehr, als man in Madrid denke.

Der Karlist gab das zu; „aber das schadet nicht, die Restauration Karls VII. ist darum nicht weniger gewiß, denn im Norden Spaniens steht es anders; da ist Alles ohne Ausnahme Karlist?"

Trotzt der überschwänglichen Zuversicht, die mit solcher Energie ausgesprochen wurde, verrieth der Mann doch, daß die Partei in Wahrheit bei Weitem nicht mächtig genug ist, ihre Pläne durchzuführen, und daß sie auch das Bewußtsein ihrer unzureichenden Macht hat. Es zeigte sich das vornehmlich in zwei Dingen. Erstens: Die Karlisten wollten zunächst mit den ihnen verhaßten Republikanern gemeinsame Sache machen; Sie erwarteten zur Zeit einen Aufstand der Republikaner, auf den man in der That gefaßt sein mußte; — da wollten sie denn die Gelegenheit benützen und sich anschließen; „denn, erläuterte mein Reisegefährte, bis die gegenwärtige Regierung gestürzt ist, haben wir dasselbe Interesse und die nämlichen Feinde!"

Das heißt im Wesentlichen: die Karlisten fühlen sich zu schwach, den Kampf mit der September=Revolution allein aufzunehmen; sie sehen nur in einem Aufstand der Republikaner eine Aussicht auf einen Sieg, den sie dann für sich allein auszubeuten hoffen. Könnten sie den eigenen Kräften vertrauen, so würden sie gewiß den bedenklichen Beistand einer feindlichen

und mächtigen Partei meiden. Die Republikaner, die sich stark fühlen und glauben, waren auch weit davon entfernt einen Karlisten-Aufstand als eine nothwendige Bedingung des Erfolgs der eigenen Sache anzusehen.

Beinahe noch deutlicher verrieth sich das Bewußtsein, daß die eigene Macht nicht hinreiche, zweitens in dem sehnsüchtigen Verlangen nach einer auswärtigen Intervention, das mein Gefährte mit großer Innigkeit aussprach. Am allerbesten wäre es, meinte er, wenn eine Coalition der europäischen Mächte die Revolution in Spanien bekämpfen wollte, wie 1823 mit so schönem Erfolg geschehen sei. Ob denn so etwas nicht zu hoffen wäre? — Es sei doch das offenbare, einleuchtende Interesse aller Regierungen, die Revolution überall zu Boden zu schlagen und die legitime Gewalt in ihre Rechte wieder einzusetzen.

Ich konnte ihm nur erwidern, daß die Sache nicht überall so beurtheilt werde, und daß an eine Coalition zu solchem Zwecke in der gegenwärtigen Lage Europas nicht zu denken sei.

Daß die Karlistische Partei zur Zeit nicht mehr derselben Macht gebot wie vier Jahrzehnte früher, das ließ sich leicht erklären. Es fehlten ihr jetzt die Mittel der Macht, die es ihr damals möglich machten, einen Bürgerkrieg sieben Jahre lang durch zu führen. Es fehlen die Klöster — ihre Reichthümer, die zahllosen Mönche und der Einfluß den sie auf die Menge übten. Nie werden Weltgeistliche eine solche Macht über das Volk gewinnen, wie zumal die Prediger- und Bettlermönche, die in Masse unmittelbar aus dem Volk hervorgehen und ihm nicht durch höhere Bildung entfremdet werden, und deren Organisation und Ordens-Disciplin es möglich macht, sie in ihrer Gesammtheit folgerichtig nach einem umfassenden Plan handeln zu lassen.

Es ist aber auch wahrhaftig ein Glück, daß diese Partei nicht mächtig genug ist, sich zu Herren des Landes zu machen,

denn gelangte sie je zur Herrschaft, so müßte man die wahnsinnigste Reaction erwarten, die es je gegeben hat. Vollständige Unterordnung des Staats unter die Kirche, die religiöse Unduldsamkeit auf das Aeußerste getrieben, wäre selbstverständlich die Grundlage ihrer Herrschaft; Spanien würde das Entsetzlichste erleben: ein wüthendes Regiment fanatischer, nach Rache lechzender, blut- und geldgieriger Priester. Es wäre das größte Unglück, das dies schwergeprüfte Land treffen könnte.

Wie in Frankreich, so ist auch in Spanien der politischen Partei, die sich gern vorzugsweise für eine legitimistische ausgiebt, in Wahrheit weit weniger daran gelegen, daß ihr zur Schau getragenes Prinzip, ein bestimmtes Recht der Thronfolge, unter allen Bedingungen heilig gehalten bleibe, als daran, daß ein Regierungssystem, eine gesellschaftliche Ordnung in ihrem Sinn aufrecht erhalten werde. Einen König, der nicht diesem System dienstbar sein wollte, pflegen die Legitimisten dieses Schlages bald genug zu verleugnen.

Hier in Spanien, wo die Legitimität streitig ist, handelt es sich zudem noch weniger als anderswo um das Prinzip, noch mehr um Parteiinterressen.

Die Ansichten, von denen die Karlisten ausgehen, setzen wahrhaft in Erstaunen, wenn man sie so mit Zuversicht entwickeln hört. In ihrer leidenschaftlichen Verblendung hat die Partei keine Ahnung davon, wodurch das gegenwärtige Elend Spaniens herbeigeführt worden ist; sie sieht in den verkommenen Zuständen, zu denen das einst mächtige Weltreich schon unter den letzten Habsburgern herabgesunken war, Herrlichkeiten, die um jeden Preis wieder hergestellt werden müssen — und in dieser segensreichen Restauration das Heil Spaniens.

Mit felsenfester Zuversicht erklärt sie Philippe II. für den größten König, den Spanien je gehabt hat. Wie groß und herrlich stand damals das Reich als gebietende Weltmacht da!

— Daß gerade dieser König Spanien im Dienst der Kirche erschöpfte, und die Reichthümer für Zwecke verschwendete, die mit Spaniens Wohl und Weh nichts gemein hatten; daß er so in frevelhafter Weise den Verfall des Reichs herbeiführte, dafür haben diese Verblendeten nicht entfernt ein Verständniß.

So behauptete denn auch mein Reisegefährte fest und mit großem Nachdruck, bis zum Jahr 1834 — also auch unter Carl IV. und dem Friedensfürsten — sei in Spanien Alles ganz vortrefflich gegangen; da, mit dem gobierno parlamentario, sei das Unheil herein gebrochen. Eine parlamentarische Regierung tauge nicht für Spanien; nicht die kleinste Concession dürfe man dem spanischen Volk machen, denn dies Volk sei von solcher Art, daß es sich gleich der ganzen Hand, ja des Armes bemächtigt, so wie man ihm nur den kleinen Finger bietet. Spanien muß absolutistisch regiert werden, und zwar mit einem eisernen Arm! — „con un brazo de hierro! — con un brazo de hierro!“ wiederholte er mehrmals, mit einem wunderbaren Ingrimm im Blick und im Ton der Stimme, indem er dabei beständig mit der geballten Faust durch die Luft schlug. — (Die Partei hat also das volle Bewußtsein, daß sie sich nur durch die Anwendung schonungslosester Gewalt im Besitz der Macht behaupten könnte.)

„Vor allen Dingen aber,“ so fuhr der Karlist fort, „muß die Einheit des Glaubens, die unidat catolica in Spanien um jeden Preis aufrecht erhalten, kein anderer Cultus geduldet werden. Philippe II. hat das Reich vor der Glaubensspaltung bewahrt, das ist sein höchster Ruhm, denn in der unbedingten Einheit des Glaubens und in ihr allein liegt die Macht einer Nation!“ — So sehen diese Verblendeten in dem, was Spaniens Verderben geworden ist, die Bedingung seiner Macht.

Ich erwähnte, der Groß-Inquisitor habe allerdings zu König Philippe's Zeit eine große Energie entfaltet, indem er

nicht weniger als fünf und neunzig tausend Ketzer verurtheilt habe, und darunter viele Tausende zum Feuertode. Darin, daß so viele Verurtheilungen nöthig geworden seien, zeige sich unstreitig, daß die Kirchenreformation des sechszehnten Jahrhunderts leicht auch in Spanien hätte Wurzel fassen können.

Der Karlist hörte das sehr ungern; besonders die Zahl der Verurtheilungen, und suchte leicht darüber hinweg zu kommen. Lebhaft und nachhaltig beschäftigte ihn dagegen ein Zweifel in Beziehung auf die Zustände in Preußen. Wir hätten doch auch sechs Millionen Katholiken im Lande: — wie sei es nun möglich, daß diese Katholiken sich gefallen lassen — es ruhig ertragen unter protestantischer Oberhoheit zu stehen. Daß die römisch-katholische Kirche sich in Preußen großer Freiheit erfreue — das wisse er wohl — aber dennoch! — eine akatholische Herrschaft über sich dulden! Das war und blieb ihm unbegreiflich! — Er meinte auch, in dem Dasein und der Gesinnung dieser Katholiken müsse doch jedenfalls eine große Gefahr für Preußen liegen.

Ich machte mir nun das Vergnügen, ihn etwas in die Enge zu treiben, indem ich ganz objektiv und ohne den leisesten Schatten einer Mißbilligung von der Inquisition sprach, von dem Archiv zu Simancas, und von den Entdeckungen, die ein junger deutscher Gelehrter, Bergenroth, dort gemacht habe. Dabei erwähnte ich der gewagten Vermuthungen, zu denen sich Bergenroth veranlaßt sah, als handle es sich um endgültig erwiesene Thatsachen. Es habe sich ergeben, daß die unglückliche Königin Juaña — Karls V. Mutter — aller Wahrscheinlichkeit nach gar nicht bleibend wahnsinnig gewesen sei; daß sie, der Kirchenreformation geneigt, von der Inquisition als wahnsinnig beseitigt und gefangen gehalten worden sei, weil man eine Königin von Spanien doch nicht wohl als Ketzerin verbrennen konnte.

Das war meinem Karlisten ganz besonders unangenehm zu vernehmen. Selten habe ich im Leben ein so verdrießliches Gesicht gesehen, wie er dazu machte. In abgebrochenen, unzusammenhängenden Sätzen erklärte er, dergleichen müsse man gar nicht erforschen und an das Licht bringen; weshalb? — was könne es nützen? — Man müsse dergleichen Dinge der Vergessenheit übergeben!

Die Forderung, daß die Unthaten, die im Interesse des „Systems" begangen werden, mit dem Mantel der Liebe bedeckt der Vergessenheit überlassen bleiben, wird freilich von jeder leidenschaftlichen Partei erhoben und immer ausschließlich nur im Interesse der „guten Sache"; andere Bestrebungen haben kein Recht auf solche schonende Behandlung.

Schon hatten wir bemerkt, daß auf allen Bahnhöfen auffallend viele Menschen versammelt waren. In Menjibar, wo ein eiliges Mahl eingenommen wurde, erfuhren wir zu des Karlisten überaus großem Mißvergnügen, was dieses Volksgedränge bedeute; ein republikanisches Mitglied der Cortes wurde mit dem Zuge erwartet, in dem wir reisten, und die Menge wollte ihm huldigen.

In den Felsengegenden der Sierra Morena war es stiller und einsamer auf den Bahnhöfen; in der Mancha aber fanden wir überall wieder dieselbe Volksmenge, die in tiefer Nacht, mit Lichtern und Laternen ausgerüstet, dem vergeblich erwarteten Republikaner huldigen wollte. In Manzanares kletterte ein junger Mann in andalusischer Volkstracht an unsern Wagen heran und fragte zum Fenster hinein, ob „Don Fernando" in dem Zuge sei. „Nein!" rief der Karlist mit mangelhaft beherrschter Wuth: — nein! aber die Stiere für das nächste Stiergefecht — ja! — die sind in dem Zuge!"

Gleich darauf strömten die Leute, die hier vergeblich gewartet hatten, in hellen Haufen in unseren Zug, um wieder

nach Hause zu fahren. Auch unser Wagen wurde bis auf den letzten Platz gefüllt. Es waren Eisenbahnbeamte, von weit und breit zusammen gekommen, die unsre Reisegefährten wurden. Sie führten sehr laut und lebhaft politische Gespräche; die aller freisinnigsten Ansichten fanden hier ihren Ausdruck — und keinen Widerspruch. Der Hauptredner war ein Franzose, der zwar geläufig, aber mit einem wunderbaren Accent spanisch sprach. Die Kehlenlaute wollten ihm nicht gelingen, dagegen bereicherte er das schöne Idiom mit unzähligen Nasenlauten. — Der Karlist that, als sei er in tiefen Schlaf versunken.

In Alcazar de San Juan sollte sich eine Scene grade entgegengesetzten Charakters abspielen. Die freisinnigen Subalternbeamten hatten uns verlassen; der Karlist war wieder munter — sehr aufmerksam sogar. Ein Mann, der dem höheren Beamtenstande anzugehören schien, schlich geheimnißvoll — nicht vom Bahnhof her, sondern auf der entgegengesetzten Seite an unseren Wagen heran — und fuhr betroffen zurück, wie er außer dem Karlisten auch mich da gewahr wurde. Aber der Karlist beruhigte ihn durch die Versicherung, ich sei ein Fremder, ein Preuße, ein gutgesinnter, durchaus zuverlässiger Mann: — „esto señor es muy seguro!“ — Die Beiden hatten sich viel und Wichtiges mitzutheilen, sie flüsterten sehr lange — und geräuschlos wie er herangekommen war, verschwand der Fremde wieder in die Nacht.

Es war schon Tag, als wir an den Gärten von Arranjuez vorüber kamen, aber doch noch früh am Morgen als wir den 17. Juni in Madrid eintrafen.

Hier verschwand mir sofort, schon auf dem Bahnhof und ohne Abschied der Karlist. Ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Madrid im Winter.

Der Herbst des Jahres 1869 führte Unruhen zweifacher Art in Spanien herbei: einen schwachen karlistischen Aufstand und eine republikanische Bewegung von größerem Umfang und etwas ernsterer Bedeutung. Es wäre darüber viel Interessantes zu berichten, doch würde das hier zu weit führen. Es muß einem besonderen Aufsatz vorbehalten bleiben, der später vielleicht in einer historischen Zeitschrift erscheinen mag. Hier beschränken wir uns auf die Bemerkung, daß beide, sowohl die karlistische als die republikanische Erhebung von auswärts her angefacht, und auch von auswärts her durch Geld unterstützt waren; die republikanische namentlich nach einem verhältnißmäßig groß-artig zu nennenden Maßstab. Dann zeigte sich auch in dem Verlauf beider Aufstände, wie in allen früheren inneren Kriegen Spaniens wieder der noch immer nicht ausgeglichene Gegensatz Kastiliens und Arragoniens. Immer war es so gewesen, wenn Kastilien in einer Frage, die zum Bürgerkriege führen konnte, die eine Partei ergriff, erhob sich Arragonien für die andere. So namentlich zu Anfang des 18. Jahrhunderts, als die Nach-folge auf dem Thron des gesammten Spaniens zwischen den Häu-sern Habsburg und Bourbon streitig war. Kastilien hatte sich für die bourbonische Erbfolge erklärt, Arragonien trat für die Rechte des habsburgischen Erben ein. Und so war es auch jetzt; die Karlisten hatten nur in den arragonischen Kronlanden irgend-welche, wenn auch geringe Aussichten auf Erfolg; in Kastilien konnten sie es nirgends auch nur zu einem wirklichen Aufstand bringen; es half ihnen zu nichts, daß einzelne, minder bedeu-

tende Städte, wie namentlich Toledo und Murzia, sich überwiegend und zum Theil sogar leidenschaftlich karlistisch gesinnt erwiesen. Diese Städte hätten einen Erfolg ihrer arragonischen Gesinnungsgenossen ohne Zweifel mit Jubel begrüßt, aber sie fühlten sich als verlorene, einzelne Punkte im weiten Lande zu schwach zu eigener Initiative und wagten nicht, sich zu regen.

Verwandte Erscheinungen zeigten sich nicht minder auch auf Seiten der Republikaner. Deren Macht lag vorzugsweise, ja fast ausschließlich in den kastilischen Provinzen, vor Allem in Andalusien und Granada. In den arragonischen Kronlanden hatte die Republik nur in Katalonien einen namhaften Anhang, in den übrigen Provinzen der Krone Arragoniens bekannten sich nur einzelne Individuen zu ihren Grundsätzen, ohne großen Einfluß zu üben. Die Republikaner in Katalonien aber, weit entfernt die Ansichten der kastilischen zu theilen, bildeten vielmehr zu diesen, wenn sie auch zunächst Hand in Hand mit ihnen gehen wollten, den entschiedensten, unversöhnlichsten Gegensatz. Die Kastilianer hatten als selbstverständlich eine einheitliche von Madrid, von Kastilien aus beherrschte Republik im Sinn. Die Katalanen sprachen und kämpften für eine Republica federal, für eine Mehrzahl verbündeter Republiken, unter denen Katalonien natürlich sein vollkommen selbständiges Dasein haben sollte.

Bemerkenswerth war dann auch, daß die gefeierten Redner der Republikaner in den Cortes stets kühn herausfordernd in Worten, sich durchaus nicht als Helden bewährten, als es zur Sache kam und Thaten verlangt wurden. Es ergaben sich da mitunter sogar recht komische Zwischenfälle.

General Prim war abwesend in Vichy, als der republikanische Aufstand ausbrach. Die Regierung stand zu Anfang

während seiner Abwesenheit, dieser Bewegung etwas rathlos gegenüber. Aber Prim kehrte eilig zurück und machte der Sache mit durchgreifender Energie schnell ein Ende.

Neben diesen Kämpfen im Lande gingen zu Madrid die parlamentarischen Kämpfe der Parteien in den Cortes her, und sie überdauerten die Aufstände der Karlisten und der Republikaner. Ja, sie schienen sich in das Endlose verlängern zu müssen, wenigstens war ein Abschluß, ein Ende gar nicht abzusehen.

Die Parteien kämpften leidenschaftlich um die Macht, um ihre Parteizwecke und um die Wahl eines Königs, die eine jede von ihnen so zu lenken suchte, daß ihr dadurch die Regierungsgewalt im Reiche bleibend gesichert wäre. Die Liberalen hätten gerne den Herzog von Montpensier, den sie als ihr Haupt verehrten, auf den Thron erhoben. Die Radicalen und Prim an ihrer Spitze wollten den Herzog nicht, eben weil er der Throncandidat der Liberalen war. Sie wollten einen König, der ihr Geschöpf wäre und nothwendigerweise ausschließlich in ihrer Partei seine Stütze suchen müsse. Die Republikaner suchten natürlich jede Wahl zu hintertreiben, und über dieses leidenschaftliche Gezänk, in dem jede Partei oder Coterie nur den eigenen Vortheil zu sichern suchte, wurden die wirklichen Interessen des Landes und selbst die eigentliche Regierung vergessen und vernachlässigt. Der Kampf um die Macht und um die Zukunft absorbirte die Aufmerksamkeit und die Kräfte sowohl der Regierung als der Landesvertreter in solcher Weise, daß nichts davon für den eigentlichen Beruf der Landesverwaltung übrig blieb, und Spanien zu der Zeit, wie man wohl sagen kann, gar nicht regiert wurde. Die Dinge

gingen, wie sie konnten und mochten, und was gar nicht gehen konnte, das blieb eben einfach stehen.

Selbst äußerlich zeigte sich in auffallender Weise, was eigentlich die Geister beschäftigte. War je einmal ausnahmsweise in den Cortes von der Lage des Landes und seinen Bedürfnissen, von irgend einem Zweig der Verwaltung einigermaßen eingehend die Rede, dann blieb der Sitzungssaal leer; niemand hielt es in einem solchen Fall der Mühe werth, die Redner anzuhören. Ich habe selbst in einem solchen Fall einmal sechszehn, einmal einundzwanzig, einmal sogar nur dreizehn anwesende Mitglieder gezählt, und auch die Zuhörertribünen waren in demselben Verhältniß verlassen. Gedrängt war dagegen der Saal, so oft man einen Redezweikampf erwarten konnte, in dem die Führer verschiedener Parteien sich darum streiten würden, welchen Prinzipien die Regierung des gegenwärtigen und zukünftigen Spaniens zu huldigen habe, von welchem Geist sie beseelt sein müsse.

Diese Gleichgültigkeit in Beziehung auf die realen Interessen des Landes ließ sich zur Zeit erklären, entschuldigen sogar, wenn nicht rechtfertigen. Es wußte ja ein jeder, daß, wie die Dinge eben lagen, gar nichts heilsames geschehen konnte. Da alles aus den Fugen gegangen war und die Finanzen auf das äußerste zerrüttet, da es unmöglich war, die Steuern wirklich einzutreiben, da bei der Unsicherheit aller Verhältnisse der Ertrag der indirekten Abgaben und der Zölle, auf ein sehr Geringes zusammen geschwunden war, fehlten die Mittel zu allem und jedem. So mußte denn die Sorge um das Land und dessen reale Zustände gleichsam aufgeschoben bleiben bis auf die Zeit, wo irgend eine der Parteien unbedingt Herr im Lande geworden und eine geregeltere Regierung eingerichtet wäre.

Wollte die eine oder die andere der politischen Parteien in den Cortes die wirkliche Lage des Landes in anscheinend

ernster Weise zur Sprache bringen, so wußte jeder Mann, daß es damit eben nicht Ernst war, daß es nicht um der Sache willen geschah; wollte eine solche Partei bestimmte Vorschläge an eine solche Erörterung knüpfen, die Forderung, daß dies oder das geschehe, so wußte man, daß es eben nicht geschehen könne, und daß das ganze keinen andern Zweck habe, als zu Gunsten der betreffenden Partei auf die öffentliche Meinung zu wirken. Alle solche Vorschläge und Forderungen waren nothwendiger Weise unfruchtbar, lediglich Parteimanöver, und nichts weiter.

Namentlich eine Forderung, mit der die Republikaner hervortraten, war nichts anderes, so großartig und vielversprechend sie sich auch ausnehmen mochte. Sie traten mit einem Gesetzvorschlag hervor, demzufolge die Regierung die Anlage von Bewässerungscanälen dadurch erleichtern sollte, daß sie den Capitalisten und Actiengesellschaften, die dergleichen unternehmen wollten, Zinsgarantien gewährte.

Diese Forderung war zur Zeit wahrer Unsinn, so wünschenswerth die Herstellung des alten Bewässerungssystems auch ohne Zweifel wäre, denn die großartigen Capitalien, die dazu nöthig gewesen wären, waren im Lande nicht zu finden; die Actien-Gesellschaften zu solchem Behuf hätten in der Fremde an den Hauptstätten des Weltverkehrs gegründet werden müssen, und wie konnte man glauben, daß Auswärtige bei der Unsicherheit aller Verhältnisse in Spanien Tausende von Millionen an ein solches Unternehmen wagen würden! Welchen Erfolg konnte man sich davon versprechen, wenn eine Regierung, die den Sold ihrer Beamten und der Armee in das Unbestimmte hinaus schuldig bleiben mußte, die nicht im Stande war, die fälligen Zinsen der Staatsschuld zu zahlen, eine Zinsgarantie versprechen wollte.

Sehr interessant aber waren die statistischen Einzelnheiten, die bei dieser Gelegenheit zur Sprache kamen. Spanien hat den officiellen Angaben zu Folge, abgesehen von den verhältniß-

mäßig stark bevölkerten und gut angebauten baskischen Provinzen einen Flächenraum von = 50,703,600 Hektaren, davon sind = 2,236,241 Hektare Weinberge und Olivars; nur = 13,040,512 Hektar dienen dem Ackerbau (nämlich = 6,184,868 Hektar bestellte Aecker und = 6,852,644 Hektar Pastos, worunter nicht blos Wiesen, sondern auch die Weideplätze zu verstehen sind, auf denen die Reste der einst berühmten Schafheerden Spaniens grasen, sowie das Vieh der Ganadarias, in denen die Stiere für den Circus gezüchtet werden). Der Rest, nicht weniger als 35 Millionen Hektar, 7 Zentheile der Gesammtfläche liegt wüst und unbenutzt. — Künstlich bewässert sind in ganz Spanien nur = 1,152,052 Hektar.

Ganz zuverlässig ist allerdings nur diese letztere Zahl, die andern können nur als annähernd richtig angesehen werden, denn manches angebaute Grundstück mag wohl verheimlicht worden sein, um es der Grundsteuer zu entziehen und das ist verhältnißmäßig leicht in einem Lande, wo die Aecker zehn bis zwanzig Jahre brach liegen. Im größten Theil des Landes aber liegen die Verhältnisse noch sehr viel schlimmer, als man nach diesen Zahlen glauben sollte. Nicht in den baskischen Provinzen nur, sondern auch in Katalonien und Valenzia ist des angebauten Landes verhältnißmäßig sehr bedeutend mehr, als die angeführten Zahlen für das ganze Land ergeben, und dagegen beträgt es in Alt- und Neu-Kastilien und in Aragonien sehr viel weniger als 3 Siebentheil der Fläche. In diesen Landestheilen fällt in der That ein bestellter Acker fast als eine Ausnahme auf. Wie schlecht diese wenigen Aecker noch dazu bestellt sind, wie dürftig die Ernten, die darauf wachsen, dessen habe ich bereits mehrfach gedenken müssen. —

Sehr merkwürdig war mir dann in Beziehung auf diese Verhältnisse ein eingehendes Gespräch mit einer der vornehmsten Damen Spaniens, um so mehr, da diese edle Herzogin viel

auch außerhalb Spaniens gelebt und andere Zustände, als die heimischen gesehen hatte, so daß man von ihr ein weniger befangenes Urtheil erwarten mußte, als von den spanischen Damen im allgemeinen.

Sie äußerte sich entrüstet über den verderblichen Einfluß, den revolutionäre Grundsätze auf den Zustand des Landes üben; Spanien gehe zu Grunde, und daran sei hauptsächlich die Aufhebung der Majorate schuld, denn in Spanien dürfe es verständiger Weise nur großes Grundeigenthum geben.

Um mir das zu beweisen, verbreitete sie sich eingehend über landwirthschaftliche Verhältnisse; es war eine Art von Vorlesung, die ich mit großer Aufmerksamkeit anhörte. Freilich sagte sie, da wo das Land durch Irrigations-Canäle bewässert ist, wie in der Huerta von Murcia „Un terrain grand comme deux fois ce salon suffit pour soutenir une famille“, aber so ist nur ein sehr kleiner Theil des Landes befruchtet und wo dem Lande die künstliche Bewässerung fehlt, kann jährlich nur ein sehr kleiner Theil, der dem Ackerbau gewidmeten Bodenfläche, wirklich bestellt werden. Denn man kann das Land nicht düngen; die mächtige Sonne verbrennt den Dünger, verflüchtigt die befruchtenden Elemente, die er dem Boden zuführen soll, und das Düngen hilft zu nichts. Eben deßhalb bedarf der Boden vieler Ruhe und nur ein kleiner Theil kann jährlich bestellt werden. Der Besitzer weniger Hektare kann aber nicht bestehen, wenn er jährlich nur einen kleinen Theil seines Grundes und Bodens bestellt; er muß zu Grunde gehen, und folglich kann es und darf es in Spanien nur großes Grundeigenthum geben. Mir war dabei vor allem merkwürdig, wie einseitig und beschränkt sieht und folgert, wer einmal in politischen und Standesvorurtheilen befangen ist. — Die politisirende Herzogin sah gar nicht, daß der Zustand, den sie schilderte, ein überaus trauriger sei, der Armuth und Ohnmacht über Spa-

nien verhängt, daß das dürftige Ergebniß dieses elenden Ackerbaus eine zahlreichere Bevölkerung gar nicht ernähren könnte.

Sie folgerte auch nicht, daß man mit Anstrengung aller Kräfte suchen müsse, sich aus dieser traurigen Lage in eine bessere empor zu arbeiten.

Sie nahm den gegenwärtigen Zustand des Landbaus und dessen Folgen als etwas gegebenes, ja berechtigtes, das so sein müsse und woran nichts zu ändern sei; und sie folgerte nichts weiter, als wie gesagt, daß es in Spanien nur großes Grundeigenthum geben könne, und daß man die Majorate nicht aufheben dürfe, kurz, daß es bei den Zuständen, die das 16. und 17. Jahrhundert in Spanien geschaffen haben, ein für alle Mal sein Bewenden haben müsse; und das war ohne Zweifel die Ansicht aller ihrer streng konservativen Standes- und Gesinnungsgenossen.

Es wäre leicht gewesen daran zu erinnern, daß es in einer früheren Zeit ganz anders gestanden habe um Spanien, und daß man bestrebt sein müsse, jene früheren Zustände wieder herzustellen; daß man suchen müsse, die Gebirge wieder zu bewalden, insoweit das noch möglich wäre, worauf denn so manche ganz oder theilweise versiegte Quelle wieder reichlicher fließen würde; daß man die Bewässerungssysteme der Araber, so weit es irgend ausführbar ist, wiederherstellen müsse; daß man die höher gelegenen Aecker, auf die kein Wasser gebracht werden kann, mit Oelbäumen, Maulbeeren und Obstbäumen bepflanzen müsse, wie im südlichen Frankreich, um durch ihren Schatten den Boden vor der sengenden Sonnengluth zu schützen; daß man vor allem das Volk nicht zu kirchlichem Müssiggang, sondern zu intelligenter Arbeitskraft erziehen müsse. Aber solche Mahnungen hätten zu nichts geführt, als daß die edle Dame mich zu den radikalsten Revolutionären gezählt hätte.

Merkwürdig waren auch die parlamentarischen Kämpfe um das Budget. Sie wurden in den Cortes von den verschiedenen Parteien mit der größten Leidenschaft geführt, obgleich Jedermann wußte, daß das vorgelegte Budget eigentlich ein imaginäres war. Die Einnahmen der Krone waren zu demselben Betrag angesetzt, wie zur Zeit der Königin Isabella. Jedermann aber wußte, daß es jetzt noch weniger als damals möglich sein würde, die Steuern vollständig einzutreiben. Und andererseits ließ sich gar nicht absehen, welche außerordentliche Ausgaben der Aufstand in Cuba, mögliche Unruhen im Lande, die Nothwendigkeit, unbeschäftigte Arbeiter irgend wie zu versorgen, überhaupt unabsehbare Zwischenfälle herbeiführen, wie hoch sich Deficit und Rückstände schließlich belaufen würden. Der Streit drehte sich auch hier um Parteiprincipien für die es vor der Hand gar keine Möglichkeit thatsächlicher Anwendung gab, und um unmögliche Forderungen der Republikaner.

Die ökonomische Lage des Landes zeigte sich unter anderm auch in den wunderlichen Schwierigkeiten, in die sich die Verwaltung der Eisenbahnen verwickelt sah. Die Actiengesellschaften, die sie erbaut hatten, waren überall mit ihrem Capital zu kurz gekommen und hatten sehr bedeutende Summen auf Prioritäten aufnehmen müssen; nun aber stockten Handel und Verkehr in solcher Weise, daß die Einnahmen der Bahnen nicht hinreichten, die Zinsen dieser Prioritäten zu bezahlen. Es ergab sich ein jährliches, sehr ansehnliches Deficit, daß durch Vorschüsse von Banquiers gedeckt werden mußte, und da diese Vorschüsse auch wieder verzinst werden mußten, wurde die Lage natürlich von Jahr zu Jahr schlimmer, Dividenden gab es selbstverständlich nicht; den ursprünglichen Actieninhabern zahlte die Regierung

die garantirten Zinsen, weiter war von ihnen nicht mehr die Rede.

Nun aber entspann sich ein Rechtsstreit zwischen den Banquiers, welche die erwähnten Vorschüsse gemacht hatten, und den Inhabern der Prioritäten. Jene verlangten, daß die schwebende Schuld, d. h. der Betrag dessen, was sie im Lauf der Jahre vorgeschossen hatten, consolidirt werde, und daß man ihnen, um sie sicher zu stellen ein Pfandrecht an die Eisenbahnen einräume. Die Inhaber der Prioritäten widersetzten sich und behaupteten, es sei ein Eingriff in ihre Rechte, wenn die ihnen verpfändete Eisenbahn auch noch anderweitig verpfändet würde. Zwischen ihnen und den Banquiers schwebte der Prozeß, die ursprünglichen Actionäre hatten damit gar nichts zu thun, und wurden nicht weiter berücksichtigt.

Da diesen die Regierung die garantirten Zinsen zahlte, konnte man glauben, sie seien in diesem unseligen Wirrsal noch ganz leidlich davon gekommen, aber das wäre eine Täuschung. Die Regierung zahlte nämlich die versprochenen Zinsen nicht in wirklichem Gelde, sondern in Obligationen, deren zu diesem Behuf, je nach dem Bedürfniß immer neue, ohne bestimmtes Maß und Ziel angefertigt wurden, die aber zur Zeit an der Börse so gut wie vollkommen werthlos waren.

An manchem charakteristischen Zug zeigte sich denn auch, daß auf dem flachen Lande jede wirkliche Regierung und damit auch die Sicherheit auf den Heerstraßen und Wegen und selbst in Haus und Hof so ziemlich aufgehört hatte. Selbst General Prim hatte Ursache, sich selbst und seine Gäste auf dem flachen Lande nicht sicher zu glauben. Als leidenschaftlicher Jäger veranstaltete er im späten Herbst eine Jagdpartie in der Sierra de Guadarama, zu der unter andern auch ein paar jüngere Mitglieder des diplomatischen Corps geladen waren. Die Gesellschaft fuhr bei Nacht auf der Eisenbahn in einem

Extrazuge nach Alcala de Henares. Dort standen auf dem Bahnhofe — da kein Fahrweg nach dem Schloß im Gebirge führte, das Sitz der Jagdgesellschaft werden sollte — Reitpferde für alle Genossen bereit, aber auch eine Schwadron Kürassiere zur Bedeckung! Und solche Vorsichtsmaßregeln waren keineswegs überflüssig. Madrid wurde bald darauf durch die Nachricht erschüttert, daß ein kleiner Badeort in den südlichen Gebirgen von einer Räuberbande überfallen und vollständig ausgeplündert sei, und daß nicht weniger als achtzehn der Badegäste bei dieser Gelegenheit erschossen worden seien.

Und inmitten alles dieses Unheils, das einen Spanier wohl hätte zur Verzweiflung bringen können, ging das gewohnte frivole gesellschaftliche Treiben ungestört seinen gewohnten Weg, als wäre eben gar nichts vorgefallen.

Routs wechselten mit Bällen, und die Damen trugen dabei einen Toilettenluxus zur Schau, der weit über Alles hinaus ging, was ich in anderen Hauptstädten Europas gesehen hatte.

Auf die herrschenden Zustände deutete dabei nur der Umstand, daß die politischen Parteien sich schärfer sonderten als je zuvor. Die Anhänger der vertriebenen Königin und mit ihnen die gesammte alte Grandezza des Landes, lebten natürlich ganz unter sich und ignorirten das Dasein der Kreise, die jetzt die officiellen geworden waren, so vollständig wie möglich. Einige Versuche fremder Diplomaten, die Damen des alten Hofkreises und die jetzt officiellen Persönlichkeiten, mit denen sie von Amtswegen verkehren mußten, bei sich zu vereinigen, wollten nicht nach Wunsch glücken, und veranlaßten kleine, aber peinliche Verlegenheiten.

Auch in der italienischen Oper, die zur gewöhnlichen Zeit

für die Wintersaison eröffnet wurde, zeigte sich dieselbe Spaltung. Eine Dame, die der Grandezza angehörte, belehrte mich zum Voraus, es werde Niemand die Oper besuchen; man werde sich fern halten, schon weil die Oper früher officiell als Theater der Königin bezeichnet worden sei „personne n'ira!" — Da zeigte sich nun freilich wieder, wie geläufig es so oft den Damen ist, ihren gesellschaftlichen Kreis für die Welt zu halten. Aus dem alten Hofkreise erschien allerdings Niemand in der Oper; sonst Leute genug, aber die waren sämmtlich in den Augen jener Dame „personne; nobodies."

Die Feste in den Sälen der vornehmen Welt haben übrigens alles Eigenthümliche verloren, seitdem mit der alten spanischen Tracht, auch die Nationaltänze, Fandango und Bolero der Vergessenheit verfallen sind. Nur eines Nationaltanzes, der nicht ganz aus so alter Zeit herrührt, der Havanera erinnert man sich noch; sie steht aber nicht im besten Ruf, da das Volk auf Jahrmärkten und Kirchenfesten sie in einer Weise zu tanzen pflegt, in der sie allerdings nicht für salonfähig gelten kann. So habe ich sie denn in guter Gesellschaft nur einmal tanzen sehen und zwar im Hause einer schönen Creolin. Die sämmtlichen Herren und Damen, die sich daran betheiligten, waren aus den spanischen Ländern jenseits des Oceans her. Die Tänze in gemessenem Tempo, wie Mennet und Fandango werden im Spanischen danza genannt, die bewegten bayle; die Havanera ist ein Mittelding zwischen beiden, und wird deßhalb als dancita bezeichnet.

Auch das Volk ging in gewohnter Weise und gewohntem Leichtsinn seinen herkömmlichen Vergnügungen nach, und zwar ohne Unterschied der Parteien. Republikaner und Karlisten drängten sich in gleicher Weise dazu. — Obgleich der Sommer

die eigentliche Saison der Stiergefechte ist, spielt doch eine besondere Art dieser Schauspiele auch im Winter eine Hauptrolle, denn sechs Monate können Spanier den Anblick dieser Kämpfe nicht missen.

Auch im Winter finden denn also jeden Sonntag Stiergefechte gleichsam in verjüngtem Maßstab, d. h. mit geringerem Aufwand und bei geringerem Eintrittsgelde statt. Es sind corridas de novillos, d. h. junger fünfjähriger Stiere para los afficionados, d. h. für Dilettanten aus dem Publicum, die sich an ihnen versuchen können, und das mit unglaublicher Lust und nicht selten mit komischem Ungeschick thun. Um diese Dilettanten nicht allzu großen Gefahren auszusetzen, sind die novillos embolados, d. h., es sind ihnen hölzerne Kugeln auf die Hörner geschraubt, damit sie nicht zu viel Unheil anrichten können. Auch sind einige toreros von Gewerbe zur Hand, um die Stiere abzulenken, wenn die Sache gefährlich zu werden droht.

Um aber auch ernsteren Ansprüchen zu genügen, werden auch zwei novillos de punta, d. h. ohne Holzkugeln auf den Hörnern von wirklichen toreros erlegt, und zum Schluß folgt die mohiganga, d. h. die burleske Pantomime, die das Pogramm verspricht. — Das eine Mal, daß ich dies Schauspiel besuchte, wurde in der Arena ein Kampf zwischen Republikanern und Karlisten dargestellt, um beide Parteien zu verspotten, was wohl die zur Zeit waltende Regierung veranlaßt haben mochte.

Die Republikaner wurden von einem puckligen General angeführt, an der Spitze der Karlisten erschienen zwei junge Leute, die den Infanten Don Carlos und seinen Adjutanten vorstellen sollten. Die weiße Baskenmütze boina, die sie trugen, ließ sie als das erkennen, was sie vorstellen sollten. Sie waren auf Eselchen beritten und mit hölzernen Schwertern bewaffnet. Der Kampf verlief in possenhafter Weise, und um ihm zuletzt ein Ende zu machen, wurde ein junger Stier mit wohl

verpackten Hörnern losgelassen. Der galoppirte unparteiisch unter Karlisten und Republikaner hinein, rannte die einen um, wie die andern und trieb alle miteinander in die Flucht.

Da die Spanier unersättlich sind, was diese Art von Schauspiel betrifft, giebt es in Madrid noch eine dritte Abstufung des Stiergefechts, die vorzugsweise im Winter spielt. Da werden in einem besonderen geschlossenen kleinen Circus torretes, zweijährige Stiere, von Frauen und Mädchen bekämpft. Wer etwa erwartet da die Gymnastik schöner, jugendlicher Gestalten zu sehen, würde sich arg getäuscht finden, denn namentlich die „intrepida Marina," wie das Programm sie nannte, die da als espada auftrat, soll, wie man mir gesagt hat, eine gradezu scheußliche, alte Person sein.

Ein eigentliches Volkstheater, wie es vor Zeiten in England, Deutschland und Italien bestand und in Resten im Wiener Casperle, im Münchner Lipperle, im Kölner Hännesje noch bis gegen die Mitte des laufenden Jahrhunderts fortlebte, in Italien sich noch in den Marionettentheatern erkennen läßt — ein solches Volkstheater giebt es in Spanien nicht. Dagegen hat die französiche Unsitte der café chantants leider auch hier Eingang gefunden, und die Scenen die dort aufgeführt, die Gesänge die da vorgetragen werden, sind sehr viel unsauberer, und sehr viel witzloser, als in Frankreich je erhört worden ist. Die elenden Locale mit kleinen Bühnen, in denen dieser Unfug getrieben wird, liegen sämmtlich in engen Gäßchen der von den untern Volksklassen bewohnten Stadttheilen. Der eine dieser Musentempel, den ich einst mit zwei Freunden besuchte, gab sich den sehr unpassenden Namen, teatro infantil. Kindlich ging es da wahrhaftig nicht zu! Furchtbares

Gedränge an den dicht nebeneinander stehenden kleinen Tischen, schlechte Luft in der Dämmerung des ungenügend erleuchteten Raumes! Die Schaustellungen waren empörend und betrübend. Hier war kein gesunder, derber Humor und Scherz, nichts Volksthümliches zu gewahren, nichts als das alternde Verderben einer tiefen Verkommenheit; ein böses wehthuendes Zeichen der Zeit.

Wie edel und erhaben erschien dagegen das Stiergefecht!

In den Carnevalstagen bewegte sich auch in Madrid, wie in den Hauptstädten Italiens, Maskentreiben durch die Hauptstraßen und den Prado, aber es war, wenigstens diesmal, keine Lust, kein Leben darin; nichts der Art, wie es sich in Rom oder Venedig regt, obgleich die Regierung sichtlich bemüht war, das Ganze zu beleben und sogar einen offiziellen Maskenzug von Wagen und Reitern in phantastischen Costümen veranstaltet hatte. Im übrigen waren der Masken nur wenige und eigenthümlich nur, was man in Spanien eine Estudiantina nennt. Studenten der Universität ziehen in Masse mit Guitarren, Tamburins und Castagnetten in nicht sehr kostbaren und keineswegs immer neuen Costümen im Prado und in der Stadt herum, singen und musiciren hie und da unter den Balconen, und halten dann die umgekehrten Tamburins hin, um zu betteln. Sie wenden sich mit ihrem umgekehrten Tamburin auch an Vorübergehende, die aussehen, als ob sie eine kleine Gabe spenden könnten. Mit dem Ertrag dieser Industrie werden dann die Kosten eines lustigen Abendessens bestritten. Es ist das ein altes Herkommen aus der Zeit, wo „fahrende Schüler" auch in Deutschland zu betteln pflegten.

Carthagena.

Abends (10. Mai 1870) mit der Eisenbahn von Madrid abgereist, traf ich morgens in Albacete ein, einem Ort, an welchem viel Stahlwaaren angefertigt werden, vor allem Dolche; die Navaja, die in Spanien so viel Unheil anrichtet, und das Cuchillo, das die Maya, die unternehmende und elegante Schöne im andalusischen Costüme bei sich zu tragen pflegt. Doch darf man nicht entfernt bei diesen Waaren an eine Rivalität mit den in Toledo geschmiedeten Klingen denken. Albacete arbeitet nur für den Bedarf der untersten Volksklassen; und die Billigkeit der hier auf dem Bahnhof zudringlich angebotenen Waaren erklärt sich dadurch, daß sie aus alten abgenutzten Feilen angefertigt werden, die mit leichter Mühe in Dolche umzuwandeln sind.

Um Albacete herum zeigt sich viel Weinbau; weiterhin wird das Land wieder öde. Der mäßige Höhenzug, den man im Süden erblickt, ist die östliche Fortsetzung der Sierra Morena. Das Gebirge bildet auch hier den Rand der kastilischen Hochebene und hat, wie die eigentliche Sierra Morena, gegen das Tiefland Murcia einen viel bedeutenderen Abfall als nach Norden. Eigenthümlicher Weise bildet diese Gebirgskette zwar den Rand der Hochebene selbst, nicht aber zugleich die eigentliche Wasserscheide. Diese und die Quellen der Flüsse liegen oben auf der Hochebene und die Gewässer winden sich in tiefer und tiefer eingeschnittenen Thälern hinab in die südliche Ebene.

Die Bahn folgt dem Lauf des Flusses Seguro, doch nur an einer Stelle, vor Tobara erhebt sich die Landschaft zu kühnen,

wirklich malerischen Formen; hier zwängen sich die Verkehrswege der Vergangenheit und der Gegenwart, der neue Schienenweg und die alte Landstraße neben einander durch einen engen Felsenpaß. Das Gelände ist öde, die Ernten sehr dürftig, auf den Feldern in den Thalmulden könnte man mit einiger Vorsicht durch das reifende Korn gehen, ohne viele Halme niederzutreten. Bei der spärlichen Bevölkerung des Gebirges und den weit von einander entfernten Ortschaften, dem ungenügenden Ackergeräth ist die Bestellung der Aecker eine äußerst mangelhafte.

Ab und zu gewahrt man indessen doch auch eine Ortschaft, die von einer kleinen „huerta“ umgeben ist, das heißt von einer Feldflur, die durch künstliche Bewässerung aus Gebirgsbächen und Quellen frisch erhalten wird und gartenartig angebaut ist.

Weiter abwärts am Seguro wird, in sumpfigen Niederungen, Reis angebaut, und an trockenen Stellen „esparto,“ eine Grasart, die starke Halme treibt, wie dünne Rohre, aus denen Matten und Stricke verfertigt werden. Die Samenkörner der Rispe werden zum Viehfutter verwendet.

In dem unteren, allmählich breiter werdenden Thal des Seguro nimmt die Zahl der Ortschaften zu; einzelne sind von Orangenwäldern umgeben, und hinter Alcantarilla senkt sich die Bahn in die huerta von Murcia, in welcher die gut benutzte Möglichkeit reichlicher Bewässerung einen wunderbaren Reichthum der Vegetation hervorruft.

Die huerta ist dicht bepflanzt mit Orangen, Granaten, Maulbeerbäumen, in deren Schatten die reichsten Kornernten, Futterkräuter, Gemüse gedeihen, und zwischen denen Dattelpalmen hoch und schlank in die Luft ragen. Murcia ist auch berühmt wegen seiner Blumen, die in der huerta als Handelsartikel gezogen werden. Hecken und Zäune, die sich, so schmal wie möglich gehalten, durch das Baum- und Pflanzen-Labyrinth ziehen, lassen erkennen, wie klein die einzelnenen Besitzungen

sind, deren jede dennoch genügt eine Familie zu ernähren. An den Hütten, die man hin und wieder durch das dichte Laub gewahr wird, zeigt sich sowohl, daß das milde Klima hier nicht sorgfältig verwahrte Wohnräume nothwendig macht, als auch, daß die Bevölkerung ein Bedürfniß in sauberen und wohlgeordneten Räumen zu leben, nicht kennt.

Ein böses Zeichen aber für den Zustand des Landes ist es, daß im Gebirge niemand anders als bewaffnet von der Eisenbahn ab in die öden Thäler zu reisen wagt. Ein jeder, der an den Gebirgsstationen zu solcher Wanderung ausstieg, nahm sein Gewehr zur Hand.

Von der nächsten Station Orihuela wendet sich die Bahn in das niedrige Felsengebirge, welches das Thal der beiden Flüsse bei Murcia von der Ebene bei Carthagena trennt; und hier sieht sich der Reisende in einem wüsten Felsenlabyrinth, ohne jede Spur von Vegetation. Die vollkommene Nacktheit dieser Felsen läßt dann wieder das Campo von Carthagena, das in Spanien nicht für besonders fruchtbar gilt, reicher und lachender erscheinen, als es in der That ist. Es ist ziemlich dicht bewohnt, theils in Ortschaften, theils in einzelnen zerstreuten Höfen. Die Felder sind theilweise künstlich bewässert, aber nicht nur das System im Ganzen, auch alle Vorrichtungen dazu sind offenbar seit den Zeiten des Caliphats von Cordova im Wesentlichen unverändert geblieben. Das Wasser wird noch heute durch Schöpfräder aus den fließenden Gewässern auf die Höhe der Ackerfläche emporgehoben. Ein solches Rad, das durch ein Ochsengespann schwer und langsam in Bewegung gesetzt, mehr Wasser verschwendet als schöpft, gleicht genau denen, die der Reisende in Chiva und Bochara in Gebrauch findet. Alle Fortschritte, welche die wissenschaftliche Mechanik im Laufe vieler Jahrhunderte gemacht hat, sind beinah spurlos an diesen Einrichtungen in Spanien vorübergegangen. Nur in Bezug

auf die Brunnen macht sich eine Neuerung bemerkbar. Zwar werden auch noch an einigen Brunnen die Pumpen durch ein plumpes hölzernes Zahnrad in Thätigkeit gesetzt, das seinerseits durch bedächtig im Kreise gehende Ochsen oder durch Menschenhände bewegt wird. Außerdem aber sieht man über die Ebene zerstreut eine Menge kleiner Windmühlen, die Brunnen sind, deren Pumpenstöcke der Wind in Bewegung setzt, indem er die Flügel dreht. Für den Fall, daß im Augenblick des Bedürfnisses kein Wind weht, können sie auch durch Menschenhände bewegt werden. Der Boden dieser Ebene ist sehr quellenreich; infolge dessen ist das Campo in seiner ganzen Ausdehnung belebt durch die weißen Leinwandflügel unzähliger, winziger Mühlen.

Die kühngezackte Felsenkette, die dicht am Meer entlang dahin zieht, ist an einer Stelle in beträchtlicher Breite unterbrochen. Durch diese Oeffnung tritt die Meeresbucht, die den Hafen von Carthagena bildet, tief in das Land hinein, gegen das Campo von einem unbedeutenden Höhenzug begrenzt, den die Stadt hinansteigt. Was an Carthagena als höchst eigenthümlich in die Augen fällt, das sind fünf nackte, steile Felsenkegel, die aus der Häusermasse in die Luft ragen und alle oben mit einem flachen Plateau abschließen. Der größte dieser Felsenkegel trägt auf seinem Gipfel das alte verfallene Castel de la concepcion und auf einem etwas niedrigeren Absatz die Ruinen der alten Domkirche. Die vier anderen Kegel bezeichnen Punkte auf einem Bogen weiter vom Meere und näher am äußern Rande der Stadt. Einer davon — Despeña perros — ist befestigt, auf zwei andern erheben sich Windmühlen. Die Festungswerke der Stadt ziehen sich am äußeren Fuß des Höhenrückens herum, auf den sie liegt, sind aber sehr unbedeutend und keiner irgend nennenswerthen Vertheidigung fähig. — Auffallend ist die Schanze auf dem Despeña perros. Sie kann nie eine andere Bestimmung gehabt haben, als die Stadt

im Zaum zu halten. Zur Vertheidigung nach außen kann sie in keiner Weise etwas beitragen.

Gleich bei der Ankunft hier am Ort sollte mir aber wieder anschaulich werden, in welcher eigenthümlichen Weise hienieden in Spanien Alles und Jedes betrieben wird.

Unter den Reisenden, die zugleich mit mir ankamen, verfiel Einer auf dem Bahnhof, da unsere Abfertigung sehr saumselig betrieben wurde und uns lange aufhielt, einer äußerst leidenschaftlichen Ungeduld, anscheinend nicht ohne Grund. Er war ein französischer Militär-Arzt höheren Ranges, und hatte, um möglichst lange bei seiner Familie in Paris verweilen zu können, zur Rückreise nach seinem Standquartier, Oran in Algerien, den Weg ausersehen, der in kürzester Zeit an das Ziel zu führen versprach, und seine Abreise von Paris so weit hinaus geschoben, daß er genau zur Abfahrt des Dampfboots nach Oran hier eintraf. Nun war der bestimmte Tag erschienen, die Stunde der Abfahrt hatte geschlagen, der Arzt fürchtete das Dampfboot zu versäumen; er war außer sich! — Wiewohl man ihm in dem besten Gasthof der Stadt, zu dem wir zusammmen fuhren, versicherte, das Dampfboot liege noch ruhig im Hafen, ließ er sich doch kaum zu einem sehr hastigen Frühmahl Zeit und eilte von dannen.

Ich brach auf zu einem ersten Gang durch die Stadt, und um mich in den Häusern vorzustellen, denen ich hier empfohlen war. Als ich zur Tafelzeit in den Gasthof zurückkehrte, fand ich zu meiner Überraschung den eilenden Arzt wieder vor. Der Capitaine des Dampfboots hatte die Erwartung, daß er Tag und Stunde der Abfahrt inne halten werde, wie sie der Fahrplan angab, gradezu verwunderlich gefunden, und sehr gelassen erklärt, er denke vorläufig noch gar nicht daran in See zu gehen; er habe noch nicht Passagiere genug beisammen und erwarte auch noch weitere Ladung. Alles Pro-

testiren war vergeblich; gleich allen anderen Betheiligten mußte sich auch der ungeduldige Arzt darein ergeben.

Oft schon hatte ich vor Denkmalen griechischen und römischen Alterthums gestanden. — Hier in Carthagena wandelte ich zum ersten Mal auf den Spuren Carthagos. Aber das Aeußere der Stadt bietet nichts, das an eine so ferne Vergangenheit erinnert. Die Straßen sind eng und unregelmäßig, die Häuser weder alterthümlich noch neu, aber meist unansehnlich und nicht sehr sorgfältig unterhalten.

Das merkwürdigste Gebäude der Stadt ist die alte Cathedrale auf einem der gewaltigen Felsen, der sich zunächst am Hafen aus der Häusermasse erhebt. Steile, enge Gäßchen führen zwischen verfallenen Hütten den Felsen hinan. Was sich an den Felsen lehnt, ist der älteste Theil der Stadt, die Stadt der Carthager — aber vergebens würde man hier Spuren des Daseins dieser Afrikaner suchen, oder Trümmer aus der Römerzeit, oder ein Denkmal arabischer Herrschaft. Selbst was aus dem christlichen Mittelalter herrührt, die Domkirche, ist verwahrloste Ruine. Träge Armuth, gedankenlose Verkommenheit — die Gegenwart Spaniens haust in den Trümmern. Die Unsauberkeit ist in diesen Gäßchen von solcher Art, daß sie den nachtheiligsten Einfluß auf den Gesundheitszustand üben muß.

Die Cathedrale ist eine der allerältesten Kirchen Spaniens; sie rührt aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung her; aber sie ist eine Ruine. Schon unter der Herrschaft der Araber ließ man sie verfallen, weil die Mittel fehlten, sie zu erhalten; dann, schon im dreizehnten Jahrhundert wurde der Sitz des Bisthums von hier nach Murcia verlegt, und seitdem ist so gut wie gar nichts mehr für den alten Dom geschehen.

Was von dem ehrwürdigen Bau noch steht, ist ein so geringer Theil, daß es schwer ist, sich daraus ein Bild von der ursprünglichen Anlage zu machen. Durch schlichte Ziegelmauern nothdürftig geschlossen, dient der Raum zwar nicht mehr zu regelmäßigem Gottesdienst, wohl aber noch zu gelegentlichen kirchlichen Feierlichkeiten, besonders Taufen und Confirmationen in den Kreisen der angesehenen Familien des Orts, die Werth darauf legen, das alte Herkommen in dieser Beziehung aufrecht zu erhalten.

In der Nähe, auf einer Klippe des Felsen, fällt ein kleines Wohnhaus, das ein flaches Dach und nur zwei Fenster Breite hat, leuchtend roth angestrichen, durch seine Seltsamkeit auf. Auf diesem Hause ruht ein eigenthümliches Servitut. Es darf nicht verändert werden; selbst wenn ein Umbau nöthig wird, muß es genau in derselben Weise wieder hergestellt werden. Vom Meere aus schon von weitem sichtbar, dient es nämlich den Schiffern als Signal. Die Einfahrt in die Bucht ist nicht ohne Gefahr, da dort eine Klippe unter dem Wasser liegt. Die heransegelnden Schiffe müssen die Richtung auf das rothe Haus in bestimmter Weise inne halten.

Am Fuß des Domfelsens liegt der stattliche Palast des Gouverneurs, der über den Hauptwall der Festungswerke hinweg eine schöne Aussicht über die von Felsen eingeschlossene Hafenbucht beherrscht.

Der Hauptwall bildet vor dem Palast eine breite Terrasse — in der seltsamsten Weise bewaffnet durch eine lange Reihe von Geschützen der verschiedensten Caliber und der verschiedensten veralteten Construktionen, bunt durcheinander, eines davon aus dem siebzehnten Jahrhundert, alle auf sehr baufälligen Lafetten. Bei angemessener Vorsicht mag diese Artillerie zu Salutschüssen allenfalls zu verwenden sein — gegen eine feindliche Panzerflotte wohl weniger. Wenn die Batterien am

Hafen nicht besser bewaffnet sein sollten, könnte es wohl bedenklich stehen um die Vertheidigung Carthagena's — und doch ist Carthagena der einzige Kriegshafen den Spanien am Mittelländischen Meere besitzt.

Ostwärts von dem Palaste des Gouverneurs dehnt sich ein weiter Rasenplatz aus, der im Mittelpunkt der Stadt vollkommen unbebaut geblieben ist. Es ist ein ehemaliger Begräbnißplatz, der Kirchhof der Cathedrale. Den Hintergrund bildet der höchste Theil des Felsens, auf dessen erstem Absatz die Cathedrale liegt, gekrönt von dem Castillo de la Concepcion, einer imposanten Ruine. Da stand vor Jahrtausenden die Burg der Carthager — aber in den jetzigen Trümmern ist keine Spur übrig von ihrem Bau, oder selbst von römischem oder arabischem Gemäuer. Was da jetzt langsam verwittert, ist ein Werk des christlichen Mittelalters, zu dessen Zerstörung Menschenhände mehr noch gethan haben, als die Zeit. Wie man mir sagt, ist die alte Burg vielfach als Steinbruch benutzt worden. — Am Fuß des Felsens liegt das einzige monumentale und sorgfältig erhaltene Gebäude der Stadt — und das ist — der Circus zu Stiergefechten.

Der Handel von Carthagena ist sehr bedeutend; die Ergebnisse des reichen Bergbaus in der nahen Sierra am Meeresufer, veranlassen einen sehr bedeutenden Umsatz. Dieser Handel wird aber in einer sehr eigenthümlichen Weise betrieben, von der es wohl schwerlich ein zweites Beispiel giebt. Die Bergwerke liefern Blei und Zink. Das Blei enthält regelmäßiger Weise eine verhältnißmäßig geringe Quantität Silber; man giebt sich hier zu Lande nicht die Mühe, das kostbarere Metall auszuscheiden. Das Blei wird, wie es ist, meist nach Marseille verkauft, und die dortigen Käufer verpflichten sich con-

traktlich, je nachdem sich bei dem Scheidungsprozesse mehr oder weniger Silber in der Masse vorfindet, entsprechende Summen nachzuzahlen.

Anders und noch eigenthümlicher wird es mit dem Zink, oder vielmehr mit dem Zinkerz, dem Galmey, gehalten. Es wird hier nur geröstet (calcinirt) und in diesem Zustande an die montanistische Gesellschaft la vieille montagne verkauft, und ihr nach Antwerpen zugeführt. — Daß Spanien das in dem Erz enthaltene Metall mindestens um die Transportkosten, welche die Mitverschiffung der Schlacken verursacht, zu billig verkaufen muß, ist einleuchtend genug, aber es stört hier niemanden in seiner Seelenruhe. So etwas ist wohl nur in Spanien möglich.

Was die augenblickliche politische Lage betrifft und die Stimmung, die sie in Carthagena hervorrief, gab es Punkte, über die man sich in den Kreisen der hiesigen Notablen nicht ganz ohne Rückhalt aussprach, doch was man mir sagte, genügte ein hinreichendes Licht über die Lage zu verbreiten. Sehr bestimmt wurde ausgesprochen, daß Carthagena in allen Beziehungen des öffentlichen Lebens einen graden Gegensatz zu dem nahen Murcia bilde. Während dort unter dem gebietenden Einfluß des Bischofs und des Domkapitels eine klerikale, bigotte und karlistische Gesinnung unbedingt herrscht, ist die See- und Handelsstadt Carthagena eben so entschieden freigeisternd und republikanisch. — Unmittelbar nach der September-Revolution hatte sich die Flotte, namentlich das Offiziercorps derselben, unter Admiral Topete's Leitung einstimmig für Montpensier ausgesprochen. Dem Kaufmannsstande aber, der hier den Ausschlag giebt, war das nicht genehm. Beseelt von dem Geist, der gern verneint, gefielen sich die reichen Kaufherrn in einer Opposition, die, wie das so häufig der Fall ist, kein recht bestimmtes Ziel im Auge hatte, sahen es gerne, daß sich in den unteren Schichten der Gesellschaft etwas Widerstrebendes

regte, und hielten es für angemessen, die Republikaner nicht nur gewähren zu lassen, sondern auch zu fördern. Bald jedoch wurden sie die Schattenseite des heutigen Republikanismus gewahr; durch die brutale Selbstsucht, die in der Menge waltet, erschreckt, sprechen sie nun mit Abneigung und mit einer gesuchten Geringschätzung, hinter der sie ein Gefühl von Furcht vor sich selbst verbergen möchten, von den Republikanern.

Wenn unsere Republikaner nur rechte Republikaner wären! sagte der eine und der andere der Herren zu mir, aber das sind sie nicht; sie sind schlechtes Volk — Sozialisten!" Das hieß mit andern Worten: wenn sich nicht die socialistische Begehrlichkeit der besitzlosen Menge drohend regte, wären die reichen Kaufherrn auch dabei, als eifrige Republikaner, so aber wissen sie in der That gar nicht mehr, welcher Art Zukunft sie für Spanien verlangen sollen.

Zu der derzeitigen Regierung des Landes hatten die Herren durchaus kein Vertrauen. Carthagena bedarf dringend einer Disconto-Bank und hat öfter die Gründung einer solchen in Anregung gebracht. Jetzt wollte die Regierung dem Verlangen dadurch entsprechen, daß sie ein Filiale der Madrider Bank hierher versetzt. Davon aber wollte man hier nichts hören; das, meinte man, sei nur Vorwand eine größere Menge Papiergeld in Umlauf zu setzen, mit dem die Regierung sich selbst weiter helfen wolle.

Daß das Volk auch hier gern zerstört, bezeugten die wüsten Trümmer des ehemaligen Klosters de la Merced in der Nähe meines Gasthofs. Sobald als hier die Kunde von der September-Revolution eintraf, hatten sich die Republikaner desselben bemächtigt und zerstörten es, hier wie überall — um die Rückkehr der verhaßten Mönche unmöglich zu machen. Seitdem, seit länger als einem Jahr, lagen nun die Schutthaufen unaufgeräumt da.

Das Arsenal von Carthagena, in das mir in zuvorkommender Weise Zutritt gestattet wurde, war bis zu Anfang der sechsziger Jahre vernachlässigt wie alles in Spanien; erst die Dienste, die es in dem letzten Kriege mit Marokko dennoch leistete, haben die Aufmerksamkeit der Regierung wieder auf diesen Waffenplatz gelenkt.

Die Anlage im Ganzen ist eine sehr großartige. Mit allem, was dazu gehört, nimmt das Arsenal reichlich ein Dritttheil der Gesammtfläche ein, welche die Ringmauern der Stadt umfassen. Am Eingange liegt das „Presidio," d. h. ein Gebäude, das den zu den Galeeren verurtheilten Verbrechern zum Gefängniß dient, genügend wohl verwahrt, aber allem Anschein nach menschlicher eingerichtet, als die „bagnes" in den Seeplätzen Frankreichs.

Im Innern des Arsenals gruppirt sich Alles, was dazu gehört, um ein großes rechteckiges Bassin, eine sichere Ankerstätte für Kriegsschiffe; daran schließt sich ostwärts ein kleineres für Kanonenboote und dergl. An der schmalen Seite im Hintergrunde zieht sich die Reihe der trockenen und nassen Docks entlang, an den Quais zu beiden Seiten und rückwärts hinter den Docks liegen die nöthigen Baulichkeiten.

Aber! verarmt wie Spanien ist, hat es nicht die Mittel hier eine rege Thätigkeit zu entfalten. Es geht sehr still zu in dem weiten Raum; die Zahl der beschäftigten Arbeiter ist sehr gering; auf dem Stapel stand nur das Gerippe einer einzigen Corvette, in dem großen Bassin ankerten außer einem alten, abgetakelten und sehr baufälligen Linienschiff, nur zwei Panzerfregatten und eine Corvette. Die eine der beiden Fregatten, die ich besuchte, Arapiles genannt, in England sehr sorgfältig gebaut, war allerdings untadelig ausgerüstet und bewaffnet.

Dagegen war jenes alte Linienschiff merkwürdig als Beleg für die Art und Weise, in der unter der Königin Isabella

alle Zweige der Regierung verwaltet wurden. Es ist 1852 zu Cadix gebaut, auf 84 Kanonen gebohrt und Isabella segunda getauft. Die ganz unverhältnißmäßig hohen Kosten, die angeblich darauf verwendet wurden, flossen in Nebencanäle; das Schiff wurde in frevelhafter Weise aus halbverfaultem Holz zusammen gezimmert und als es fertig war, machte der Capitain, der es nach Carthagena überführen sollte, sein Testament, ehe er in See ging. Doch die günstige Jahreszeit erwies sich diesmal ganz besonders günstig, das Schiff kam glücklich hier an, und seitdem liegt es ruhig im Bassin des Arsenals. Zwar sollte es einmal eine Uebungsfahrt machen, da der Scandal, daß ein so kostbares, ganz neues Schiff vollkommen unbrauchbar sei, denn doch all zu groß schien. Allein der Capitain, dem das Commando übertragen wurde, weigerte sich, damit in See zu gehen. Er selbst, erklärte er, sei allerdings verpflichtet, sein Leben unter allen Bedingungen einzusetzen, aber er halte sich weder für verpflichtet noch für berechtigt, eine Besatzung von siebenhundert Mann wissentlich in den sichern Untergang zu führen.

Als dem ungeachtet der Befehl in See zu gehen, wiederholt wurde, verlangte der Capitain vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Wenn eine von diesem ernannte Commission Sachverständiger das Schiff seetüchtig finde, wolle er sich ohne Widerrede der Strafe unterwerfen, die dann über ihn verhängt werden müsse.

Der commandirende Admiral des Departements fand es nicht angemessen, ein Kriegsgericht zu berufen; er ließ die Sache fallen; das Schiff modert nun ungestört weiter in dem ruhigen Bassin, und wird wohl demnächst sanft in demselben versinken.

Die Vorräthe in den Magazinen sind sehr gering, aber von guter Beschaffenheit; auch herrscht hier überall Ordnung und Sauberkeit — aber es macht doch einen betrübenden Eindruck, daß eigentlich die Sache selbst fehlt, der alle diese An-

stalten dienen sollten, nämlich die Flotte. — Das Wenige, was es davon giebt, ist indessen dennoch das weit aus beste, was Spanien heute noch besitzt. Es herrscht hier Ordnung, Methode, Disciplin, das Streben die wenigen vorhandenen Mittel auf das Beste zu verwerthen, immerhin ein erfreulicher Anblick inmitten des übrigen allgemeinen Verfalls.

Von dem Hauptwall der Festungswerke, die das Arsenal umgeben, erblickt man einen breiten Canal, der zwischen diesen Festungswerken und dem steil ansteigenden Gebirge in den Meerbusen mündet. Es ist ein Entwässerungs-Canal. Im Campo gab es ehemals einen See, der eigentlich nichts war als eine flache Bodenvertiefung, in der sich der Niederschlag sammelte, und das stockende Wasser verbreitete Fieberluft in der Gegend so lange es nicht durch diesen Canal in den Meerbusen abfließen konnte. Dieser Canal ist ein Werk der Regierung Carls III., der einzigen, die seit dem sechszehnten Jahrhundert Spanien zu fördern, zu neuem Leben zu erwecken gesucht hat, wenn auch mit ungenügenden Kräften; einer Zeit, in der Ein und Anderes im Geist nüchterner „Aufklärung" versucht und verfehlt, aber doch auch einiges lobenswerthe gethan worden ist.

Der „Parque d'Artilleria", den ich ebenfalls eingehend besichtigte, machte einen ähnlichen Eindruck wie das Arsenal — nur daß er im Ganzen ein noch weniger befriedigender war. Auch hier herrschte Ordnung und Sauberkeit und das löbliche Bestreben, mit dürftigen Mitteln das Mögliche zu leisten — aber eben die Dürftigkeit der Mittel, die gegenwärtige Armuth Spaniens und die Spuren langer Vernachlässigung traten hier noch weit sichtbarer hervor als im Arsenal.

Ein solcher „Parque" — deren es nur drei in Spanien giebt — ist in dem Haushalt der spanischen Armeeverwaltung, eine sehr wichtige Anstalt: ein Zeughaus, verbunden mit Artillerie-Werkstätten. Aber wie dürftig waren die Vorräthe! —

wie gering die Thätigkeit, die in diesen Räumen herrschte! — wie baufällig zum großen Theil die Gebäude! — In dem Erdgeschoß des Zeughauses werden sehr gut lafettirte Krupp'sche Stahlgeschütze als Reserve für die activ verwendete Artillerie bewahrt — aber es sind ihrer nur zwölf Stück. In der geräumigen Schlosserwerkstatt sollten die Gewehre, mit denen die spanische Infanterie früher bewaffnet war zu Hinterladern nach dem System Berdan umgearbeitet werden — aber diese Arbeit wird wohl eine sehr lange Zeit in Anspruch nehmen, denn in der nahen Schmiede, die auf vierzehn Feuer eingerichtet ist, waren deren nur zwei angezündet und in Thätigkeit — und wie will man den Bedarf der Artillerie einer ganzen Armee an zwei Schmiedefeuern bewältigen — oder an sechsen, wenn es in den beiden anderen Artillerie-Parks ebenso aussieht wie hier?

Alle Mängel hier verbergen oder beschönigen zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen gewesen. Der Artillerie-Offizier, der mich mit größter Gefälligkeit durch alle Räume führte, wählte den klügeren Ausweg, selbst auf Alles aufmerksam zu machen, was in diesem Sinn auffallen konnte. Er wies geflissentlich auf dies und jenes, das anders und besser sein müßte; aber: „faltan dineros!“ (es fehlt an Geld) war seine entschuldigende Erklärung für Alles. Er wies auf Risse in den Mauern und Gewölben und äußerte, dieser Theil des Gebäudes müßte eigentlich umgebaut werden, aber: „faltan dineros!“ — Faltan dineros war der Refrain der immer wiederkehrte. — Auch die Festungswerke von Carthagena an der Landseite, wurden ohne Rückhalt als sehr ungenügend bezeichnet.

Die Bergwerke, auf denen vor mehr als zwei Jahrtausenden der Reichthum und die Macht Carthago's zum Theil beruhte, denen namentlich der größte Feldherr des Alterthums,

der Carthager Hannibal, die Mittel entnahm, sein selbstgeschaffenes Heer zu bilden; diese Bergwerke, die vor mehr als zweitausend Jahren der Gegenstand langer Kämpfe für die beiden gebietenden Weltmächte jener Tage waren, sind auch heute noch von Bedeutung: jene Weltmächte selbst aber und sogar die Nationalitäten, die von ihnen vertreten wurden, sind untergegangen, verschwunden; es sind andere, jüngere Völker, die jetzt dieselben Bergwerke bauen.

Meine Zeit reichte nicht hin die Gruben selbst zu besuchen; wohl aber konnte ich in Gesellschaft eines Hüttenbesitzers einen Ausflug nach dem schmucklosen Arbeiterstädtchen Herrerias machen, das, unmittelbar am Fuß der Sierra gelegen, dem Betrieb der Bergwerke sein Dasein verdankt, der Verarbeitung der Erze dient, wie sein Name besagt, und den Arbeitern Wohnstätten gewährt.

Zunächst am Fuß der Felsenkette, erheben sich unter einem langen, leichten, von hölzernen Stützen getragenen Dach, Hochöfen in großer Zahl an einander gereiht. Die Erzgruben liegen, zum Theil hoch, in der Gebirgsmasse die das Vorgebirge Palos bildet; nur Saumpfade führen dorthin. Eine Betriebsweise des Geschäfts, wie sie hier eingeführt ist, dürfte wohl auch schwerlich anderwärts als in Spanien vorkommen. Die Eigenthümer der Erzgruben und die der Hochöfen sind thatsächlich identisch, im Geschäftsbetrieb aber werden sie gleichsam als verschiedene Persönlichkeiten aufgefaßt. Die Eigenthümer der Oefen vermiethen diese an Unternehmer; den Unternehmern verkaufen sie als Eigenthümer der Gruben das rohe Erz, um ihnen schließlich wieder das gewonnene Metall abzukaufen. Bedenkt man dann noch in welcher eigenthümlichen Weise und unter welchen Bedingungen das Metall weiter nach Marseille verkauft wird, so muß man die ganze Art des Betriebs wohl ein Gewebe von Seltsamkeiten nennen.

Die Unternehmer, Pächter der Hochöfen, sind Leute aus dem Arbeiterstande, die meist, ja vielleicht ohne Ausnahme, weder lesen noch schreiben können, aber, wie man mir sagte, auf ihre Art sehr gut zu rechnen wissen und ihr Gewerbe und ihren Vortheil sehr gut verstehen. Namentlich haben sie in Beziehung auf den Metallgehalt des Erzes ein sehr geübtes Auge. In der That wußte der Unternehmer, dem mein Begleiter seine Oefen verpachtet hatte, gleich auf den ersten Blick zu sagen, das eben herbeigebrachte Erz enthalte 34 Prozent Metall.

Das Erz wird auf Eseln aus den Bergen herabgebracht, in elastischen, aus biegsamen Zweigen oder aus Binsen geflochtenen Körben ohne Gerippe, die man fast Säcke nennen könnte, und deren jedes Thier zwei, einen an jeder Seite, trägt.

Eben kam ein langer Zug dieser Thiere beladen von den Gruben herab; ein anderer ging leer wieder dorthin ab. In jedem der Züge — deren jeder stets unverändert beisammen bleibt — ist eins der Thiere ein für allemal der Leitesel, der stets aus eigenem Antrieb die Spitze nimmt, und dem alle andern willig folgen. Dieser Leitesel wird aber nicht etwa durch Abrichtung für seinen Beruf ausgebildet: er wirft sich selbst dazu auf, wie plötzlich zum Bewußtsein seiner Bestimmung erwacht, und seine Autorität wird dann von der ganzen Heerde unbedingt anerkannt. Keine Gewalt könnte einen anderen Esel dahin bringen, seine Stelle einzunehmen. Sämmtliche Thiere wissen übrigens merkwürdig genau, was sie zu thun haben, wo ihnen ihre Last aufgebürdet werden soll, und wo sie anzuhalten haben, damit sie ihnen abgenommen werde. Die Treiber, sehr wenige an der Zahl, haben eigentlich nichts zu thun, als das Zeichen zum Aufbruch zu geben.

Man sagte mir, daß diese Gruben und Hütten monatlich vierzig tausend spanische Centner (zu 46 Kilogramm) Metall lieferten. Es waren Sachverständige, bei dem Betrieb betheiligte,

die mir solche Auskunft über den Ertrag gaben; — mir schien er etwas zu hoch angeschlagen.

Das Städtchen Herrerias ist natürlich modern und schlecht gebaut, und so rußig und von Kohlenstaub geschwärzt wie auch anderwärts derartige Hüttenorte, in denen eben nur für die bescheidensten Lebensbedürfnisse gesorgt zu sein pflegt. Um so mehr überaschte es mich, hier ein Theater zu finden, und ein paar Gartenhäuser, mitten in Ruß und Rauch.

Als ich nach mehreren Tagen von Carthagena aufbrach, konnte endlich auch mein Gefährte im Hotel, der französische Militär-Arzt seine Dampfbootfahrt nach Oran antreten; er hatte sich die ganze Zeit über gedulden müssen. Zu seinem Trost hatte er Gelegenheit gefunden, seine Zeit zu verwerthen; er hatte die Hospitäler besucht und war um Rath befragt und zu Consultationen berufen worden. Was er von dem Zustand der Hospitäler und der Unwissenheit der spanischen Aerzte berichtete, stimmte nur zu sehr zu meinen eigenen Beobachtungen.

Murcia.

Murcia liegt so versteckt im Grün, daß man die Stadt selbst aus geringer Entfernung gar nicht gewahr wird. Eine mächtige Platanen-Allee führt zwischen blühenden, baumreichen Gärten vom Bahnhof zur Stadt, zunächst auf einen Doppelquai zu beiden Seiten des Seguro, der besonders an der inneren Stadt-

seite von stattlichen Gebäuden eingefaßt ist und einen günstigen, großstädtischen Eindruck macht. Mit Ausnahme einiger weniger Adelspaläste ist die Bauart durchaus modern. Leider gab es keinen Plan von Murcia und ich wußte mich der Führung eines Laufburschen aus dem, für den geringen Fremdenverkehr recht guten Hotel, der fonda francese anvertrauen, der besser über die sonstigen Verhältnisse als über die Baulichkeiten der Stadt Auskunft zu geben wußte.

Murcia bildet in seinem Aussehen einen entschiedenen Gegensatz zu Carthagena. Dort ist Alles auf ein bestimmtes gewerbliches Bedürfniß eingerichtet; in den großen Häusern hier wohnen lauter Leute, die nichts zu thun haben, Domherrn und dergleichen. Infolge dessen ist Murcia die geräuschloseste Stadt, die ich kenne. Ein gewerbliches Treiben giebt es nicht; die Domherren lassen sich in Sänften umhertragen, die Landleute aus der Huerta bringen ihre Produkte auf Eselchen zu Markt; die Promenaden, deren es mehrere giebt, sind nur für Fußgänger eingerichtet und der einzige Wagen, den ich während meiner Anwesenheit gesehen habe, war der Omnibus, der den Verkehr mit dem Bahnhof vermittelt. Jede Fahrt dieses Fuhrwerks machte in der sonst lautlosen Stille den Eindruck eines fürchterlichen Getöses.

Und doch zeigt sich in den Benennungen der Straßen, daß gerade dieses Murcia, das weder Denkmale arabischer Herrlichkeit aufzuweisen hat, noch bedeutende Erinnerungen christlicher Vergangenheit, vorzugsweise gewerblicher Thätigkeit gewidmet war, als es eine solche gab in Spanien. Die Straßen sind nach Gewerben benannt: de la plateria (der Goldschmiede), de la jaboneria (der Seifensiedereien) u. s. w. — und in Verbindung mit der Stille, die da gegenwärtig herrscht, gemahnen auch diese Namen an den Verfall Spaniens.

Die Cathedrale ist das seltsame Ergebniß einer langsam,

durch Jahrhunderte fortgesetzten Bauthätigkeit. Wie das bis auf unsere Tage herab herkömmlich war, hat keine der Zeiten, die nacheinander daran gearbeitet haben, sich verpflichtet geglaubt, den Bau im Sinn der ursprünglichen Anlage fortzuführen; vielmehr ist eine jede darauf bedacht gewesen, verbessernd einzugreifen und dem Ganzen den Stempel des ihr eigenthümlichen Stils auf zu prägen, den sie für den allein berechtigten hielt. — Die ursprüngliche Anlage der in bestimmter Kreuzesform gestalteten Kirche, ist spät gothischer Bauart aus dem fünfzehnten Jahrhundert; das aber wird schwerlich jemand aus dem Aeußern derselben errathen, denn der innere Kern des Baus, der allein aus jener Zeit herrührt, ist — mit Ausnahme eines Theils der Südseite — vollständig durch ein neueres architektonisches Gewand verhüllt, das den verschiedensten Zeiten angehört, von der phantastischen spanischen Renaissance ausgeht und mit dem verwegensten überladenen Roccoco der französischen Schule des achtzehnten Jahrhunderts abschließt.

Diesem Letzteren gehört namentlich die Hauptfaçade an, die, ganz unabhängig von der Construction, wie ein hoher Schild vor die Westfront der Kirche gestellt ist und sie weit überragt. In zwei Stockwerken, unten corinthisch, oben jener gemischten Ordnung, die das achtzehnte Jahrhundert gleich zu Anfang ersonnen hatte, mit drei Portalen, vielen Säulen, sinnlos gebrochenen Giebeln, Festons, ovalen Voluten-Schnörkeln und manierirten Statuen überreich verziert, geht sie in einen seltsam geschweiften, von einem flachen Bogen geschlossenen Giebel aus, der kein Dach hinter sich hat. So legt diese Architektur Zeugniß dafür ab, bis zu welchen widersinnigen Wunderlichkeiten sich der Geist ganzer Culturperioden verirren kann.

Die Kirche hat auf dem Kreuzpunkt keine Kuppel; dagegen erhebt sich eine solche am Ende des Langschiffs unmittelbar an der Rückseite des Stirngiebels. Da ragt sie aus dem weit

niedrigeren Kirchendach empor und hängt an dem Giebel wie der Tornister an dem Rücken eines Soldaten.

Das Langschiff ist durch angefügte Bauten, Kapellen, Wohngebäude für das dienende Personal der Kirche u. dergl. ganz versteckt. Dies Wirrsal von unregelmäßigen Anbauten ist an der Nordseite durch eine Mauer maskirt, die in grader Linie von der Stirnseite der Kirche bis zu dem weit vortretenden Querschiff geht und sich dem Nordportal anschließt.

Dieses Nordportal, im Stil der Renaissance ausgeführt, ist um zwei Jahrhunderte älter als die Stirnseite, und gleich ihr wie ein Schild vor den Nordflügel gestellt, den es an Höhe überragt. Unmittelbar schließt sich, — gegen den Chor zu — der Glockenthurm daran, der zwar gleichzeitig mit dem Portal im Renaissancestil begonnen, dann aber in klassisch sein wollender Weise Palladios weiter geführt, und schließlich im maßlosesten Roccoco vollendet worden ist; einem Stil, dessen Widersinnigkeit grade an kirchlichen Bauten am unerträglichsten wirkt, während er z. B. im Innern fürstlicher Gemächer wenigstens angemessener erscheint als z. B. die geschmacklose Nüchternheit, die zur Zeit Napoleons I. für klassisch gehalten wurde.

Der 146 Meter hohe Thurm ist ganz ans Quadern erbaut. Wie in der Giralda, führt nicht eine Treppe, sondern eine sanft ansteigende Bahn hinan bis zu der großen Plattform am Fuß des Glockenhauses. Erst von dort aus steigt dann eine Wendeltreppe zu dem Raum hinauf, in dem die Glocken schweben.

Ich stieg zu der Plattform hinauf. Die Aussicht nach allen vier Seiten dieses luftigen Raumes ist sehr schön; zunächst auf die Stadt hinab; weiter auf die Huerta, im Norden und Süden von Gebirgsketten begrenzt, während nach Osten und Westen der Blick, über die Huerta hinaus, weit hinauf und hinab in dem gemeinschaftlichen Thal der beiden gleichlautenden

Flüsse Seguro und Sangunero, über weniger begünstigte Landstriche dahin streift.

Die Huerta umfaßt kaum eine Quadratmeile, aber welch' ein Reichthum der Vegetation auf diesem engen Raum! — Sie sieht sich von oben herab wie ein Wald an, unter dessen dichtem Laube sammt der Bodenkultur auch die zahlreichen Hütten der Bevölkerung durchaus verschwinden selbst; in diesem Augenblick, in dem die tausende von Maulbeerbäumen bereits ihrer Blätter beraubt waren.

Mitten aus dem üppigen Grün, steigt ungefähr eine halbe Meile von der Stadt ein eigenthümlicher Felskegel fast senkrecht empor, von den Trümmern einer mächtigen Burgruine gekrönt. Das ist der Monte Agudo, der sich ganz vereinzelt aus der Thalsohle zu erheben scheint, da der niedrige Höhenzug, der ihn mit dem nördlichen Gebirge verbindet, von dem Thurm aus nicht sichtbar ist.

Seidenzucht ist, seitdem sie überhaupt in Europa heimisch geworden, zu allen Zeiten ein wichtiger Zweig der Betriebsamkeit Murcias gewesen, und die zahllosen Maulbeerbäume der Huerta beweisen, daß sie es noch heute ist, wie zur Zeit, wo Cervantes der Stadt als Mittelpunkt dieser Cultur gedenken konnte. Vom Thurm aus gewahrte ich am Saum der Stadt, nahe der Plaza de Toros eine weitläuftige Gebäudegruppe und erfuhr, daß sie eine neue großartig angelegte Seidenfabrik sei. Das überraschte mich, denn in der stillen Stadt zeigt sich nichts von dem Leben, das eine großartige Fabrik mit sich zu bringen pflegt; Murcia hat die Seide der Huerta stets als Rohprodukt verkauft, und jetzt vollends fehlt es den Spaniern an Unternehmungsgeist und Kapital zu solchen Anlagen. Es ergab sich denn auch, daß diese Fabrik von Franzosen gegründet ist, und der Gewinn der Finanzmacht eines anderen Landes zu statten kommen muß. Sind dergleichen Anlagen

auch nicht ohne auswärtiges Kapital möglich zu machen, so brauchten sie doch bei eigenem Unternehmungsgeist der Spanier nicht fremdes Eigenthum zu sein und zu bleiben. Aber mit einem gewissen apathischen Leichtsinn überlassen es die Spanier Fremden, den natürlichen Reichthum ihrer Heimath für sich auszubeuten. An der Seidenfabrik nehmen sie keinen Antheil. Die Plaza de Toros dicht daneben ist der Mittelpunkt ihrer Interessen.

Mein Führer, der in Bezug auf alte Kunstdenkmale alle meine Fragen mit einem aufrichtigen: „Ich weiß nicht!" beantwortete, wußte dagegen über die Zustände in der Stadt sehr gut Auskunft zu geben. Er klagte, daß es um die Sicherheit des Eigenthums und der Personen schlecht bestellt sei, und in der That scheint Murcia von Seiten der Regierung mehr noch vernachlässigt als andere Provinzen. Die Stadt hat keine Garnison; die Polizei und Gensdarmerie ist wenig zahlreich; im nahen Gebirge geht niemand unbewaffnet über Land, und da die Ringmauern längst geschleift sind, kann das Gesindel, das im Gebirge sein Wesen treibt, sich leicht auch in die Straßen der Stadt schleichen. Die Bettelei ist denn auch hier schlimmer als irgendwo in Spanien, und es schien mir durchaus glaublich, daß die Leute, die bei Tage betteln, wie man versichert, im Abenddunkel einsame Wanderer anfallen und berauben. Diebstahl und Einbruch sollen sehr häufig vorkommen.

Ueber die in Murcia herrschende Gesinnung wurde ich hier übrigens doch etwas anders belehrt als zu Carthagena. Die karlistische Partei hat hier allerdings großen Anhang; die gesammte Geistlichkeit und alle Wohlhabenden gehören ihr an; in den unteren Ständen aber regt sich im Gegentheil ein Republikanismus der bösesten Art.

Im Innern der Cathedrale zeigt sich, daß das Langschiff zu der Zeit, aus der die Giebelwand herrührt, um den Raum, den

die unglückliche Kuppel von oben erhellt, verlängert worden ist. — Die ganze frühere Ausdehnung wird jetzt von der schwerfälligen, kastenartigen Silleria eingenommen, die jede Uebersicht des Ganzen versperrt.

Die Tribüne ist auch hier als Capilla Mayor eingerichtet; eigenthümlich ist der Altar; über demselben erhebt sich statt des Altarbildes, ein aus Holz gezimmerter Schild, der die ganze Breite der Kapelle einnimmt und bis an das Gewölbe hinaufreicht. Dieser Schild ist durch vergoldete Leisten in verschiedene Felder getheilt, die durch nach dem Leben bemalte Holzskulpturen, Gestalten von Königen und Heiligen in flachem Relief, ausgefüllt sind. Es ist die Nachbildung eines durch Feuer zerstörten älteren Werks, das die Einwohner von Murcia auf ihre Kosten wiederherstellen ließen; ein Beweis, daß es sehr hoch geachtet war. Warum eigentlich? — wußte mir niemand zu sagen, und ebenso wenig, wodurch es möglich gemacht war, ein Bildwerk aus dem fünfzehnten Jahrhundert im achtzehnten so treu in Stil und Haltung wieder hervorzubringen; ob sich etwa ältere Abzeichnungen davon vorfanden. —

Ein Sarkophag an der linken Seite der Tribüne birgt die Reste Alfonso's „des Weisen" wie man den königlichen Astronomen nennt, den deutsche Fürsten zu ihrem Kaiser wählten, weil sie ihn entfernt und ohnmächtig wußten. Ich hatte nicht erwartet, hier an eine der traurigsten Perioden deutscher Geschichte erinnert zu werden.

Erregt nun so manches in und an der Kirche ein entschiedenes Mißbehagen, so wird man zuletzt durch den Anblick eines wirklich reizenden Werkes der Baukunst erfreut; das ist die dem Scheitelpunkt des Chors angefügte Capilla del Marquès, die zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts von einem Don Juan Chacon gegründet und 1507 von seinem Sohn, dem Marquès de los Velez beendigt worden ist. In dieser Kapelle zeigt sich

das phantastische Element der spanischen Renaissance in schönster, ansprechendster Blüthe. Schon die Grundform des Baus ist wohl ohne Vorbild. Der Grundriß bildet ein eigenthümliches symetrisches aber nicht mathematisch regelmäßiges Achteck; doch ist es unmöglich, ohne Zeichnung einen Begriff dieser Construktion zu geben. Vor allem eigenthümlich ist auch das Gewölbe, das sich über der Kapelle zusammenschließt. Von acht Gewölbkappen in den eingehenden Winkeln zu einem gemeinsamen Scheitelpunkt aufsteigend, bildet es einen konkaven achtspitzigen Stern über dem Ganzen. Wie Strahlen ziehen sich die Gewölbgurten zu den Gewölbkappen hinab; eine Spielerei muß es freilich genannt werden, daß der scheinbare Schlußstein, an dem sich diese Strahlen zusammenfügen, ganz von dem Gewölbe abgelöst, nur von den Gurten gehalten, die sich in der Nähe des Scheitelpunkts ebenfalls von dem Gewölbe loslösen, frei unter dessen wirklichem Schlußstein schwebt. Die Gurten erscheinen so nicht als das nothwendige Gerippe des Gewölbes, sondern als ein ganz willkürlicher Schmuck.

Auch das Aeußere der Capelle, mit dem flachen Terrassendach, den als Säulenbündeln gegliederten Strebepfeilern, und den auf zwei fensterlosen Wandflächen nach colossalem Maßstab in Relief gearbeiteten Wappen der Gründer, ist in hohem Grade der Beachtung werth. — Auf einen Schmuck, der wohl ohne Beispiel dasteht, macht die örtliche Überlieferung ganz besonders aufmerksam. Es ist eine Kette von Stein, die scheinbar an großen Steinringen aufgehängt, unmittelbar unter einem Gesimse, das den höheren Theil des Baus von dem unteren scheidet, um das Ganze läuft.

Die örtliche Sage berichtet nun, diese Kette sei mit wunderbarer Kunst aus einem einzigen Stein in solcher Weise herausgearbeitet worden, daß die einzelnen Ringe von einander gelöst, in einander greifend blieben; dann habe man sie hier

aufgehängt. — Aber, wer auch sonst geneigt wäre, an eine solche Wunderarbeit zu glauben, müßte doch auf den ersten Blick gewahr werden, daß sie hier nicht vorliegt. — Die Kette ist, gleich den Wappen, nachdem die Wand aufgeführt war, an Ort und Stelle aus derselben herausgemeißelt worden, so daß die Rückseite jedes Kettenrings mit der Wand verbunden blieb. — Kann man doch selbst die Mauerfugen durch die Kette verfolgen. —

Eine Kapelle des jetzt aufgehobenen Klosters S. Augustin bewahrt sehr merkwürdige Holzskulpturen von Sancillo, einem im sechszehnten Jahrhundert hier geborenen und einheimischen Künstler, dessen Werke selbst im übrigen Spanien wenig bekannt sind, der aber hier in um so höherem Ansehen steht, als einer der größten Künstler aller Zeiten und Murcias besonderer Ruhm.

Die Kapelle — eine Rotunde — ist augenscheinlich eigens gebaut, um den Skulpturen, die da in tiefen Nischen effektvoll und malerisch aufgestellt sind, als Aufbewahrungsort zu dienen. Diese in der That sehr werthvollen Bildwerke verdienten aber wirklich wohl in weiteren Kreisen bekannt und anerkannt zu sein.

Die Holzskulptur hat in Spanien in einer Zeit, in der eine realistische Tendenz auch in der Skulptur zur Geltung zu kommen suchte, vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts bis zum Ende des siebzehnten, eine sehr bedeutsame Entwickelung erfahren. Natürlich genug; die Bedürfnisse des katholischen Kultus erforderten vielfach, und namentlich bei feierlichen Prozessionen, die Entfaltung eines phantastischen Schaugepränges, und mehr selbst als in Italien mag die Geistlichkeit hier in Spanien darin ein Mittel sehen, auf die Menge zu wirken.

Außer den silbernen Custodien, den Kreuzen, Fahnen und juwelengeschmückten Monstranzen, werden demgemäß hier zu Lande auch Statuen von Heiligen, oft zu umfangreichen

Gruppen vereint in den Prozessionen durch die Straßen getragen, und diese Bildwerke mußten von Holz sein, damit sie trotz der Größe, die der Zweck forderte, tragbar wären. Das nackte Holz ist aber unscheinbar, und giebt solchen Gebilden etwas lebloses. Es trat also die Nothwendigkeit ein, die Gestalten als Stein, als Metall, oder wie hier nach dem Leben zu bemalen, und diese letztere Behandlungsweise lag jener Zeit vor allem nahe. Auch wirkt sie wohl am Günstigsten. Jedenfalls haben solche nach dem Leben bemalte Holzgestalten nie das Gespenstische, das Wachsfiguren unerträglich macht. Der Kunstwerth solcher Arbeiten, deren auch Deutschland viele aus derselben Zeit besitzt, ist natürlich ein sehr verschiedener; die Werke des Sancillo möchten aber wohl das Höchste und Beste sein, was dieser Zweig der Kunst, nicht nur in Spanien, sondern überhaupt hervorgebracht hat. Sie zeugen von einem großen Talent und ernstem Studium. Ebenfalls bestimmt in der Prozession der heiligen Woche daher getragen zu werden, stellen sie die Leidensgeschichte Christi dar. Schon die Geißelung, die Kreuztragung und selbst Paulus mit dem Schwert, sind viel zu groß, um getragen zu werden, wenn sie Stein oder Metall wären, und in einem noch höheren Grade ist das der Fall in Beziehung auf die beiden größten dieser Kompositionen, nämlich: Christus am Oelberg mit den in verschiedenen Stellungen schlafenden Jüngern und das Abendmahl, der Heiland und die Apostel an einer Tafel sitzend.

Die Köpfe besonders sind voll Leben und Charakter. Die Gestalten des Heilands in der Kreuztragung und die der Jungfrau Maria sind in wirkliche Gewänder gehüllt; die Bekleidung der übrigen Gewandstatuen ist dagegen eins mit den Gestalten, aus dem Holz geschnitzt und bemalt. Nicht ohne Lächeln aber bemerkt man die Naivität, die den von den Schergen mißhandelten Heiland in die kostbarsten Seidenstoffe gekleidet hat;

selbst der Strick um seinem Leib ist zierlich aus Goldfäden gedreht und endet in reiche Quasten. Es würde den Leuten auch jetzt noch wie ein Frevel vorkommen, wollte man Christus minder prunkvoll bekleiden.

Der Einzelfiguren sind drei in dieser Reihe von Bildwerken: der Heiland, die heilige Veronika und die Jungfrau. Diese Letztere, deren jugendlicher Mädchenkopf allerdings sehr schön ist, wird von den hierorts einheimischen Bewunderern unter Allen am höchsten gestellt. Man wird veranlaßt, davor zu verweilen, und der Sacristan unterläßt nicht, auf alle Einzelheiten aufmerksam zu machen: auf den Ausdruck des Schmerzes in den anmuthigen Zügen, auf die getheilten Lippen — und selbst auf eine Thräne in dem aufwärts gewendeten Auge, obgleich diese Thräne auf die Rechnung des Malers, nicht des Bildschnitzers zu setzen ist.

Die Gestalt des Heilands ist nicht von Sancillo, sondern „römische Arbeit“ wie der Spanier mit entschiedener Geringschätzung bemerkte.

Da ich den Palmenwald bei Elche sehen wollte, den einzigen, den es in Europa meines Wissens giebt, konnte ich zur Weiterreise weder die Eisenbahn nach Valencia, noch die Post nach Alicante, die zur Nachtzeit fährt, benutzen. Ich mußte einen eigenen Wagen nehmen, und ihn des Sontags wegen doppelt theuer bezahlen.

Um 11 Uhr 33 Minuten verließ ich Murcia. Auf der Fahrt durch die Huerta konnte ich vielfach im Einzelnen bemerken, wie der wunderbare Reichthum der Vegetation in diesem gesegneten Landstrich auf der Benutzung des Wassers beberuht, und wie unverändert der Anbau noch heute in jeder Beziehung in der alten Weise der Araber betrieben wird. Der

Boden ist von den beiden Flüssen durchsickert, oder quellenreich; viele Höfe haben eigene Schöpfbrunnen, aus denen das Wasser heute wie vor tausend Jahren, vermöge eines sehr plumpen, durch ein Ochsengespann in Bewegung gesetzten Zahnrades emporgehoben wird.

Trotz der Vertreibung der Morisken unter Philipp III. soll gerade hier in dem ehemaligen Königreich Murcia, die Bevölkerung mehr als in irgend einem anderen Theil Spaniens arabischer oder gemischter Abstammung sein. Vielleicht waren Heirathen zwischen den Spaniern, die sich seit dem dreizehnten Jahrhundert durch Einwanderungen aus dem Norden vermehrten und den landsässigen Mauren hier häufiger geworden als in anderen Provinzen. Jedenfalls unterscheiden sich die Landleute dieser Gegend sehr wesentlich von allen andern Spaniern, auch von ihren nächsten Nachbarn, den Andalusiern. Selbst die auffallende Tracht, die vom Gebirge bis nach Carthagena hin herrscht, ist kaum eine europäische zu nennen.

Der Oberkörper ist meist nur durch das weißleinene Hemde bekleidet, manchmal kommt noch eine vorn offene, ärmellose Weste hinzu, außerdem weite, weißleinene, kaum bis an das Kniee reichende sehr weite Beinkleider, die man auf den ersten Blick für etwas wie den Kilt der schottischen Hochländer halten kann, und Strümpfe, die unter dem Kniee beginnen und am Knöchel enden. Die Füße stecken nackt in den Sandalen; um den Leib ist eine meist rothseidene breite Binde — Faja — geschlungen, um den Kopf meist nur ein Tuch, das die Stirn und den Hinterkopf bedeckt, den Scheitel aber der Sonne preis giebt. Im Winter kommt eine Aermeljacke von wärmerem Zeuge hinzu; frieren die Hände, so werden sie in die Faja gesteckt.

Der Weg führt am Monte Agudo, dem spitzen, früher erwähnten Felskegel vorbei und man sieht hier die großartigen

Substruktionen, auf welchen die obere Burg theilweise ruht und die sie mit einem an der Ostseite etwas tiefer gelegenen Schloß verbinden. Die ganze Anlage erscheint so kühn, so kolossal in ihren Maßen, wie es die Profanbauten des Mittelalters selten sind.

Die Huerta hat nach dieser Seite keine scharf abgeschnittene Grenze, nur allmählig werden die Felder weniger gartenartig angebaut, die Besitzungen größer, die Wohnstätten minder zahlreich; so geht die Gegend nach und nach in den allgemeinen Charakter spanischer Landschaften über.

Orihuela ist eine schön gelegene Bergstadt mit einem großen Pristerseminar, das unmittelbar vor dem Ort auf der Höhe liegt, und zwei mächtigen ehemaligen Klöstern am Eingang desselben; im Innern der Stadt gewahrt man nicht ohne Verwunderung, außer dem bischöflichen Palast, noch drei oder vier stattliche Wohnsitze alter Adelsgeschlechter, weit umfangreicher als die Hotels, die der Adel Ludwig XIV. sich im Faubourg St. Germain erbaute. Nur in Italien sind ihres Gleichen zu finden.

Selbst in den minder bedeutenden Provinzialstädten Spaniens wird uns anschaulich, daß es niemals gelungen ist, Madrid in dem Sinne wie Paris, zur Alles entscheidenden Hauptstadt des Landes zu machen. Napoleon I., der nichts von Spanien wußte, und im Besitz von Madrid, Herr des Landes zu sein wähnte, hat dies zu seinem Schaden erfahren. Es ist nie gelungen, den gesammten reichen Adel des Landes an den Hof zu bannen, wie das der Kardinal Richelieu in Frankreich vermochte. Auch ist Spanien eigenthümlich, daß dieser alte Adel seine Hauptwohnsitze nicht auf dem Lande, sondern in den Provinzialstädten hat, und überall zeigt sich stets von neuem, in welchem Uebermaße es die Geistlichkeit verstanden hat, sich der Reichthümer des Landes zu bemächtigen.

Die Gegend wird nach und nach weniger fruchtbar und

ärmer. Von Albaterra an führt die Straße über mehrere Gebirgsriegel, und zum Theil in Hohlwegen und Schluchten, in denen die Aussicht auf das ebene Land verloren geht. Sie berührt noch einige Ortschaften, die nichts Bemerkenswerthes bieten, dann aber bei Crevillente erwartet selbst den Reisenden, dem die vielen Erinnerungen an die maurische Zeit nicht entgangen sind, eine überaus große Ueberraschung.

Er steht plötzlich vor einem Bilde, das nichts europäisches mehr hat, und fühlt sich wie durch Zauber nach Afrika versetzt.

Die Heerstraße hat sich bedeutend über die Thalsohle des Seguro erhoben. Nach einer scharfen Wendung des Weges erblickt man unerwartet die Stadt nahe vor sich, jenseits einer tief eingeschnittenen Schlucht, an deren Abhang riesengroße Cactusstauden wuchern, und einzelne Dattelpalmen aufsteigen. Von der halben Höhe des jenseitigen Abhangs steigt das Städtchen in Terrassen hinan zum Kamm des Thalrandes.

Die niedrigen, blendend weiß getünchten Häuschen haben horizontal gelegte Terrassen zu Dächern, wenige und kleine Fenster und Thüren. Zwischen ihnen steigen schlanke Palmen auf, und die gesammte Häusermasse überragt eine Kuppel, die einer Moschee ebenso gut wie einer Kirche angehören könnte. — Es ist ein Bild aus dem Orient, ohne störende europäische Elemente.

Hier mußten wir die leidlich unterhaltene Heerstraße verlassen, um auf sehr schlechten Landwegen sehr langsam nach Elche zu gelangen. Am Fuß des Gebirges, jenseits eines Flusses gelegen, über den eine hohe Brücke führt, ist Elche wieder ein Städtchen von durchaus orientalischem Charakter, und der Eindruck wird noch erhöht durch den Palmenwald, der sich in der Ebene dem Ort zur Seite anschließt.

Es war inzwischen spät geworden; ich eilte sofort in den Hain. Der aber ist nicht eigentlich ein Wald zu nennen; man

müßte ihn vielmehr als eine wohl gepflegte Palmen-Huerta bezeichnen, und gefällt sich vielleicht die Phantasie weniger in dieser Vorstellung, so ist doch die eigenthümliche, sorgfältig berechnete Art der Bodenkultur um so interessanter.

Wie alles, was in Spanien gedeihen soll, wird auch diese Huerta durch künstliche Bewässerung genährt und frisch erhalten in der Sonnengluth. Sie wird von einem „Pantano", einer Wasserstauung im nahen Gebirge her bewirkt. Dort werden die von den Bergen herabströmenden Frühlingsgewässer aufgefangen und den langen Sommer über haushälterisch verwerthet. Eine fünf Kilometer lange Wasserleitung bringt sie zur Stelle, und vertheilt sie hier in eine Menge gradliniger, nur wenige Zoll tiefer und breiter Kanäle, die einander in rechten Winkeln durchschneiden. An beiden Ufern dieser kleinen Kanäle erheben sich regelmäßig in Reihen gepflanzt, schöne hohe Dattelpalmen, zum Theil Jahrhunderte alt. Der hohe und gesunde Wuchs der Stämme beweist, daß sie hier durchaus einheimisch geworden sind.

Das Innere der kleinen, von den Kanälen begrenzten Felder wird wechselnd mit Gerste und mit Futterkräutern bestellt.

Die Palmen sind sämmtlich Dattelpalmen; andere Arten kommen in Spanien eigentlich nicht vor; Fächerpalmen nur am Felsen von Gibraltar, und auch dort nur in Zwerggestalt. Die Dattelpalmen aber bringen einen ansehnlichen Ertrag, ihre Früchte gelangen hier zur Reife und die männlichen Pflanzen liefern außerdem die Palmzweige, welche die katholische Kirche am Palmsonntag nicht missen will. Die Herstellung dieser Zweige, die nicht frisch wie beim Einzuge des Heilands in Jerusalem, sondern gebleicht verwendet werden, ist eine mühsame, und da man dazu die glatten Stämme hinanklettern muß, nur von geübten Leuten auszuführende Arbeit. Sobald die Blüthezeit der Dattelpalme vorüber und die Befruchtung erfolgt ist, wer-

den die Zweige der Krone an den männlichen Pflanzen mit Ausnahme der untersten, aufrecht gestellt, eng zusamengepreßt und von oben bis unten fest umwickelt, so daß nur ein paar grüne Spitzen aus der Verpackung hervorragen. So bleichen die Zweige nach und nach auf den arg verunstalteten Bäumen. Begreiflicherweise kann diese Operation nicht jedes Jahr an demselben Baum wiederholt werden, da es einige Jahre dauert, ehe sich eine neue Krone bildet. Wird eine Palme überständig, so wird sie gefällt und zu Brettern zersägt, die sehr fest und dauerhaft sein sollen. Alle kleinen Brücken im Walde sind quer über die Canäle gelegte Palmenbretter. Wo eine Palme eingeht, werden deren Wurzeln sofort sorgfältig ausgegraben, und neue Setzlinge gepflanzt.

So fruchtbar aber dieser eigenthümliche Landstrich auch ist, sind die Bewohner doch mit dem gegenwärtigen Zustand nicht ganz zufrieden. Man klagt, der Wasservorrath sei nicht ausreichend. Zwar ließen sich aus den Bergen wohl noch mehr Quellen herleiten, aber dazu fehlt es an dem nöthigen Gelde — „faltan dineros!“ wie überall in Spanien. Die Eigenthümer sind nicht im Stande, das erforderliche Kapital aufzubringen; ihre Besitzungen sind zu klein, als daß sich darauf etwas ersparen ließe, und liegen noch dazu meist sehr zerstreut; ein und derselbe Landmann besitzt mehrere Flecken Landes, ein jedes von wenigen Quadratruthen in den verschiedensten Theilen des Waldes. Es giebt in dem Bereich nur zwei größere Besitzungen, von denen die eine, dem Marques von Casa Rojas eigen, von einer Mauer umgeben, ein zusammenhängendes Ganze bildet.

Ich besuchte diese sorgfältig gepflegte Anlage, in der Gartengewächse der verschiedensten Art im Schatten der Palmen gezogen werden.

Mein Führer machte mich an noch niedrigen Palmen auf

das verschiedene Geschlecht der Stämme aufmerksam, das sich erst unterscheiden läßt, wenn sie Blüthen treiben; doch fangen sie schon sehr jung an zu blühen. Sie treiben große braune Schoten, diese platzen und es erscheint im Freien eine Blüthentraube mit oder ohne Staubfäden. Schon an der Gestalt der Schote lasse sich unterscheiden, ob die Palme macho oder hembra sei. Ein macho genügt auf zwanzig hembras, und man beseitigt die überflüssigen machos, sobald sie sich durch ihre Blüthe verrathen haben. Es war eben die Jahreszeit, in der die Blüthenschoten, die man nicht Knospen nennen kann, sich öffnen; das geschieht jedesmal mit einem Knall, der einem Pistolenschuß gleicht, und während wir durch die Pflanzungen von Casa Rojas wanderten, erschallte jeden Augenblick ein solcher Schuß über unsern Häuptern.

Mein Führer war ein einfacher Tagelöhner, aber ein verständiger Mann, und es war mir merkwürdig, daß er, auf meine Frage, wie die politischen Zustände hier beurtheilt würden, ernst und mit dem Ausdruck einer wirklich gefühlten Trauer Auskunft gab. Die formlose Regierung, die zur Zeit bestehe, sei ein kaum zu ertragendes Uebel, dem durchaus ein Ende gemacht werden müsse. Republikaner gäbe es auch hier; doch seien die Monarchisten die Mehrzahl und in jeder Beziehung überwiegend; der vertriebenen Königin gedachte er gar nicht, indem er alle Möglichkeiten erwog; am liebsten, versicherte er, hätte man Don Fernando von Portugal zum König gehabt; auch Montpensier sei man nicht abgeneigt; von Espartero aber, dem offiziellen Kandidaten der Regierung wolle Niemand etwas wissen. Sein Verdienst um Spanien stelle Niemand in Abrede, aber er sei alt und habe keine Kinder „Er ist ein einsamer Baum! (es un arbol solitario)." Wie lange könne er noch leben? höchstens zwei Jahre! dann falle Spanien in denselben unseligen Zustand zurück."

Schade, daß eine solche verständige Beurtheilung in Spanien nur eine Ausnahme ist.

Meine Mahlzeit genoß ich in einer echt spanischen posada, in einem Raum neben der Küche, der allgemein als Durchgang diente. Man stellte eine einfache Bank vor einen einfachen Tisch, aber das Essen war sehr reinlich zubereitet, ein Huhn, das ich mit dem Kutscher, meinem Tischgenossen, theilte. Zum Nachtisch gab man uns frische Datteln, doch fand ich sie weniger gut als die getrockneten; sie schmeckten etwas wässerig.

Es war Sonntag und die Mädchen und Frauen trugen frische Blumen im Haar, und waren so schmuck und besonders so kokett gekleidet und coiffirt, als irgend möglich. Fremde müssen hier selten sein, denn die ganze Jugend des Orts lief hinter mir her.

Die Heerstraße von hier nach Alicante war gut und doch ging die Fahrt nur langsam von Statten; die erschöpften Pferde konnten kaum mehr von der Stelle. Wie alle Südländer geht auch der Spanier unbarmherzig mit seinen Thieren um, ein deutscher Kutscher wäre gewiß nicht die ganze Strecke von Murcia bis Elche, 52 Kilometer, gefahren, ohne seine Pferde unterwegs zu füttern; meinen Spanier aber habe ich im Verdacht, daß er sie nicht einmal in Elche gefüttert hatte.

In Alicante gab es des Sonntags wegen viel Gesang und Saitenspiel, als wir neun Uhr Abends die Stadt erreichten. Die dortige Alameda ist wohl die seltsamste von ganz Spanien. Sie besteht aus einem erhöhten, von Balustraden eingefaßten, Abends glänzend durch Laternen erleuchteten Damm inmitten einer Straße; kein einziger Baum ist darauf zu schauen.

In der fonda francese fand ich mich erträglich einquartiert, wie man es in einer Handelsstadt doch auch in Spanien erwarten darf.

Valencia.

Alicante ist trotz seines arabischen Namens in seiner gegenwärtigen Gestalt eine durchaus moderne Stadt in schöner Lage. Sehr malerisch stellt sich die Citadelle dar, die mehr als achthundert Fuß über dem Meere auf steilem, nacktem Felsen kühn erbaut ist. Der Felsen liegt isolirt am Meer.

Auch um Alicante dehnt sich ein Campo in das Innere aus, theils fruchtbar, theils geringen Ertrag gewährend. Alles hängt hier von der Bewässerung ab. Die nutzbaren Ländereien in diesem ganzen Bereich der Halbinsel, auch außerhalb der gartenartig angebauten huertas — werden in regadio (bewässerbares) und secano (trockenes) Land herkömmlich eingetheilt und ihr Werth hängt davon ab, ob sie das eine oder das andere sind. — Die Bewässerung reicht aber hier immer nur auf geringe Entfernung von dem maurischen Schöpfbrunnen, aus dem sie bewirkt wird.

Wie die Bahn weiter in das wellenförmige Gelände am Fuß des Gebirges hinansteigt, zeigen sich wiederholt „ramblas“ das heißt Wasserrisse, in denen die Frühjahrsgewässer vom Gebirge herabströmen, und die man, nachdem das Wasser sie getränkt und sich verlaufen hat, mit Gerste und mit Gartengewächsen bebaut. Wie sicher muß man sein, daß nach dem Ablauf der Frühjahrsgewässer keine zerstörende Fluth diesen zur Regel gewordenen Anbau vernichtet. Aber man fragt sich, warum man die Wassermassen ungenützt zum Meere strömen läßt, statt sie in Teichen zu sammeln und den Sommer über befruchtend zu verwenden.

Weiterhin wendet sich die Bahn fast nordwärts in das Gebirge hinein, und steigt zwischen hohen, nackten Felsenwänden empor. Die Ortschaften liegen in kleinen Thalerweiterungen von huertas umgeben. Auf einem vereinzelten Felskegel mitten im Thal ragt bei Elda eine alte feste Burg empor, deren es in diesem Theile Spaniens sehr viele und umfangreiche giebt. Es sind nicht Zwingburgen, nicht Rittersitze, wie die Schlösser am Rhein: es sind Festungen zum Zweck der Landesvertheidigung angelegt, aber nicht gegen die Mauren! Murcia war schon im dreizehnten Jahrhundert kastilischer, Valencia arragonischer Eroberung verfallen. Die beiden christlichen Reiche waren es, die sich hier wie überall eifersüchtig gegen einander wahrten.

Von einem meiner Reisegefährten, einem Arzt, hörte ich viel über das Treiben der Contrabandisten, die ihr Gewerbe an der nahen Küste in großem Maßstabe und mit ungemeiner Frechheit betreiben. Die Behörden sind ihnen gegenüber meist ohnmächtig. Bleiben ja einmal die Zollwächter Sieger nach heftigem Gefecht, so wissen die Schmuggler doch stets zu entkommen. Ihrer Ueberlegenheit im Allgemeinen bewußt, terrorisiren sie die Küstenbewohner, die nicht mit ihnen einverstanden sind, in ruchloser Weise, und begehen vielfach Räubereien unter ihnen. Es war ein seltsames Bild spanischer Romantik, das mein Reisegefährte vor mir entrollte; viel ernster, als was ich der Art in Gibraltar erfahren hatte.

Die neueste Verfassung des Reichs nannte auch er „todtgeboren;" die karlistische Partei sei vollkommen „todt" gewesen; nur durch die Fehler der „Situation" d. h. der gegenwärtigen Regierung sei sie wieder in das Leben gerufen, jetzt aber weit mächtiger, als man zu Madrid glaube. Es gebe überhaupt nur zwei Thronkandidaten, die in Spanien möglich seien: Don Carlos und den Prinzen von Asturien, Don Alfonso; Espartero sei „Nichts!" (un nada) ein schwacher Greis, seit zwanzig Jahren

des Regierens entwöhnt und ohne Kinder. Aber Prim wolle keinen König, darum kömmt es zu keinem Schluß. — Welche Wendung die Lage schließlich nehmen werde, das hänge größtentheils von der Armee ab, und die sei in solchem Grade corrumpirt, daß ein jeder sie kaufen könne. — Auffallend war, daß der Arzt verstummte, so wie zu Vilena ein Dritter, ein junger Spanier, den er nicht kannte, zu uns in den Wagen stieg.

Nachdem die Bahn den Kamm des Gebirges erstiegen hat, senkt sie sich in das von der Natur so reich gesegnete Königreich Valencia hinab. Die Gebirgsketten zeichnen fast überall den einzelnen maurischen Reichen, in die Spanien nach dem Sturz des Caliphats von Kordova zerfallen war, und die später Provinzen von Kastilien und Arragon geworden sind, natürliche Grenzen vor; dem Reich Valencia namentlich sehr bestimmte.

Die Bahn führt an dem Flüßchen Montesa hinab durch ein malerisches und fruchtbares Thal, das von hohen Felswänden eingeschlossen, unten im Grunde reich angebaut ist. Der Ort Montesa wird von einer der großartigsten und schönsten Schloßruinen der Welt beherrscht; sie ruht auf einer Felskuppe von mäßiger Höhe; erst im vorigen Jahrhundert hat ein Erdbeben sie theilweise zerstört. Bis zum vierzehnten Jahrhundert hauste hier der Prior der Tempelherren in Arragonien — und so erinnert denn auch diese Burg an den Gegensatz den Kastilien und Arragon bildeten. Während Kastilien einheimische Ritterorden stiftete, hatte Arragon, das wie schon erwähnt, in näheren Beziehungen zu dem südfranzösischen Kulturleben stand, zwei kosmopolitische Ritterverbrüderungen, Templer und Johanniter, zu seinem Beistand herbeigerufen. Wie begünstigt und begütert die ersteren in Arragonien waren, ist bekannt, wollte doch ein kinderloser König ihren Orden zum Erben seines Reichs einsetzen. Aufgehoben durch päpstlichen Spruch, aber hier so wenig als in

Deutschland verfolgt, hatte die einst weltberühmte Verbrüderung, in den Orden von Montesa verwandelt, bis in die neueste Zeit herab auf dieser Burg ihren Mittelpunkt.

Die Bahn führt zunächst nach Jativa, das sich so oft gegen die steigende despotische Gewalt der Könige von Spanien aufgelehnt hat, wie gegen den Namen San Felipe, den Philipp II. ihm auferlegen wollte, eben um die Erinnerung an diese Kämpfe zu verwischen. Die starken Mauern, die beiden festen Burgen der Stadt, rühren aus jenen Tagen her.

Der tiefste Theil der Thalsohle am Fluß ist von hier ab eine weite Strecke entlang zu rechtwinkelig eingedämmten und überschwemmten Reisfeldern in terrassenförmiger Abstufung benützt. Die am Fuß des Thalrandes etwas höher liegenden Theile der Sohle, sind Theils regadio, dessen Bewässerung aus Pantanos, Canälen oder Schöpfbrunnen bewirkt wird, theils secano. Jenes trägt die verschiedenartigsten reichen Ernten, und aus dem saftigen Grün der Orangen, Granaten und Feigenbäume, mit denen es außerdem dicht bepflanzt ist, steigen hin und wieder Dattelpalmen hoch und schlank empor, hier überraschend, da es deren im nahen Gebirge nicht giebt. Das zu höchst gelegene trockene Gelände ist mit Oelbäumen bepflanzt, unter denen auch noch schöne Kornernten gedeihen.

Diese sorgfältigere Bodenkultur wurde mir bald erklärt, nachdem ich mich in der Hauptstadt des schönen Landes einigermaßen umgesehen hatte. Die Bevölkerung ist keine spanische. Nur die höheren Stände verstehen und sprechen spanisch; die eigentliche Landessprache aber ist das schöne Idiom der Provençalen, und selbst die höheren Stände bedienen sich desselben im Verkehr mit den Dienstboten, Arbeitern und Landleuten, ja selbst im Innern der Familien. Ich hatte nicht gewußt, daß sich die langue d'oc so weit nach Spanien hinein erstreckt. Es mag darin mit ein Grund liegen, weshalb Kastilien und Arra-

gonien trotz der politischen Vereinigung, auch jetzt noch nicht vollständiger in einander verwachsen sind, vielmehr einen Gegensatz bilden, der in allen inneren Unruhen stets von neuem hervortritt. Daß der größere Theil der Bevölkerung in den arragonischen Kronländern, nicht spanischer Nationalität ist, fällt dabei ohne Zweifel nicht unwesentlich in das Gewicht. —

Das erste, was ich in Valencia aus meinem Fenster gewahr wurde, waren die Ruinen eines während der September-Revolution zerstörten Klosters dicht neben dem Gasthof, der mich aufgenommen hatte. Bei meinem ersten Ausgang gewahrte ich dann noch ein zweites, dessen Trümmer noch unaufgeräumt an der Hauptstraße lagen. Außerdem trug die Stadt zur Zeit noch die Spuren der Kämpfe an sich, die hier im Oktober des Jahres zuvor (1869) stattgefunden hatten; an vielen Gebäuden Kugelspuren. Der Consul einer auswärtigen Macht, dem ich hier empfohlen war, äußerte sich mit größter Entrüstung über den General, der damals hier den Befehl führte, über die Thorheit, mit der er einen Theil seiner ohnehin zu wenig zahlreichen Truppen in eine Niederlage verwickelt habe. Dadurch erst sei der anfangs unbedeutende Aufstand zu einem gefährlichen gemacht worden. Nebenher wurde mir versichert, abgesehen von den Republikanern sei ganz Valencia entschieden für Montpensier.

Unter Führung dieses Consuls machte ich den ersten Gang durch die Stadt nach der Audiencia, dem Sitz der Gerichte und ehemals auch der Provinzialverwaltung, einem aus dem sechszehnten Jahrhundert herrührenden, aber künstlerisch nicht eben bemerkenswerthen Gebäude. Der nicht sehr große Gerichtssaal hat eine reich mit Holzschnitzwerk verzierte schwebende Gallerie im Stil der Renaissance, dem Anschein nach für das Publikum bestimmt. Der Thron, der in Spanien in solchem Raum nicht fehlen darf, ist zwischen den beiden Fenstern

des Saals angebracht; davor steht der lange Tisch an dem die Richter Platz nehmen; über dem Thronsessel aber war das Bild der Königin seit der letzten Revolution durch einen rothen Vorhang ersetzt. Die von der Revolution verschonten Bilder der Provinzialdeputirten an den Wänden umher sind Handwerkerarbeit ohne Kunstwerth, aber geschichtlich merkwürdig, weil sie erkennen lassen, daß die Provinzialdeputation ehemals eine sehr vollständige Provinzialregierung bildete, und daß Valencia auch nach der Vereinigung mit Kastilien dahin strebte, als ein besonderes, nur durch Personal-Union mit der Krone Arragon, mit Kastilien aber garnicht vereinigtes Reich regiert zu werden.

Dem Umstand, daß es aus mehreren selbständigen Reichen nach und nach zusammengewachsen war, verdankte Spanien sein kräftig entwickeltes Provinzialleben, dessen Spuren auch heute noch nicht verwischt sind. Selbst Philipp II. hat es nicht vernichten können; ja, die Art wie er sein despotisches Regiment feststellte, und die Cortes des Reiches zu nichts herabwürdigte, trug dazu bei, daß Alles, was sich von selbständigem Leben regen wollte, in die Provinzen flüchtete. Auch die bedeutendste Schule spanischer Kunst hat sich fern vom Hof zu Sevilla gebildet und auch Valencia hat eine eigene Malerschule.

In mancherlei kleinen Zeichen tritt auch hier im Gerichtssaal das Bestreben Kastiliens hervor, sich selbst als das herrschende Reich in Spanien darzustellen, Arragonien aber als eine annektirte und untergeordnete Provinz zu behandeln; während dieses seine alte Selbständigkeit nie vergaß. Kastilianer sagen noch heute, wenn sie von den arragonischen Kronlanden sprechen gern „la coronilla,“ eine Bezeichnung, durch welche Arragonien im Vergleich mit der „Krone“ Kastilien entschieden zurückgesetzt wird. Die bourbonischen Könige vollends hätten diese Lande gern als eroberte Provinzen behandelt, und nicht ganz ohne

Grund. Hatten sich diese Lande doch nach dem Aussterben der spanischen Habsburger gegen Kastilien und die Bourbons für den österreichischen Habsburger als Erben beider spanischen Kronen erhoben, und mußten sie doch in der That mit Waffengewalt erobert werden. Die Bourbons herrschten hier, wie Voltaires Heinrich IV. „et par droit de conquête et par droit de naissance,“ aber bei weitem mehr durch Eroberung. Es zeigte sich auch, daß sie die Herrschaft in diesem Sinne zu üben dachten. An dem Tisch vor dem Thronsessel im Gerichtssaal, einer Arbeit aus der Zeit der ersten bourbonischen Könige, ist zweimal nicht das Wappen Spaniens angebracht, sondern das der bourbonischen Könige; da zeigen sich lediglich die Wappen von Kastilien und Leon um die bourbonischen Lilien quadrirt. Arragonien ist in dieser Hauptstadt einer arragonischen Provinz vollständig ignorirt.

Die Arragonier ihrerseits wollten dagegen von einem Könige von Spanien nichts wissen; sie kennen nur Könige von Arragonien, die zu gleicher Zeit Könige von Kastilien sind und legen ihnen in beiden Reichen verschiedene Zahlen bei. So heißt es hier unter einem Königsbildniß im Vorsaal „El rey Don Felipe tercero de Arragon, cuarto de Castilla,“ und überall ist Arragon zuerst genannt.

Die mittelalterlichen Befestigungen der Stadt Valencia, die Ringmauern, sind in neuester Zeit niedergerissen worden; wo sie standen führt jetzt ein beiter Quai an dem im Sommer wasserleeren Guadalaviar entlang, über den drei steinerne Brücken führen. Glücklicherweise ist die berühmte puerta de serranos, — das Thor der Gebirgsbewohner — erhalten geblieben, ein schöner Bau aus dem Jahre 1356. Ich sah hier von neuem, daß das Mittelalter in der Zeit, da die ihm eigenthümliche Kultur auf ihrer Höhe stand, auch bei Festungsbauten auf architektonische Schönheit bedacht war. Im nörd=

lichen Deutschland lassen sich gleichfalls Beispiele dafür nachweisen.

Freilich hat die Roccocozeit, der jedes Verständniß für das Mittelalter fehlte, auch diesen Bau verunstaltet, aber ein geübtes Auge wird noch immer die ursprüngliche Anlage herauserkennen. Er bildet ein kleines Kastell, bestehend aus dem Mittelbau, durch welchen der Thorweg führt, und zwei nach der Feldseite vorspringende Thürmen an seinen beiden Enden. Der Grundriß dieser Thürme bildet eine eigenthümliche Figur: ein Paralellogramm, auf dessen eine schmale Seite nach dem freien Felde hin, die Hälfte eines regelmäßigen Sechsecks gesetzt ist.

Wie das durch seine Bestimmung als Feste bedingt war, hatte der Bau nach Außen keine Fenster und keine andere Oeffnung als das von mächtigen Werkstücken eingefaßte Thor. Der untere Absatz ist aus tüchtigen Quadersteinen aufgeführt, über diesem und dem Thor ist die Wand des Mittelbaus mit zierlichem Maßwerk bekleidet und höher hinauf schwebt, von einfach gegliederten Kragsteinen und flachen Bogen getragen, eine Gallerie um Thürme und Mittelbau; vor diesem letzteren trug sie einst eine Loggia unter wahrscheinlich moresken Arkaden, von denen sich an der Wand noch Spuren zeigen. Die Brustwehr dieser Gallerie und der Zinnenkranz der Thürme sind verschwunden.

War nach außen aller Schmuck dem militärischen Zweck untergeordnet, so sollte sich das Thor nach der Stadtseite zu unbedingt als ein Prachtbau darstellen, und es muß jenes Ansehen kühner Leichtigkeit gehabt haben, den das vierzehnte Jahrhundert seinen Werken zu verleihen wußte. Nach dieser Seite öffneten sich kolossale Spitzbogenfenster durch reiches Maßwerk vergittert. Aber leider sind die Maßwerke herausgebrochen, die Fensteröffnungen zugemauert; nur kleine viereckige, mit Eisengittern stark verwahrte Fensteröffnungen sind darin aus-

gespart. Das Thor-Castell wird jetzt als Gefängniß benützt und um die Verunstaltung noch vollständiger zu machen, ist ein vollkommen schmuckloses Treppenhaus von außen angebaut worden.

Die puerta del cuarte ist vielleicht das ältere weniger sorgfältig ausgeführte und nicht so reich gegliederte Vorbild für die puerta de serranos gewesen; auch an ihr ist der Unterbau aus großen Werkstücken bedeutend älter als die übrigen Theile. Das Thor, durch welches Don Jayme der Eroberer einzog, ist als dem Verkehr hinderlich geschleift worden. Es soll ein unbedeutendes Pförtchen gewesen sein, Portal del Cid genannt, ohne daß diese Benennung durch irgend eine Ueberlieferung erklärt würde. Eine Inschrift an der Ordenskirche von Montesa, unmittelbar daneben besagt, daß Don Jayme das Thor, den Thurm, auf dem er seine siegreiche Fahne aufgepflanzt hatte, und den Grund und Boden zum Bau der Kirche, den „Tempelherrn von Montesa" geschenkt hat. — Ueberhaupt haben die Ritter von Montesa auch nach der Verurtheilung der Tempelherren sich selbst merkwürdiger Weise stets als „Cavalleros Templarios de Montesa" bezeichnet.

Die Cathedrale von Valencia, im Volksmunde provençalisch „la seu" — der Sitz — Bischofssitz genannt, ist ein merkwürdiger Bau; sie steckt jetzt noch wie im Mittelalter ganz verborgen zwischen unansehnlichen Gebäuden. Nur die westliche Stirn- und Giebelseite, die beiden Enden des Querschiffs und ein Theil des Chors ragen aus dem Häusergewirr heraus und erzählen die Geschichte des langsam durch Jahrhunderte fortgesetzten Baues. Das Südportal ist in schönem, frühem Rundbogenstil erbaut, das Nordportal nach den Statuen die es zieren, puerta de los apostolos genannt, gehört dem gothischen Stil des vierzehnten Jahrhunderts an; der Glockenthurm einer späteren Zeit, deren Gothik schon in Renaissance übergeht; um

die nördliche Hälfte des Chors windet sich in der Höhe, auf festem Unterbau, eine offenene Säulengalerie in Paladios dorischem Stil, deren Fortsetzung über die Straße hinweg, in den bischöflichen Palast führt; der Stirnseite endlich ist im achtzehnten Jahrhundert eine vielfach geschweifte und verschnörkelte Façade in aller Pracht und Herrlichkeit des Perrückenstils angefügt worden.

Der Wechsel in den Schicksalen dieser Kirche ist aber in der That bei weitem größer noch gewesen, als selbst diese Reihenfolge verschiedener Architektur ankündigt. Hier stand einst ein Dianentempel; die Gothen machten daraus eine dem Erlöser geweihte Kirche; die Araber eine Moschee, der Cid, als Herr von Valencia weihte sie als Kirche dem Apostel Petrus. Unter der erneuerten Herrschaft der Mauren abermals Moschee geworden, wurde sie von dem König von Arragon, Don Jayme el Conquistador, wieder in eine Kirche verwandelt, die den Namen der heiligen Jungfrau trägt.

Zu den eigenthümlichen Gebilden gothischer Architektur, die nur in Spanien vorkommen, gehört die Kuppel über dem Kreuzungspunkt, die von außen gesehen, ein achteckiges Prisma mit ganz horizontaler Terrassendecke bildet.

Auf dem gleichfalls achteckigen Glockenthurm erhebt sich ein viereckiges, nach allen Seiten offenes Glockenhäuschen, in dem der Micalet, die Wasserglocke schwebt, deren Schläge das Zeichen zum Oeffnen und Schließen der Schleusen in der Huerta, zur Benutzung der befruchtenden Gewässer geben.

Ueber die Puerta del palace (Palast), dem bischöflichen Palast gegenüber, läuft ein gradliniges Gesims, von vierzehn Köpfen, wie von Kragsteinen getragen. Die geschichtliche Bedeutung dieser Sculpturen ist verschollen. Die Sage berichtet, als Valencia im Jahre 1238 erobert war, wurde es von seiner alten Bevölkerung verlassen, und der König Don Jayme siedelte

hier vorzugsweise Katalanen an, Krieger aus seinem Heer. Es fehlte an Frauen. Da zogen sieben Ritter als Freier in die Städte Arragoniens, kehrten vermählt zurück und brachten noch dreihundert Mädchen mit, die geneigt waren einen eigenen Hausstand zu gründen. Sie sollen sämmtlich Beifall gefunden haben, namentlich die Häßlichen, die der König reich ausstattete.

Jene sieben Ritter und ihre Frauen, von denen die bedeutendsten Adelsfamilien Valencias abzustammen behaupten, sind angeblich in den vierzehn Köpfen verewigt. Das Portal ist ohne Zweifel Zeuge jener Tage, und wenn man nicht wüßte, daß der Eroberer hier eine Moschee vorfand, möchte man es sogar für älter halten. Von den Köpfen aber sind mehrere, weibliche sowohl als männliche, durch Kronen als fürstliche bezeichnet — und überhaupt wird wohl niemand den fabelhaften Hergang für geschichtlich hatten.

Das Innere der 1262 geweihten Kirche zeigt wieder jenes Verkennen der Grundbedingungen gothischer Baukunst, dem man in spanischen Kirchen wie in den südwestfranzösischen so häufig begegnet. Sie ist weder Hochbau nach nordfranzösischem Schema, noch Hallenbau; die unteren Fenster sind durch Altäre verstellt, die Oberfenster in dem wenig überhöhenden Mittelschiff unzureichend klein; die Dunkelheit, die infolge dessen im Innern herrscht, verhüllt hier indessen wenigstens auch die Modernisirung, welche sie im achtzehnten Jahrhundert erfahren hat. Nur der Raum unter der Kuppel ist genügend erleuchtet; das Altarblatt über dem Hauptaltar der Kirche ist, wie in der Kathedrale von Murcia, ein hoher, breiter Schild, dessen sechs Felder Scenen aus dem Leben des Heilands zeigen. Das mit der Jahreszahl 1505 bezeichnete Werk soll von zwei Italienern, Schülern des Leonardo da Vinci herrühren, ist aber von geringem Kunstwerth. Hinter diesem Holzschild, der sich öffnen

läßt, ist ein Madonnenbild verborgen, das hochheilig gehalten wird, obgleich es, soweit ich vernehmen konnte, keine Wunder thut.

Von geschichtlichem Interesse ist ein kriegerisches Wahrzeichen an der Nordwand des auch hier als Capilla mayor eingerichteten Chors: ein Tropaion: der dreieckige Schild des Königs Don Jayme mit dem Wappen Arragoniens (gepfählt roth und gold; palé de gueule et d'or) der Zaum seines Streitrosses und seine Sporen. Der König-Eroberer hatte diese Andenken seinem Schildknappen Don Juan de Pertuza vermacht; eine Inschrift bezeugt, daß sie noch heute Eigenthum der Nachkommen dieses Knappen sind.

An die Südseite der Kirche schließt sich in dem eingehenden Winkel zwischen Chor und Querschiff, der Kapitelsaal; ein quadratischer Raum von einem Gewölbe überwölbt, das gleich dem in der Kapelle von Murcia einen achtspitzigen concaven Stern bildet. Die Wände, welche mit reichen Tapeten bekleidet werden sollten, sind jetzt vernachlässigt und vollkommen nackt. In der Wand, die den Saal vom Querschiff der Kirche trennt, bemerkte ich ein vermauertes, daneben ein ganz gleiches noch offenes Rundbogen-Pförtchen, vor dem, wenige Fuß über dem Fußboden des Saals ein kleiner Balkon schwebt.

Diese Wand ist ein Rest der Kirche, die im elften Jahrhundert, zur Zeit des Cid hier gestanden hat. Meine Vermuthung, daß der Kapitelsaal bis zum fünfzehnten Jahrhundert ein offener Platz gewesen sei, und daß der Balkon, wie auch anderwärts an der Außenseite älterer Gotteshäuser angebracht, dazu gedient habe, die kirchlichen Dekrete unter freiem Himmel dem Volke vorzulesen, fand alsbald eine Bestätigung. Der Sakristan berichtete nämlich, die päpstlichen Bullen und Breven, die einträfen, würden auch jetzt noch von dieser Kanzel aus verlesen. In den verschlossenen Raum hinein, wo das Volk

keinen Zutritt hat! Das hat freilich keinen Sinn mehr seit vierhundert Jahren. Seit der Raum überdacht ist, scheint keiner der Domherrn sich die Frage vorgelegt zu haben, warum die Ueberlieferung jene Kanzel als den Ort bezeichnet, von dem herab die Gebote des heiligen Vaters bekannt gemacht werden müssen.

Unter der Puerta de los Apostolos hält das Wassergericht am Donnerstag seine wöchentliche Sitzung und schlichtet alle Händel, die im Laufe der Woche über die Benutzung der Gewässer entstanden sind.

An dieser Stelle stand einst der Haupteingang der großen Moschee. An der den Jüngern Mahomets heiligen Stätte, an dem Tage, der für die Mahomedaner den Schluß der Woche und den Vorabend des Feiertags bezeichnet, wird unter dem für Jedermann zugänglichen Thor, dies Gericht gehalten, das der Tradition zufolge aus dem Jahr 920 herstammt.

Wie man im Kapitelsaal altes Herkommen gedankenlos weiter befolgt, obgleich es jetzt mit seiner ursprünglichen Bedeutung in gradem Widerspruch steht, wird auch hier von gläubigen Katholiken ein tausendjähriges Herkommen befolgt, das die Sitten und den Glauben des Orients voraussetzt. Wie groß muß die Macht dieser Ueberlieferung gewesen sein, daß selbst die Kirche die Sitzungen des Gerichts nicht auf Tage von kirchlicher Bedeutung zu verlegen gewagt hat!

Aber diese Sitte des Orients, die so unmittelbar an die Patriarchenzeit erinnert, hat in der That etwas hochehrwürdiges. Das Wassergericht ist das ehrwürdigste Tribunal, das ich je gesehen habe. Die Bank der Richter wird schräg unter das Portal gestellt, so daß der Eingang in die Kirche frei bleibt. Die Richter, sieben an der Zahl, sind einfache, meist bejahrte

Landleute, in den Alltagskleidern ihrer Nationaltracht, die nackten Füße in Sandalen.

Die Richter werden von den Landleuten der Huerta auf je zwei Jahre gewählt, drei vom rechten, drei vom linken Ufer des Guadalaviar, und zwar entscheiden die drei vom rechten Ufer gewählten alle Händel, die auf dem linken Ufer vorkommen und umgekehrt. Ein jeder ist mithin Richter nur in Fällen, bei denen er selbst nicht betheiligt sein kann.

„Und der siebente? fragte ich, ist der ein Obmann?" — Nein! das Gericht kennt keinen Obmann; die Richter sind alle gleich. Wie und wo er gewählt wird, ob er nur ein Ersatzmann ist, oder welche Functionen er überhaupt bekleidet, wußte mir zu meinem Verdruß mein Valencianer Freund nicht zu sagen.

Vor den Sitzen der Richter wurde ein kleiner Raum frei erhalten; rund umher stand eine dichtgedrängte Menschenmenge, zum Theil von solchen, die Klagen vorzubringen hatten, mehr aber noch von Neugierigen. Sobald eine schwebende Sache entschieden war, drängte sich ein neuer Kläger, dem ein neuer Verklagter folgte, durch die Zuhörer vor die Richter. Die ernste gewissenhafte Aufmerksamkeit, mit der die Richter Klage und Vertheidigung anhörten, war höchst ehrwürdig. — Das Verfahren ist mündlich und zwar auf die Weise wie auf dem Malberg der alten Deutschen. Auch das Urtheil ist mündlich; von einem Protokoll, einer Ausfertigung des Urtheils ist nicht die Rede; es ist weder Tisch noch Schreibzeug zur Hand.

Sachwalter sind nicht gestattet; ein Jeder muß seine Klage selber vortragen, sich selber vertheidigen; niemand, der nicht wie der Ausdruck unserer deutschen „Weisthümer" lautet „in das Gericht gehört", der nicht in die Genossenschaft der Huerta und der Acequiaz aufgenommen ist, darf darein reden. Vor einigen Jahren hatte sich ein Betheiligter an die königlichen

Behörden gewendet und berief sich hier im Gericht darauf, daß die Königin Isabella den Fall zu seinen Gunsten entschieden habe. Dafür wurde eine Geldstrafe über ihn verhängt. Als er noch einmal geltend machen wollte, daß er mit der Autorität der Königin ausgerüstet spreche, wurde die Geldstrafe verdoppelt und ihm außerdem Schweigen in der Sache selbst auferlegt.

Das Gericht ist souverain in den Dingen, die seiner Competenz unterliegen. Von seinen Entscheidungen findet keine Appellation statt. So einfach und schmucklos es dabei zugeht, flößt es den Parteien großen Respekt ein; und mehr als ein jüngerer Landmann zeigte sich sehr befangen vor diesem Tribunal.

An der Stelle der jetzigen Börse, der Lonja, am Marktplatz stand einst der Alcazar, der Palast des maurischen Königs Alhakem, den der Cid besiegte. Der Sage nach hat auch Ximene noch als Wittwe des Cid hier gewohnt; sehr möglich, denn sie hat sich noch drei Jahre nach dem Tode des Helden (1099—1102) im Besitz behauptet, und es wurde unter ihrer Herrschaft noch ein Sieg über den afrikanischen Fürsten Muhamed Ben Bekir davongetragen; jener Sieg, bei dem, wie der Romancero del Cid erzählt, der Held todt auf sein Streitroß gesetzt, und den Mauren zum Schrecken, dem Heer vorangeführt ward.

Von dem arabischen Fürstenschloß ist nichts mehr übrig, aber die jetzige Börse, durch einen Thurm in zwei Hälften getheilt, ist im Jahre 1482 begonnen, ein reizendes Denkmal der Renaissancearchitektur. Einen sehr erfreulichen Eindruck macht im Inneren vor Allem die als „Seidenbörse" bezeichnete hochgewölbte Halle, deren vielfach gegliedertes Kreuzgewölbe von vierundzwanzig Säulen getragen wird, die in vier

Reihen zu je sechs geordnet sind, doch so, daß die beiden äußeren Reihen in die Wände eingelassen sind. Die in Spiralen um den Schaft gewundene Canelirung verleiht diesen schlanken Säulen ein eigenthümliches Ansehen. Es ist ein Palmenwald, den hier die Baukunst in anschaulicher Weise nachgebildet hat.

Sehr zu bedauern ist, daß man von dem Reich des Cid in Valencia so wenig weiß; denn es muß eine ganz eigenartige Schöpfung gewesen sein. Von unzufriedenen maurischen Fürsten gerufen, kam der Cid als Eroberer mit einem aus Christen und Arabern gemischten Heer nach Valencia, und auch sein Reich blieb ein gemischtes, in dem Christen und Araber gleichberechtigt neben einander lebten; begreiflich genug, daß ein solcher Zustand nicht von Dauer sein konnte.

Reliquien von geschichtlicher Bedeutung beherbergt das unansehnliche Stadthaus, Ayuntamiento; sie sind aber nicht sehr sorgfältig bewahrt, vielmehr mit einer Sorglosigkeit, die in Verwunderung setzt, der Obhut eines sehr untergeordneten Beamten, wie mir schien, eines Hausknechts überlassen; der hatte alle Schlüssel zu diesen unersetzlichen Erinnerungszeichen und schaltete damit ganz nach Belieben. Er holte uns aus einem Köfferchen den Degen des Königs Don Jayme, des Eroberers heraus, und die vergoldeten Schlüssel der Stadt Valencia, die demselben bei dem siegreichen Einzuge überreicht wurden; er rollte auch die Fahne vor uns auf, die dem König dabei vorangetragen wurde.

In einem hohen Glasschrank steht da auch die angebliche Fahne des Cid, an deren Echtheit ich zweifle. Mit seinem König entzweit, unternahm der Cid diesen Zug als Kriegsherr in eigenem Namen und konnte daher in seiner Fahne kein anderes Wappen führen als das eigene: diese Fahne ist eine arragonische, roth und gold gestreift, ein Feldzeichen, das der Cid wohl nie geführt haben kann.

Doch wie dem auch sei, die Fahne gilt hier als echt und steht in hohen Ehren; bei besonders großen militärischen Feierlichkeiten wird sie hervorgeholt, an der Spitze der Truppen entfaltet, aber nie gesenkt, — auch nicht vor dem Könige von Kastilien und Arragon. Das ist ihr Vorrecht. —

Valencia rühmt sich eine eigene Malerschule hervorgebracht zu haben und besitzt auch jetzt noch eine Akademie der schönen Künste und ein Provinzialmuseum, die beide in dem aufgehobenen Kloster de la Merced untergebracht sind. Die Gemäldesammlung zählt mehrere hundert Gemälde, die aus den siebenundzwanzig aufgehobenen Klöstern der Stadt zusammengebracht sind; sie gehören ohne Ausnahme der Valencianer Schule an, die man nur hier kennen lernen kann, da sie durchaus lokal geblieben ist. Kaum irgend ein Werk ihrer Meister ist in die Fremde gekommen, und ebensowenig irgend ein Werk auswärtiger Meister hierher. Schon die flüchtigste Besichtigung lehrt, daß diese Schule sehr tief unter der von Sevilla steht, und überhaupt keinen Anspruch darauf machen kann als selbständiges Moment von einiger Bedeutung in der Kunst- und Kulturgeschichte angesehen zu werden. Sie hat nichts eigenthümliches, dagegen ist Abhängigkeit nach mehreren Seiten hin nachzuweisen, so daß man zweifelhaft wird, ob hier überhaupt von einer Schule im eigentlichsten Sinne des Wortes die Rede sein kann.

Die älteren Bilder dieser sogenannten Schule zumal haben mit den späteren gar nichts gemein. So strebt Vicente Joanes (1523—1579) den älteren italienischen, den vorraphaelischen Meistern nach. Seine Bilder haben jene Klarheit des Vortrags, die der umbrischen Schule eigen ist. Freilich wird Joanes nicht eigentlich zur valencianischen Schule gerechnet; als deren Stifter gilt vielmehr Franzisco Ribalta (1551—1628), der, wie es scheint, vorzugsweise die späteren Venetianer studirt hatte. Doch gilt er dafür nur, weil außer Ribero auch der

bedeutendste Valencianer Meister, Jacinto de Espinoza aus seiner Schule hervorgegangen ist. Mit Unrecht wie mir scheint; denn unmittelbar nach ihm zeigen sich ganz andere Tendenzen bei den Valencianern. Ribero, der sich in Italien der Realistik Caravaggios angeschlossen hatte und Gründer der Sevillaner Schule wurde, ist offenbar nicht ohne Einfluß auf seinen früheren Mitschüler Espinoza geblieben. Caravaggios Stil liegt der Weise dieses Letzteren zu Grunde wie jener der Sevillaner, wenn auch entfernter.

Besonders merkwürdig war mir unter Espinoza's Bildern das Abendmahl der heiligen Magdalena. Zwar ist die sehr abgemagerte Gestalt der Heiligen nicht erfreulich; die Folgen der Ascetik werden hier etwas gar zu anschaulich gemacht; der Realismus geht in dieser Leidensgestalt vielleicht sogar über die Wirklichkeit hinaus. Dagegen aber ist die Figur des Geistlichen, der ihr das Abendmahl reicht, sehr zu loben. Sie ist mit großer Sicherheit und Energie ausgeführt, in gelungenem Helldunkel, ganz im Sinn des Caravaggio, doch nicht so dunkel gehalten, wie es dessen Bilder zum Theil sind. — Doch! was man hier auch loben mag —: welch' ein Abgrund liegt zwischen diesem Bilde und Murillo's heiliger Landgräfin von Thüringen! —

Aus der Zeit arabischer Bauthätigkeit rührt die Anlage einer öffentlichen Badeanstalt her, wenngleich das Gebäude auf den ersten Anschein ein ganz modernes Ansehen trägt. Innen aber findet sich ein Raum, der genau wie die Bäder in der Alhambra von einem muldenförmigen Gewölbe überdeckt ist, und durch sternförmige Oeffnungen in demselben von oben herab wohlthuendes Licht empfängt.

Das Hospital der Stadt, in das ich gegen Wunsch und Willen von hier einheimischen Bekannten geführt wurde, ist großartig angelegt und vereinigt vielerlei in seinen Mauern.

Ein großer Theil der wohlthätigen Stiftungen in Spanien hat geschlossen werden müssen, weil die Regierung ihre Besitzungen, die Quelle ihrer Einkünfte gleich denen der Kirchen und Klöster eingezogen hat, die dafür verheißene Rente aber der allgemeinen Finanznoth wegen nicht auszuzahlen vermag. Das hiesige Hospital jedoch ist ausnahmsweise im Besitz einiger eigenen Mittel, weil ein Theil seiner Besitzungen seiner Natur nach nicht dazu geeignet schien für die Krone eingezogen zu werden. Das Theater und das Amphitheater für Stiergefechte gehören dazu und sind ihm geblieben. Sie werden zu seinen Gunsten vermiethet.

Die Krankensäle waren luftig und sauber gehalten, der Dienst wird von barmherzigen Schwestern geübt. In der Abtheilung für Findelkinder waren eine Anzahl dieser unglücklichen Geschöpfe in einem mäßig großen Raum vereinigt, um von da auf das Land abgeholt zu werden. Man giebt sie nämlich bei Landleuten in Pension — was sich daraus ergiebt, wie groß die Sterblichkeit unter den Kindern wohl sein mag, konnte ich nicht erfahren. Die kleinen Betten in den Schlafsälen für diejenigen, die in der Stadt zurückbehalten werden, sahen gut und reinlich aus, aber je ihrer zwei haben zusammen eine Amme! — Das ist nicht der Haushalt der Natur! — Auch die Besichtigung der Abtheilung für Geisteskranke wurde mir nicht erlassen. Dergleichen macht mir stets einen ungemein peinlichen Eindruck und hier wurde er noch dadurch gesteigert, daß die Dienerschaft der Anstalt zum Theil eben auch aus Wahnsinnigen bestand. Ich war froh, als die Besichtigung dieser Merkwürdigkeiten überstanden war.

Von demselben Valencianer Freunde wurde ich auch in eine andere Anstalt geführt, von der er mir wiederholt Wunder-

dinge erzählt hatte: in eine Kleinkinder-Bewahranstalt, wie man dergleichen in Deutschland nennt.

Ein solches Kinder-Asyl ist gewiß von wirklichem Nutzen und sehr zu loben, wenn es für Kinder eingerichtet ist, deren Eltern durch die Sorge um den täglichen Erwerb verhindert sind sie zu beaufsichtigen. Aber eine solche Anstalt giebt es in Spanien nicht und hier handelte es sich um etwas ganz anderes. Rühmend hatte man mir versichert, daß diese Anstalt eine sehr exclusive sei, von einer Anzahl angesehener Familien, lediglich für ihre eigenen Kinder gegründet und unterhalten; jede Berührung mit Kindern geringeren Standes bleibe ausgeschlossen. Dieses Asyl hat also keinen anderen Zweck, als eleganten Mamas zu Dienst zu stehen, die ihre Kinder los sein wollen um sich ungestört den Pflichten des gesellschaftlichen Lebens hingeben zu können.

Wir fanden die zahlreiche Kindergesellschaft in einem freundlichen, geräumigen Local, in dem uns eine auffallend schöne, junge Lehrerin sehr liebenswürdig empfing. Sie erwies sich namentlich gegen meinen Freund, einen der Vorsteher der Anstalt, ganz so liebenswürdig, wie es einem abhängigen Wesen den Mächtigen dieser Erde gegenüber ziemt. Die Schönheit huldigte hier der Macht.

Und nun mußten die Kinder uns ihre Kunststücke vormachen; anders kann ich es nicht nennen. Die reizende Lehrerin rief „a la leccion!“ — und das Schauspiel begann mit einer kunstreichen Procession — oder Polonaise. Die Knaben in einer die kleinen Mädchen in einer anderen Reihe, General und Generala an der Spitze, so marschirten sie in sorgfältig einstudirten Windungen durch den Saal — trennten sich — trafen sich wieder und trennten sich von neuem. Dabei wurden Anrufungen an die Jungfrau Maria gesungen, und die jugendlich blühende Lehrerin schlug mit Castagnetten den Takt dazu. Dieser Affen-

tanz galt für Gebet. Beiläufig bemerkt, der Knabe und das Mädchen, die sich den Tag zuvor besonders gut aufgeführt haben, werden für den Tag zu General und Generala ernannt und durch himmelblaue Schärpen ausgezeichnet.

Nachdem die Andachts-Polonaise und die Hymnen beendet waren, nahmen die Kinder Platz auf amphitheatralisch geordneten Sitzen. Das eine und an das andere mußte, aufgerufen an ein großes Pult in der Mitte herantreten und aus großen, auf Holztäfelchen geschriebenen Buchstaben Wörter zusammensetzen. Die Lehrerin setzte selbst Wörter absichtlich fehlerhaft zusammen und fragte dann, ob das richtig sei. Es erhoben sich dann immer mehrere Stimmchen zugleich, die jeden Fehler anzugeben wußten.

So lernen die Kinder spielend lesen, ohne daß ihre Gehirnchen im mindesten „fatiguirt" würden, rühmte mein hiesiger Freund. — Spielend! das ist die rechte Höhe verkehrter Rousseauscher Ideen! — Spielend, damit sie nur ja nicht arbeiten lernen, sich nur ja nicht an Ernst und strenge Erfüllung einer Pflicht gewöhnen!

Nun wurden, eines nach dem anderen, zwei große Bilderbücher auf dem Pult aufgeschlagen und die Kindern mußten die Bilder erklären. Das erste Buch enthielt Darstellung aus der Patriarchen-Geschichte. Da erfolgte die Erklärung meist im Chor von mehreren Stimmchen zugleich. Aber auch der Weg zu realen Bekenntnissen mußte spielend angebahnt werden. Das zweite Buch brachte Darstellungen aus der Naturgeschichte. Es war gewiß sehr erbaulich, einen sechsjährigen Knaben, der, aufgerufen an das Pult herantrat, einen langen Vortrag über „algodon," über die Kultur der Baumwollenstaude, Verarbeitung und Nutzen der Baumwolle mit bewunderswürdiger Geläufigkeit abhaspeln zu hören. Wie nothwendig, wie dringend nothwendig, daß ein sechsjähriger Knabe damit Bescheid weiß! Natürlich

zeigte sich in dem Vortrag keine Spur von einem Geist und Alles war Dressur!

Auch in Beziehung auf die Spiele der Kinder begnügt man sich nicht damit, sie im Allgemeinen zu leiten, und ihrer geistigen Thätigkeit freien Spielraum zu lassen; sie werden auch darin ununterbrochen in gedankenloser Abhängigkeit erhalten.

Wie seltsam, daß diese Rousseau-Basedow-Campeschen Erziehungs-Ideen anderswo, dem Himmel sei Dank, ziemlich verschollen, sich nach Spanien geflüchtet haben. Meine Meinung über dieses Treiben laut zu sagen, wäre nicht höflich gewesen, im Stillen aber rief ich Dornröschen an, und Fallada, und Schneewittchen — und sogar Däumchen!

Und doch! — vielleicht ist diese Art von Abrichtung zu methodischem Müssiggang doch noch besser, als die etwas all' zu naturalistische Erziehung im Hause einer schönen Mama, die ihre Kinder ganz den Dienstboten überläßt, wie das in Spanien nur zu herkömmlich ist.

Die elegante Welt von Valencia vereinigt sich zur Promenadenstunde auf der Alameda, die, auf dem rechten Ufer des Guadalaviar, der Stadt gegenüber gelegen, aus einer breiten Allee für Wagen und Reiter besteht, der sich zu beiden Seiten Wege für Fußgänger anschließen. Mit Verwunderung sah ich auch hier das absonderliche Fuhrwerk, die Tartane, das mir schon bei meiner Ankunft auf dem Bahnhof als eine Seltsamkeit aufgefallen war, in allgemeinem Gebrauch. Es ist ein etwas veredelter zweiräderiger Ochsenkarren, mit einem Pferde bespannt. Auf der Axe ruht ein gewölbtes Ding, das einer Tonne ohne Boden gleicht; den Seiten ist der Räder wegen nicht beizukommen, man muß daher an der Rückseite hinein-

kriechen; zu der vorderen Oeffnung hinaus lenkt der Kutscher das Pferd. Obgleich die Tonne angeblich auf Federn ruht, wurde ich beim Fahren in einer Tartane doch stets lebhaft an Regulus und sein tragisches Schicksal erinnert — jedenfalls ist, in einem Faß ohne Fenster spazieren zu fahren ein sehr eigenthümlicher Lebensgenuß. Aber so unbequem die Tartane auch ist, die Valencianerinnen bedienen sich ihrer bei jeder Gelegenheit, auch für den Besuch von Ball und Oper. Dabei erfordert das Vorfahren von Seiten der Kutscher eine besondere Geschicklichkeit, sie müssen das Roß erst wenden und dann in solcher Weise rückwärts schreiten lassen, daß die Räder an das Straßentrottoir stoßen und die Damen in die Rückseite der Tonne kriechen können.

Im Theater spielte zur Zeit eine italienische Oper dritten Ranges und ich wohnte einer leidlichen Vorstellung von Meyerbeers Wallfahrt nach Ploërmel bei. Das an und für sich hübsche Haus war an jenem Abend, namentlich in den Logen, spärlich besetzt. Man erklärte mir, es sei nicht der elegante „turno.“ Das Abonement für die Logen war in zwei Hälften gespalten, deren eine die ungraden, — die andere die graden Zahlen der Vorstellungen umfaßt. Die eine der Reihenfolgen war für die elegante erklärt worden, die andere wurde von den hochgebornen Señoras gemieden, doch wurden da von einigen „Damen der zweiten Gesellschaft“ sehr reiche und studirte Toiletten zur Schau getragen.

Die Oper wiederholt zu besuchen fühlte ich kein Verlangen, dagegen brachte ich einige Abende in dem eleganten Club der Stadt zu, in dem man von auswärtigen Zeitungen eine ziemliche Anzahl französischer Blätter hielt. Mehr interessirten mich aber die Lokalzeitungen, in denen ich eine offizielle Statistik der Verbrechen fand, die in dem verflossenen Monat April in der Provinz Valencia verübt worden waren. Es ergab sich, daß unter

einer Einwohnerzahl von 650,000 Menschen im Lauf eines Monats nicht weniger als 445 schwere Verbrechen vorgekommen waren, darunter 20 wirklich vollführte, 108 versuchte Mordthaten und 5 Selbstmorde; eine erschreckliche Liste! und doch ist die Provinz Valencia bei weitem nicht der schlimmste Theil von Spanien. Am ärgsten geht es in Malaga her, wo unter 95,000 Einwohnern im vergangenen Jahre nicht weniger als 1086 Mordthaten verübt worden waren.

Wie die Valencianer selbst über die Sicherheit dachten, die in ihrer Heimathstadt herrscht, das hatte ich schon an jenem Theaterabend erfahren. Als ich das Theater verlassen wollte, ließ man mich nicht allein gehen; ich wurde begleitet bis an die Thür meines Gasthofs. Allein, Abends im Dunkeln, zumal durch die weniger belebten Straßen zu wandern, sei sehr gewagt, meinten die Herren.

Die Zustände sind in jeder Beziehung entmuthigend.

Das Merkwürdigste, was Valencia bietet, ist die Huerta oder die Media luna, wie dieser Landstrich der Form wegen genannt wird, in der er die Stadt umgiebt.

Wir fuhren (glücklicherweise nicht in einer Tartane, sondern) in einem offenen Wägelchen über den Guadalaviar, bis zum Dorf Buryasot, welches am Fuß der dem Wasser nicht erreichbaren Anhöhen liegt.

Die Berieselung des Geländes geschieht durch acht Bewässerungskanäle, (acequias) die aus dem Guadalaviar hergeleitet sind. Hat der Fluß nicht Wasser genug, sie zu speisen, so müssen sie aus den Schöpfbrunnen, die sich in der Media luna hin und wieder finden, gefüllt erhalten werden. Niemand hat das Recht, einen Brunnen, der sich auf seinem Grund und

Boden befindet, ausschließlich oder überhaupt für sich zu benutzen; er muß das Wasser in die gemeinschaftlichen Kanäle abliefern; und ebensowenig darf einer der Eigenthümer das Wasser der Kanäle nach Willkür benützen. Alles ist durch tausendjähriges, ungeschriebenes Gesetz und Herkommen geregelt.

Daß der Verpflichtung, die Kanäle gefüllt zu halten, auch wirklich nachgekommen wird, davon konnte ich mich an Ort und Stelle überzeugen. Unser Weg führte über einen derselben, der bis an den Rand gefüllt war, während das Bett des Guadalaviar zur Zeit beinah ganz trocken lag. Die Vegetation dieser Huerta ist frisch und reich, wenn auch nicht von der tropischen Ueppigkeit, wie die der Felder um Murcia; es werden hier meist Futterkräuter und Weizen gebaut. Der Untergrund in der Media Luna ist Sand, alter Meeresboden nur von einer dünnen Schicht Alluvialboden bedeckt, die leicht erschöpft wird. „Dünger, Wasser und Sonne müssen es thun," sagte mein Begleiter. Auch kommen die Ernten denen in der Huerta von Murcia nicht gleich. Die durchschnittliche Ernte ist das vierundzwanzigfache der Aussaat.

Wir besuchten zu Buryasot den Landsitz der Erzbischöfe von Valencia, ein Schlößchen aus der Spätzeit des Mittelalters, das zwar augenscheinlich nie für Vertheidigungszwecke bestimmt war, aber wie selbst die Landhäuser jener Tage einen festungsartigen Charakter trägt.

Die Plattform des Wartthurms gewährt einen schönen Ausblick auf die Media Luna, die Stadt und das Meer; schön, wenn uns auch die Beleuchtung nicht besonders günstig war.

Doch nicht um der schönen Gegend willen waren wir hergekommen, sondern der „Silos", der ausgemauerten, überwölbten, hermetisch verschlossenen Erdhöhlen wegen, die als monumentales Wahrzeichen der Wichtigkeit dastehen, welche die regelmäßige Bestellung der Media Luna für die gesammte Be-

völkerung hat. Diese „Silos" sind an dem Abhang der Höhe, auf welcher das Dorf und das Schloß des Erzbischofs liegen, an der der Huerta zugewendeten Seite angelegt, auf abfallendem Bauhorizont, so daß die Plattform, welche sie deckt, um wagerecht gelegt werden zu können, nach zwei Seiten durch mächtige Mauern gestützt werden mußte.

Die Plattform ist mit quadratischen Tafeln gepflastert, und es zeigen sich auf ihr die runden, von einem wenige Zoll hohen Steinrand eingefaßten Mundlöcher der Silos, deren Verschluß ein runder, nach innen kuppelartig ausgehöhlter Stein bildet. Ist der Silo gefüllt, so wird der Verschluß durch einen Saum von Cement luft- und wasserdicht gemacht.

Man zeigte uns an einem leerstehenden Silo, durch ein an einer Leine hinuntergelassenes Licht die Tiefe dieser Behälter. Wenn sie geleert werden sollen, läßt man die Arbeiter an Stricken mit Laternen versehen hinab, um den Weizen dort unten in Säcke zu füllen, die gleichfalls an Stricken heraufgezogen werden. An dem Verwaltungsgebäude, dem in Spanien selbstverständlich die Kapelle nicht fehlt, giebt eine Inschrift Kunde über die Bestimmung der ganzen, im Jahre 1573 begonnenen, 1801 beendigten Anlage.

Das klassische Deo Optimo Maximo, mit dem diese Inschrift beginnt, das nicht eigentlich christlich zu nennen ist, da es doch noch andere, geringere Götter voraussetzt, begegnet uns häufig in katholischen Ländern.

In den Silos insgesammt ist für 22270 cahices Weizen Raum. Eine cahice Weizen hat = 12 arrobas oder drei quintales, d. h. 384 unserer Zollpfund.

Die Bestimmung der Silos ist die Bestellung der Huerta unter allen Bedingungen dadurch sicher zu stellen, daß hier stets das nöthige Saatgetreide vorräthig gehalten wird, um es vorkommenden Falls den Landleuten vorschießen zu können.

Wer Saatgetreide borgt, zahlt es nach der Ernte in natura zurück, und Zins eine arroba auf 24 über die entliehene Quantität. — Je nach den Umständen — nachdem die Preise sich gestalten, kann es für den Landmann vortheilhaft sein, seine ganze Ernte — auch das Saatkorn — zu verkaufen, und Saatkorn um diesen Preis zu borgen. Auch geschieht das mitunter.

Uebrigens können die Landleute auch Silos miethen, um ihre eigenen Vorräthe aufzubewahren.

Die Media Luna umfaßt = 22,000 cahizadas nutzbares Land; die cahizada 1200 Quadrat varas, und da die hiesige vara = 1 meter 70 cent. beträgt, mißt die Cahizada 2,268 Quadratmeter: nicht ganz ¼ Hektar; die Media Luna ungefähr eine Quadratmeile, Acker und Wiese, und mit Hafraiten, Wasserflächen, Wegen u. drgl. etwa 1⅓ Quadratmeilen.

Auf diesem mäßigen Raum leben angeblich 72,000 Menschen, eine Bevölkerung wie sie sonst nur in betriebsamen Fabrikdistrikten vorkömmt, ausschließlich vom Ackerbau und der damit verbundenen Viehzucht; ein Ergebniß, daß zuerst unglaublich scheint. Erwägt man jedoch die Gunst des Klimas, die gestattet, daß dieselbe Cahizada im Laufe eines Jahres mehrfach als Wiese benutzt wird, nachdem eine Weizenernte darauf gewonnen ist, sowie den Reichthum der Ernten, so ist die Angabe doch nicht unwahrscheinlich. Da hier aber ein an und für sich nicht besonders fruchtbarer Boden vorliegt, ist das Ergebniß, abgesehen von der Gunst des Klimas, das Werk menschlicher Intelligenz und Strebsamkeit. Ohne die mit großer Einsicht angelegte und beständig unterhaltene künstliche Bewässerung würde dieser Landstrich ebenso dürftig sein wie mancher andere in Spanien.

Nur Eines blieb mir räthselhaft, wie eine so zahlreiche Bevölkerung die Möglichkeit finden kann, ihre Arbeitskraft

auf einer so beschränkten Bodenfläche vollständig zu verwerthen, und doch hörte ich nicht von Nebengewerben, die in der Media Luna getrieben würden.

Eine sehr anerkennenswerthe Anlage ist gleichfalls die des Grao, des Hafens von Valencia, der vollständig eine Schöpfung der Kunst ist. Er liegt ungefähr fünf Kilometer von der Stadt entfernt. Grao ist übrigens nicht etwa ursprünglich der Name des an dieser Stelle befindlichen Schifferstädtchens, es ist vielmehr ein katalanisches Wort, gleichbedeutend mit dem französischen „Grève", und solche Bezeichnung dieses Landungsplatzes war bis vor wenigen Jahren der Örtlichkeit angemessen. Es gab hier, da das Ufer in ziemlich grader Linie von Süden nach Norden streicht, keine Bucht, keine Rhede, nur einen allen Winden offenen, unsicheren Ankerplatz — ein Umstand, der selbstverständlich jede weitere Entwickelung des Seeverkehrs und Handels an diesem Punkt ungemein erschwerte. — Die Anlage eines Hafens war schwierig, eben weil die Natur hier gar nichts gethan oder vorbereitet hatte. Es mußte ein Damm vom Ufer bis zum tiefen Wasser geführt und dann der ganze zum Hafen bestimmte Raum im offenen Meere durch mächtige Dämme umschlossen werden. Ich staunte über die Großartigkeit der noch nicht ganz vollendeten Arbeiten, überrascht, daß Spanien in seiner gegenwärtigen Lage, die Mittel zur Durchführung eines solchen Werkes aufbringen konnte. Es lagen ziemlich viele Schiffe in diesem Hafen und eine Menge Fischerbarken unter weißen Segeln waren in Sicht.

Der Unternehmungsgeist, der sich in diesem Hafenbau zeigt, sowie in dem sorgfältigeren Anbau des Landes und der Thätigkeit eines Clubs, der, Sociedad de los amigos del pays benannt, alle nützlichen Unternehmungen in Ackerbau, Industrie,

Handel und öffentlichen Unterricht zu fördern bestimmt ist, zeugt für die rege Tüchtigkeit des katalanischen Volkscharakters. Die Katalanen sind beweglicher und strebsamer als die Spanier, besonders die Spanier in Andalusien. Auch machen sie einen bestimmt ausgesprochenen Unterschied zwischen sich selbst und den Spaniern, und halten mit großer Zähigkeit an ihrer besonderen Nationalität. Selbst die Familien der höheren Stände sprechen unter sich, wie schon bemerkt, nicht immer spanisch; sie fallen in der Intimität häufig in die alte Landessprache. Das Volk kennt nur die alte Dichtersprache der Provenzalen. Die angestammte Muttersprache hat überall eine große Lebensfähigkeit und geht nicht so leicht unter, selbst da, wo man sie zu unterdrücken sucht. Die französische Regierung hatte seit der Revolution von 1789 alles aufgeboten, um „das fremde Idiom", wie sie die deutsche Muttersprache der Elsässer nannte, zu unterdrücken, aber das Volk hat sie dennoch treu bewahrt. In Valencia ist nun vollends die Landessprache nie verfolgt, nur vernachlässigt worden. Da man sich überhaupt um die Bildung des Volks nicht kümmerte, geschah nichts, um mit Hülfe der spanischen Sprache einen höheren Grad der Bildung in den unteren Klassen zu verbreiten. Auch die Kirche hat hier, wo es nicht wie im Elsaß darauf ankam, dem Volke deutsch-protestantische Bildung fern zu halten, keine bestimmte Veranlassung gehabt, feindselig gegen die Landessprache einzuschreiten.

So lebt sie hier weiter und es ist ihr vielleicht sogar eine Zukunft beschieden, denn auf beiden Seiten der Pyrenäen ist seit einiger Zeit auch unter den höheren Ständen ein gewisses Interesse für sie erwacht. Seit mehreren Jahren schon werden zu Barcelona „jeux floraux", den alten Tolosaner Dichterspielen nachgebildet, periodisch wiederholt; französische Provenzalen, wie Valencianer und Katalanen nehmen daran Theil;

nur Dichtungen in provenzalischer Sprache dürfen vorgetragen werden und werden mit Preisen belohnt.

Wie merkwürdig, daß gerade in unserer Zeit, in der ein immer regerer Verkehr alle Völker mehr als je verbindet, so daß man glauben möchte, örtliche Verschiedenheiten müßten leichter als früher im Strom der Bewegung verschwinden, so manche im vorigen Jahrhundert als unbedeutend mißachtete und vergessene Nationalität wieder kräftig hervortritt und sich geltend macht.

Tarragona.

Ich verließ Valencia am 21. Mai, Abends um sechs Uhr. Die Bahn nach Barcelona führt zunächst durch die Media Luna — deren Grenze das Auge nicht genau zu erkennen vermag, da das Gelände auch jenseits derselben bewässert reich und fruchtbar ist. Erst gegen Murviedro wird der Charakter der Gegend entschieden ein anderer. Palmen und bewässerte Fluren verschwinden, Weinbau und Olivars treten an ihre Stelle.

Die Dämmerung begann herein zu brechen als wir Murviedro, das alte Sagunt erreichten, dessen Lage der von Jativa gleicht: die Stadt liegt am Fuß eines Bergrückens; ihre Ringmauern aber ziehen sich den Abhang hinan bis zum Kamm, wo sie sich einem festen Schloß anschließen.

Meine Reisegefährten im Wagen waren zwei Spanier, von denen der Eine, ein Capitan de Voluntarios, eben von einem Feldzug gegen die Aufständischen in Cuba zurückkehrte, und grausige Dinge von der dortigen Kriegsführung erzählte; von den Unthaten, die dort verübt würden, und die er aus=

schließlich den Insurgenten zur Last legte. Die Blindheit der Spanier in Beziehung auf den traurigen Zustand, dem ihr Vaterland verfallen ist, zeigte sich dabei in der Geringschätzung, mit der er von den Vereinigten Staaten von Nordamerika sprach, und von der Möglichkeit, daß sie für die Aufständischen auf Cuba Partei nehmen könnten. Nordamerika, meinte er, werde sich wohl hüten, einen Kampf mit Spanien zu wagen, dem es in keiner Weise gewachsen sei. —

Nach einigen Stunden Schlaf erwachte ich ziemlich mit dem Tage in dem Campo von Tarragona. Das ist recht fruchtbar und gut angebaut, aber doch nicht mit der Media Luna zu vergleichen.

Überhaupt ist das gesammte Tiefland am Fuß der südlichen Gebirgsketten Spaniens fruchtbar und ohne allen Zweifel ergiebiger als die Hochebene von Alt- und Neukastilien, die den eigentlichen Kern Spaniens bildet. In der Gegend von Tarragona ist der ergiebige Küstenstrich ziemlich schmal; das mäßig hohe Gebirge rückt bis nahe an das Meer heran; ein Gebirgsriegel — auf dem Tarragona liegt — springt sogar bis unmittelbar an die Küste vor und schließt das Campo.

Sehr überraschend ist der Eindruck, den Katalonien auf den Reisenden macht; denn wenn man auch schon in Valencia ein von dem kastilischen Wesen abweichendes Element bemerkt, so ist man dort doch noch immerhin in einem spanischen Reich, während man hier überhaupt nicht mehr in Spanien ist, die wenigen Spanier, denen man begegnet, wie Fremde im Lande erscheinen.

Die Bevölkerung sieht anders aus als im übrigen Spanien; die Tracht ist wesentlich verschieden von der in Andalusien üblichen. Auffallend ist in Sonderheit die katalanische Kopfbekleidung, die Gorra, die der Gestalt einer gewöhnlichen baumwollenen Nachtmütze gleicht, aber aus gefilztem Wollenzeug ge-

fertigt ist, in hellen Farben, roth oder hellblau, getragen wird und des zierlichen Büschels ermangelt, der die klassische Nachtmütze zu verschönern pflegt. Sie genügt dem Katalanen und erfüllt ihm den Zweck einer Kopfbedeckung unter allen Bedingungen. Steht die Sonne hoch am Himmel, wird der obere Theil nach vorn übergebogen, um Stirn und Augen zu beschatten. Hat man die Sonne im Rücken, so schützt das nach hinten übergelegte obere Ende den Nacken; kommen die Strahlen von der Seite, wird es je nach den Umständen schräge rechts oder schräge links übergebogen.

Der Gegensatz, den Kastilien und Arragon bilden, zeigt sich hier gleichsam auf seinen Höhepunkt gesteigert. Schon Arragonien hat andere Traditionen als Kastilien, andere Erinnerungen, einen anderen Ursprung. Das Reich ist nicht von Don Pelayo gegründet und nicht von Cuevadonga aus wie Kastilien. Sobrarbe im Grenzgebirge in den Pyrenäen ist der Ausgangspunkt. Katalonien vollends ist überhaupt nicht spanischen Ursprungs. Das Land den Arabern durch das Schwert der Franken abgewonnen, gehörte zum Reich der Karolinger und war im Laufe der Zeiten von diesem abgelöst, lange Zeit als Grafschaft Barcelona, ein selbstständiger, der Sache nach souveräner Staat. Die schließliche Vereinigung dieser Grafschaft mit Arragonien war um so mehr geeignet, den Gegensatz, den die beiden spanischen Reiche bildeten, zu verschärfen, als man eher sagen könnte, das Königreich sei an die Grafschaft gefallen als umgekehrt, denn es waren die Grafen von Barcelona, die das Königreich erbten, und Katalonien wurde die bedeutendere Hälfte des vereinigten Reichs.

Viel entschiedener als zu Valencia tritt dann auch in Katalonien hervor, daß die Vereinigung dieser Grafschaft mit Arragonien, zu der geschichtlich gegebenen Verschiedenheit der beiden spanischen Reiche, auch noch eine tief greifende Ver-

schiedenheit der Nationalität fügte. Selbst die eigentlichen Arragonesen sprechen wie auf der anderen Seite der Halbinsel die Galegos, einen vom kastilianischen verschiedenen Dialekt, der von den Kastilianern als schlechtes patois verachtet wurde, und zur Zeit der arragonischen Selbstständigkeit hatte dieser Dialekt-unterschied schon dadurch eine größere Bedeutung, daß damals auch die höheren Stände den Volksdialekt sprachen. Nun aber war, wie schon erwähnt, nur ein Theil der arragonischen Kronlande von Spaniern bewohnt, die bei weitem größere Hälfte des Reichs, im Nordwesten von Basken, im Süden von Katalanen — und an dem glänzendem Hof der Raymond-Berengar, Grafen von Barcelona herrschte provenzalische Kultur, die im dreizehnten Jahrhundert viel höher als die kastilische stand.

Rechnet man hinzu, daß Kastilien, nach der Vereinigung der Kronen, stets bemüht war, Arragonien in einer mit Unmuth ertragenen Unterordnung zu erhalten, so läßt es sich begreifen, daß Arragonien und Kastilien in allen inneren Kämpfen, zumal bei Thronfolgestreitigkeiten, stets entgegengesetzte Parteien ergriffen haben, ja daß alle inneren Kriege Spaniens wesentlich stets erneute Kämpfe zwischen Kastilien und Arragon waren. Katalonien vollends hat einmal, unter Philipp IV., als kein Streit um das Recht an die Krone vorlag, den Versuch gemacht, sich völlig von Spanien loszureißen. Nur Ein Volkskrieg ist von der Bevölkerung beider Reiche einmüthig und mit gleicher Leidenschaftlichkeit geführt worden: aber es hatte Napoleons I. ruchlose That in Bayonne dazu gehört, diese Erscheinung hervorzurufen; und selbst damals führte Katalonien seinen Krieg gegen Napoleon als einen besonderen, und ohne wesentlichen Antheil an dem zu nehmen, was im übrigen Spanien vorging.

Tarragona muß nicht nur zur Zeit der Römer und Karthager, sondern in viel früheren Tagen, die jenseits aller überlieferten Geschichte liegen, schon eine den Verhältnissen nach

große Bedeutung gehabt haben. Noch heute hat diese Stadt Denkmale einer Vergangenheit aufzuweisen, zu der, außer den Trümmern urzeitlicher Bauten in Etrurien und Griechenland, wohl kaum irgend ein Werk beginnender Kultur in Europa hinanreicht.

Die heutige Stadt, die kaum 15,000 Einwohner zählt, macht den Eindruck einer unaufhaltsamem Verfall entgegengehenden Ruine. Ihrer Lage entsprechend, theilt sich die Stadt in eine obere und eine untere, von denen erstere die weitaus größere, auf der letzten Kuppe des Höhenzuges liegt, während die untere sich auf den schmalen Landstreifen zwischen dem Fuß dieser Höhe und dem Meere ausdehnt. Der halbmondförmige Hafen schließt sich ihr unmittelbar an. Ein, jetzt sehr verfallener, bastionirter Wall auf dem Rand der Höhe, schloß ehemals die obere Stadt von der untern ab.

Die ungefähr fünfhundert Schritt lange Hauptstraße der Oberstadt, die Rambla, geht quer über den Höhenrücken durch die ganze Breite der Stadt, so daß man nach beiden Seiten hin durch die Thore hinaussieht in das Freie, und zwar nichts sieht als den blauen Himmel, da das Gelände umher nach beiden Seiten bedeutend tiefer liegt.

Um meine knapp gemessene Zeit besser auszunützen, miethete ich einen Wagen, und fuhr zuerst durch die Puerta de Santa Clara in der Richtung nach Barcelona hinaus, nach der sogenannten Torre de los Scipiones.

In dieser Richtung ist der Boden seccano und arm. Auf dem sandigen Abhang der Höhen, die mit der Küste gleichlaufen, erhebt sich in einem dünnen Piniengehölz das Denkmal, der Ueberlieferung zufolge das Grab der beiden Feldherrn aus dem Geschlecht der Cornelier, die hier in den Kämpfen mit Karthago gefallen sind. Schwerlich rührt aber dies Denkmal aus so früher Zeit her, dafür hat es zu viel Stil und

Haltung. Zur Zeit der Karthagerkriege waren die Traditionen griechischer Kunst noch nicht in dem Grade in der Römerwelt einheimisch geworden, daß ein Werk von diesem Stil in einer fernen Provinz möglich gewesen wäre; die beiden stark verwitterten und verstümmelten weiblichen Gestalten im Relief an der Stirnseite sind in solcher Weise gezeichnet, daß man sie der früheren Kaiserzeit Roms beimessen muß. An der oberen Abtheilung des, in seinem gegenwärtigen Zustand, fünfundzwanzig Fuß hohen, viereckigen, aus gelbem Sandstein ausgeführten Baues, zeigen sich Spuren einer Inschrift, die längst unleserlich geworden ist. Der obere Abschluß des Denkmals fehlt.

Unweit davon geht die Landstraße, die alte Römerstraße nach Barcelona vorbei, etwas tiefer der Verkehrsweg der Gegenwart, die Eisenbahn. Die Aussicht vom Fuß des Monuments ist schön, wie jeder Blick auf eine gebirgige Küste und das Meer.

Auf dem Rückweg fuhren wir am Fuß der Mauern um die obere Stadt, die steil bergan steigt.

Nahe der Puerta de Santa Clara erhebt sich in der Ringmauer ein gewaltiger Thurm torreon de Pilatos genannt; warum? wußte wir Niemand zu sagen. Er ist Römerwerk, und wird als Theil eines Palastes bezeichnet, den der Imperator Augustus hier gehabt haben soll; jetzt dient er als Gefängniß.

Die Oberstadt bildet ein unregelmäßiges Viereck; in die Mauern, die es umgeben, sind hin und wieder Reste von cyklopischem Gemäuer eingefügt. Auf den Trümmern dieser vor Jahrtausenden schon zerstörten Ringmauern haben die Karthager gebaut, wie phönizische Zeichen an den Steinen bezeugen, dann nach immer neuen Zerstörungen Römer, Gothen, Araber, die Grafen von Barcelona und arragonische Könige; im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert hat man sie in die Formen moderner Fortification gebracht. Nach der letzten Be-

lagerung zur Zeit Napoleons I. nur ungenügend oder gar nicht hergestellt, sind alle diese Festungswerke jetzt einem bereits weit vorgeschrittenen Verfall überlassen.

Vor allem merkwürdig ist hier an der Flanke eines Vorsprungs, die Puerta del Rosario: ein cyklopisches Thór in cyklopischem Gemäuer; ein urzeitlicher Bau, der an die Pforten von Mykene erinnert: ja der, mag er älter oder jünger sein als jene Reste des dädalischen oder ogygischen Griechenlands, weiter hinauf zu reichen scheint, als in das Kindesalter desjenigen Volks, das ihn errichtete; denn hier zeigt sich noch keine Spur des Kunstsinnes, der schon die Pforte von Mykene zu verschönen suchte.

Zwei Felsplatten, wie sie aus den Felsen brechen, wenn die natürlichen Fugen des in Schichten gelagerten Gesteins sich lösen, sind stehend, aber in gegeneinander geneigter Stellung, mit dem untern Ende in die Fundamente der Mauer eingefügt; eine dritte Platte gleicher Art ist als Oberschwelle quer über beide gelegt. So bildet sich das Thor oben etwas schmaler als unten. Zu beiden Seiten und darüber ist Gemäuer von gewaltigen Felsblöcken angefügt. Das Pförtchen ist so niedrig, daß ein Reiter nicht ohne abzusteigen hindurch könnte.

Wie wunderbar uns solche stumme Zeugen einer eben nur ganz im Allgemeinen denkbaren Urzeit ansprechen! — Wie viele Völker, nicht Generationen nur, hat dieses Thor entstehen und vergehen sehen! Der Eindruck ist hier ein viel mächtigerer, als der, den die etruskischen Mauern zu Kortona oder Fiesole machen, weil man hier ein Bauwerk mit ausgeprägtem Charakter, nicht nur formlose Mauerreste vor sich hat.

An der anstoßenden längeren Seite des Vierecks, das Tarragona bildet, wie jenes Thor landeinwärts gewendet, erkennt man die Wetterseite. Die Gebäude hier sind noch mehr verwittert, als das übrige Gemäuer, namentlich auch der erz=

bischöfliche Palast, der den Charakter eines mittelalterlichen, festen Schlosses bewahrt hat.

Was an dieser Seite die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf sich zieht, ist eine großartige römische Wasserleitung. Es ist bekannt, daß die Römer überall in ihren Colonien und Städteanlagen mit großem Aufwand für eine reichliche Versorgung mit gutem Wasser sorgten. Hier ist das in solchem Maße geschehen, daß sich schon daraus erkennen läßt, von welcher Bedeutung die römische Hauptstadt der Hispania Tarraconensis war; nicht weniger als vier mächtige Wasserleitungen brachten die Gewässer ebenso vieler Quellen von Weitem her aus dem Gebirge in die römisch gewordene Stadt. Zwei derselben liegen in Trümmern, die dritte auf hohen Bogen über ein weites Thal dicht an der Stadt geleitet, versorgt die Stadt noch jetzt mit Wasser, von der vierten ist nur noch, in einiger Entfernung von der Stadt, die Ueberbrückung eines Thals übrig, das sich aus den Bergen in das Campo hinabsenkt.

Mein Weg zu dieser Letzteren ging zunächst in das blühende Campo hinab, dann am Fuß des Gebirges entlang, bis wir in die Mündung des Thals einlenkten und uns plötzlich wie in eine andere Welt versetzt fanden. Nur spärliches Dornengestrüpp und einige würzige Kräuter haben in der dünnen Erdschicht an den Seitenwänden des öden stillen Thals Wurzel gefaßt. Dazwischen kommt das nackte Gestein vielfach zum Vorschein. Die Thalsohle ist ebenso steril; nirgends zeigt sich eine menschliche Wohnung, der Ausblick in die reiche Ebene ist durch eine Wendung des Thals geschlossen. Durch diese Oede zieht die Doppelbrücke, vom Volk die Teufelsbrücke genannt, welche einst das Rinnsal der Wasserleitung von einem Thalrand zum andern hinübertrug, ein sehr stattlicher Sandsteinbau, wenn auch nicht dem Pont du Gard bei Nismes zu vergleichen. Von eigenthümlicher Construction sind besonders die Pfeiler der

unteren Brücke. Sie steigen auf großer, quadratischer Grundlage in Stufen empor, so daß man sie eher Stufen-Pyramiden als Pfeiler nennen möchte.

Ich stieg den westlichen Thalrand hinan und schritt durch das, auf dem Bogen der oberen Brücke ruhende, nicht wie am Pont du Gard überdachte, sondern nach oben offene Rinnsal der Leitung bis fast auf die Mitte der Brücke, wo die Seitenwände des Kanals zu fehlen beginnen, und der Blick in die Tiefe Schwindel zu erregen droht. Das Gestein ist merkwürdig frei von jeder Flechtenvegetation geblieben.

Die einzige Kultur, die man im Thal gewahr wird, ist auch sehr eigenthümlicher Art. Unter einem Bogen der Wasserleitung geht das jetzt trockene Bett eines Torrente hindurch, das mit Reben bepflanzt ist. Daß man Getreide säet in solche Erdrisse, in denen die Frühjahrsgewässer von den Bergen her abfließen, hatte ich schon in der Nähe von Carthagena gesehen; — aber wie lange muß dies Flußbett hier schon trocken liegen, wie sicher muß man sich vor neuen Wasserfluthen glauben, daß man Reben darin zu pflanzen wagt. Diese Kultur war mir ein Beweis, daß dieser Bach gleich manchem anderen infolge der Ausrottung der Wälder höher hinauf in den Bergen, schon seit lange versiegt ist.

Mein Kutscher, dessen Interesse für die Denkmäler seiner Vaterstadt durch das meinige neuangefacht schien, hatte mich in das Rinnsal der Wasserleitung hinauf begleitet. Auf dem Rückwege zur Stadt erzählte er, daß trotz des trümmerhaften Aussehens der Stadt in Tarragona eine wohlhabende Bevölkerung lebe, namentlich reicher Adel aus der Provinz. Warum hier an einem Ort, der so wenig bietet? — Nun! wohl der Ruhe wegen. Tarragona ist ein stiller Ort, Unruhen, Aufstände sind weniger zu befürchten als sonst wo in Spanien; gegen einen Republikaner zähle man hier hundert monarquicos.

Und doch hatte gerade hier im vergangenen Oktober (1869) der ruchloseste republikanische Versuch stattgefunden, war gerade hier unter den Augen des elenden Generals Pierat, der unglückliche Alcalde der Stadt, auf wahrhaft entsetzliche Weise ermordet worden. Leider schien der Eindruck dieser Unthat sehr gemildert, ja theilweise verwischt, durch die Ungerechtigkeiten, die bei der Bestrafung vorgekommen sind, und die sich vorzugsweise der Erinnerung des Volks eingeprägt haben. Wie mein Rosselenker erzählte, waren die Schuldigen entflohen, Unschuldige, denen die Behörden nicht wohl wollten, sind bestraft worden. Er erzählte namentlich von einem jungen Mann, der zur Zeit des Verbrechens schwer krank zu Bett lag. Der sei zu den Galeeren verurtheilt worden; er habe für seinen entflohenen Bruder gelten und büßen müßen. Möglich, daß in diesem Bericht Irrthum oder Uebertreibung waltete — doch war mein Gewährsmann kein Republikaner und weit entfernt für die Aufständischen Partei zu nehmen, und in dem heutigen Spanien ist auch bei der Rechtspflege Vieles möglich, was in halbwegs geordneten Zuständen undenkbar wäre. —

Ziemlich auf dem höchsten Punkt der Stadt, liegt die Kathedrale zu deren dreifachen Portal und der mit Quadern gepflasterten Terrasse davor, eine Treppe, breit wie die Straße, hinanführt.

Der Bau ist ein sehr merkwürdiger, und erinnert an eine lange ereignißreiche Geschichte, wie sie selbst in Spanien sich eben nur hier entwickeln konnte. Kein Ort der iberischen Halbinsel ist so vielfach zwischen Christen und Mauren streitig gewesen, wie dieses an der Grenzscheide Spaniens und Kataloniens gelegene Tarragona. Die stets schwankende, oft unterbrochene Herrschaft der Araber hat kaum geringfügige Spuren, kein selbständiges Denkmal hinterlassen. So ist hier, wo sich die Geschichte der Baukunst von den cyklopischen Mauern an ver-

folgen läßt, die mohamedanische Architektur-Periode gleichsam übersprungen. Dagegen erzählt der im Jahr 1120 gegründete Dom die Geschichte seines eigenen Baus mit genügender Klarheit. Sichtlich ist der Bau während des ersten Jahrhunderts mehrfach unterbrochen, überhaupt langsam betrieben worden, wie das die wechselnden Schicksale des Orts mit sich brachten. Erst nach der endgültigen Entscheidung im dreizehnten Jahrhundert hat man ihn rascher der Vollendung entgegengeführt. Der Chor, in dem man leicht den ältesten Theil des Ganzen erkennt, ist wie der gesammte Unterbau romanisch; der Oberbau im Spitzbogen-Stil ausgeführt. Das Innere der Kirche ist dreischiffig nach dem nordfranzösischen Schema innerer Kirchenanlagen. Der Oberbau des erhöhten Mittelschiffs ruht auf Pfeilerarkaden, deren Pfeiler als Säulenbündel gegliedert sind. Die Säulen-Capitäle dieser Pfeiler erinnern theils an die corinthische Ordnung der Alten, theils sind sie „historiés,“ wie das die Franzosen nennen. — Die ursprünglich romanische Giebelfaçade hat später zu einer gothischen umgestaltet werden sollen, doch ist diese Arbeit unvollendet geblieben. Dagegen ist das Querschiff zu spätgothischer Zeit nach beiden Seiten, um je eine Arkade verlängert worden.

Merkwürdiger noch als die Kirche selbst, ist der Kreuzgang, der sich ihr anschließt, und der die widersprechendsten Elemente verschiedener Baustile in sich vereinigt. Eine von einem Hufeisenbogen überwölbte dekorative Wandnische, das einzige Denkmal arabischer Kunst in Tarragona, rührt einer arabischen Inschrift nach aus dem Jahr 960 unserer Zeitrechnung her. Die Rückwände dieses Kreuzganges mögen einst den Vorhof einer Moschee eingeschlossen haben. In den Arkaden aber zeigen sich Spuren eines wiederholten Umbaus. Rundbogen erscheinen hier, ihrer drei zusammen von einem Spitzbogen eingerahmt; die Kapitäle der Kolonetten, welche die Arkaden stützen, verleugnen

jede Erinnerung an die Antike; sie sind ohne Ausnahme historiés, Skulpturen, die sich aus phantastischen Gestalten, oder Reliefs historischen Inhalts zusammensetzen.

Die Kapellen, die dem Kreuzgang angefügt sind, gehören, der ersten Anlage nach, der Zeit des Rundbogenstils an.

Für die Besichtigung des Museums im Stadthause blieb mir nur eine kurze Frist. Was hier zusammengebracht ist, hat nur örtliches Interesse. Es sind meist Architekturtrümmer, Säulenkapitäle, von denen manches für griechische Arbeit ausgegeben wird. Die römischen Fragmente, kleine Bronzen, Idole, Münzen, Töpferwaaren sind wohl echt, aber es ist nichts von Bedeutung darunter.

Barcelona.

Auf der Fahrt nach Barcelona sah ich noch einmal die Torre de los Scipiones, während ich den tiefer im Land liegenden römischen Triumphbogen nicht zu entdecken vermochte.

Vor Vendrell biegt die Bahn landeinwärts, um die steilen Höhen an der Küste zu meiden; sie überschreitet auf mehreren Brücken tiefeingeschnittene Flußbetten, deren Wildbäche dem Llobregat zuströmen. An der Roya, dem größten derselben, liegt ein stattliches Fabrikgebäude mit zahlreichen Fenstern und hohen Schornsteinen; hier in Katalonien wird wirklich gearbeitet, während es in Spanien kaum andere als Cigarrenfabriken giebt.

Es dunkelte schon, als wir an Martorell vorüberkamen, doch konnte ich noch die Brücke über den Llobregat unterscheiden, die dem größten Feldherrn des Alterthums, dem Kar=

thager Hannibal zugeschrieben wird. Die Namen der Ortschaften haben hier einen ganz anderen Klang als im eigentlichen Spanien: Vendrell, Martorell, Seu, Pratz und Puyg.

Das rege Leben auf der Rambla, der Hauptstraße von Barcelona, an der das Hotel de las Quatro Naciones liegt, läßt sofort den reichen und rührigen Handelsplatz erkennen.

Einer der Herren, denen meine Madrider Freunde mich hier empfohlen hatten, war so höflich mir am anderen Morgen mit seinem Besuch zuvor zu kommen; und da man bei einem solchen ersten Zusammentreffen nicht grade sehr ernste Fragen zu besprechen pflegt, überraschte mich die Leidenschaftlichkeit, mit der dieser Katalane, ohne jegliche Veranlassung, nicht etwa nur eine feindselige Gesinnung, sondern gradezu einen giftigen Haß gegen Spanien aussprach; einen Haß, wie ich ihn selbst nach Allem, was ich bereits erfahren hatte, nicht erwarten konnte.

Ich fragte nach den Stiergefechten, weil man mir gesagt hatte, daß sie in der großen und reichen Stadt häufig und glänzend seien. Der katalanische Hidalgo leugnete das auf das entschiedenste, man liebe hier die Stiergefechte nicht; „no semos muy afficionados a los toros“ gleich den Leuten in Andalusien, von denen er mit einer geflissentlich zur Schau getragenen Geringschätzung sprach. Ueberhaupt fänden die „costumbres franceses“ hier ohne allen Vergleich mehr Anklang als die spanischen Sitten. Um Madrid kümmere sich hier niemand, Paris sei der Mittelpunkt aller Interessen; dorthin seien aller Augen gewendet; mit der französischen, nicht mit der spanischen Hauptstadt habe man die vielfältigsten und wichtigsten Beziehungen.

Er zog die trennende Linie zwischen Katalonien und Spanien so scharf als irgend möglich und in seinen zürnenden Mienen, in dem Ton seiner Stimme lag noch mehr Feindseligkeit als selbst in den Worten. So zeigte sich mir in der

Hauptstadt Kataloniens gleich vom ersten Augenblick an das neue Erwachen einer besonderen katalanischen Nationalität, mit viel größerer Energie und in ernsterer Bedeutung als zu Valencia.

Das energische Streben dieser Nationalität sich zu behaupten, sich nicht in eine andere zu verlieren, geht natürlich genug aus ihrer Geschichte hervor. Nicht nur der Hof der Grafen von Barcelona, auch der der Könige von Arragonien war, nach der Verbindung des Reichs mit dem Lande dieser Grafen, ein Hauptsitz provenzalischer Sprache, Dichtung und Kultur. So war Katalonien nicht nur selbständig, sondern vielfach maßgebend in der Verbindung mit den arragonischen Kronlanden. In der Verbindung mit Kastilien ging die Selbständigkeit großentheils verloren, und eben deshalb wurde diese Verbindung in Katalonien mehr noch als in anderen Ländern der arragonischen Krone als eine Unterdrückung durch Kastilien empfunden. Wie oft ist Katalonien in den Fall gekommen sich gegen Kastilien zu empören. Es hat sich gegen Philipp II. erhoben, gegen Philipp IV. und noch im spanischen Erbfolgekrieg. Nur gegen Napoleon I. hat es gemeinschaftliche Sache mit Spanien gemacht.

Erwacht nun die seit den Albigenser Kriegen gewaltsam niedergehaltene Nationalität der Provenzalen diesseits wie jenseits der Pyrenäen zu neuem Leben, so ist es wohl natürlich, daß die Katalanen ihre Blicke nach Frankreich wenden. Dort finden sie vierzehn Millionen eines stammverwandten Volkes, das ihre Sprache redet.

Eine politische Bedeutung könnte das für jetzt nur dann gewinnen, wenn je die republikanische Partei Herr in Spanien würde und den alten Gegensatz in neuer Form wachriefe; wenn dann Kastilien die einheitliche Republik forderte, um das herrschende Glied im Ganzen zu bleiben — Arragonien die föderative Republik auf seine Fahnen schriebe. Am leidenschaft-

lichsten würde man alsdann hier eine besondere Republik Katalonien fordern, die allenfalls nur durch ein lockeres Band mit Spanien verbunden bliebe.

Merkwürdig ist diese Erscheinung auch als eine geographische. Sonst bilden Gebirge die Sprachscheiden, die Grenzen der Nationalitäten, und sind eben deshalb als die natürlichsten Grenzen der Länder anzusehen. Selbst Mittelgebirge bilden solche Scheidewände zwischen den Nationen, wie denn z. B. französische und deutsche Sprache sehr bestimmt durch die Vogesen und Ardennen geschieden sind. Die mächtige Kette der Pyrenäen aber bildet eine solche Scheidewand nicht. Sowohl die Basken im Westen, als die Katalonen im Osten, hausen auf beiden Seiten des Gebirges. Auch politisch wie durch ihre Nationalität haben die Cerdagne und Roussillon auf der französischen Seite der Pyrenäen lange Zeit, bis auf Ludwig XIV. herab, zu Katalonien gehört. —

Ein hier seit Jahren ansässiger Deutscher bestätigte mir Alles was ich aus den Worten des Katalanen gefolgert hatte, und namentlich, daß die provenzalische Nationalität sich hier vielfach regt. Die Literatur in der Landessprache ist überhaupt in raschem Wachsen; die hier gefeierten „jeux floraux" kommen mehr und mehr in Aufnahme, Katalonien stellt dabei die meisten, Valencia die wenigsten Dichter in provenzalischer Sprache; eine ansehnliche Zahl kömmt jedes Mal aus dem südlichen Frankreich herüber, und diese Dichterfeste führen zu vielfachen Verbrüderungen mit den Südfranzosen. In Beziehung auf die augenblickliche Lage und Stimmung fügte er hinzu: die wohlhabenderen Stände seien im Stillen für Montpensier — die Menge aber sei laut republikanisch gesinnt — und sie trage bei den Wahlen stets den Sieg davon.

Barcelona macht einen durchaus modernen Eindruck. Von Arkaden umgeben, unter denen sich Kaufläden aneinander reihen, erinnert die Plaza real an das Pariser Palais Royal und gleicht mehr dem weiten Hof eines Bazar-Palastes als einem öffentlichen Platz. Nur die Häuserreihe, die ihn nach der Seite hin begrenzt, trennt diesen Platz von der Rambla, der Hauptstraße Barcelona's, um die sich das öffentliche Leben der Stadt vorzugsweise bewegt. Wie ihr Name andeutet, war hier ehemals das tief in den Boden gerissene Bett eines Wildbaches, der vorlängst um die Stadt geleitet worden ist. In ihrer gegenwärtigen Gestalt erinnert die Straße, mit einer Baumallee in der Mitte, an die Linden in Berlin. Dem großen Theater gegenüber erweitert sie sich zu einem kleinen unregelmäßigen Platze, den ein Brunnen, font de vell (Erzbrunnen) ziert — eine abgestumpfte viereckige Pyramide, und darauf eine geharnischte Gestalt ohne künstlerischen Werth, die Barcelona bedeuten soll. Die Symbolik trifft nicht mehr zu, denn Barcelona ist nicht mehr geharnischt. Das gegen Kastilien erbitterte Volk hat den Augenblick, wo es Herr war, benützt, um die von Philipp V. allerdings als kastilische und bourbonische Zwingburg erbaute Citadelle zu schleifen — und die Wälle der Stadt dazu —: die Wälle, eben die Wälle, die während der inneren Kriege die Stadt lange gegen kastilische Vergewaltigung geschützt hatten. Barcelona hat damit seine militärische Bedeutung für die Landesvertheidigung verloren. Ob zum Vortheil des Landes ist die Frage; aber wehe der spanischen Regierung, die es versuchen wollte, die Festungswerke von Barcelona in irgend einer Form wieder aufzubauen.

Der muro del mar, zu dem die Rambla führt, der sich auf die Felsen des Ufers gegründet, an der inneren Seite des Hafens dahinzieht, ist der einzige noch erhaltene Theil der alten Wälle. Im Winter der sonnige elegante Spaziergang der

Stadt, bietet er nach beiden Seiten hin eine merkwürdige Aussicht auf die Stadt und auf den Hafen, eine von der Natur zwischen dem Ufer und einer ihm gleichlaufenden Landzunge gebildete Bucht, die nicht ganz sicher scheint, da sie gegen die Südwestwinde keinen Schutz hat.

Jenseits des Hafens auf der Landspitze liegt Barcelonette, ein Schifferstädtchen mit vielen Speichern. Dort ankern den Quai entlang die meisten Kauffahrteischiffe, doch nicht in solcher Menge wie man in dem ersten Hafenplatz Spaniens erwarten sollte. Nicht entfernt zeigt sich da ein Schiffsgedränge wie etwa in Hamburg oder in Marseille.

Schweift dann der Blick am Ufer dahin nach Südwesten, so wird man gewahr, daß die Zerstörung der Festungswerke der Stadt allerdings jede Bedeutung für die Landesvertheidigung genommen, sie aber keineswegs von jeder Zwingburg befreit hat; denn dort erhebt sich hart am Ufer, in abgerundeter Kegelform, der Mont Juich und auf seinem Gipfel die drohende Bergfeste. Sie beherrscht die Stadt und den Hafen bis in seinen innersten Winkel hinein, zumal mit der heutigen Artillerie.

Nach Innen zu, an der Stadtseite, ziehen sich schnurgrade schmale Straßen den Wall entlang; zwischen ihnen öffnet sich die kleine grüne Plaza de Medina Celi mit einem Springbrunnen. Barcelona ist sehr gut mit Wasser versorgt; eine Leitung führt es ihr aus Gebirgsquellen in reicher Menge zu und speist die vielen laufenden Brunnen. Der größte derselben mit vielen Statuen ausgestattet, steht auf der mit Alleen bepflanzten Plaza del Palacio, unweit des Hafens. Hier liegt auch die Börse sowie der königliche Palast, der erst 1844 diese Bestimmung erhalten hat. Die alte Burg der Grafen von Barcelona war nämlich Kloster geworden, und da von den bourbonischen Königen keiner je ein Verlangen hegte, in der feindselig gesinnten Stadt zu verweilen, wurde das Bedürfniß

hier am Ort einen königlichen Wohnsitz zu haben, nie empfunden, als bis nach Beendigung des Karlistenkrieges Isabella II. von ihrer Mutter, der Regentin, begleitet, Katalonien durch ihre Gegenwart zu beglücken gedachte. Da wurde dann in aller Eile die ehemalige Tuchhalle, zur Zeit Wohnung des Civilgouverneurs, dazu eingerichtet: ein einfacher viereckiger Steinkasten mit Kalkbewurf, dem man durch einen rothen Anstrich und eine darauf gemalte unsinnige gothische Architektur eine seiner neuen Bestimmung entsprechende Würde zu verleihen meinte. Da die Malerei durch den Einfluß der Witterung zum Theil wieder verbleicht ist, nimmt sich die verregnete Gothik sehr kläglich aus.

Im Innern der Stadt fehlt natürlich die in neuester Zeit unerläßliche plaza de la constitucion nicht. An diesem kleinen viereckigen, bis vor Kurzem plaza de S. Jayme genannten Platz, liegt die casa consistorial, ein Bau aus dem vierzehnten Jahrhundert, den man aber im Jahre 1832 mit einer banal-modernen Façade ausgestattet hat, um ihn dem gegenüber liegenden, im Stil der Nachahmer Palladio's aufgeführten Palast der „Deputation" ebenbürtig zu gestalten.

Von hier führt die enge Straße del Obisbo zwischen unansehnlichen Häusern an der Außenmauer des Kreuzgangs der Kathedrale entlang. Alles ist hier eng, baufällig, vernachlässigt, wie man es in einer rührigen Handelsstadt nicht erwartet. Der von Außen sehr unansehnliche bischöfliche Palast endigt gegen die Plaza nueva hin mit einem alten runden Thurm; ein Beweis, daß der Bischofssitz ehedem eine feste Burg war. Auf der anderen Seite der Straße wird ein ähnlicher Thurm nebst einem alterthümlichen Hause als Rest des Schlosses der Grafen von Barcelona bezeichnet. So lagen hier im Innern

der Stadt in alter Zeit zwei feste Burgen neben einander; erklärlich genug einer leicht bewegten Bevölkerung gegenüber. Aber wie war damals ihre nächste Umgebung gestaltet? Schwerlich waren sie wie jetzt von dichtgedrängten Häusern umgeben. Sich den glänzenden Hof der Grafen von Barcelona, die Gesänge der Troubadours, die Sitzungen der Liebeshöfe, in denen Damen das Urtheil sprachen, sich das gesammte provenzalische Kultur- und Hofleben von solchen Winkelgassen umgeben zu denken, ist unmöglich. Wahrscheinlich lagen beide Burgen damals am Saum der Stadt gegen das freie Feld hin. Auch läßt der Name des zunächst anstoßenden von Wohnhäusern umgebenen Platzes „plaza nueva“ wohl erkennen, daß die Stadt sich erst in verhältnißmäßig später Zeit dorthin ausgedehnt hat. Dem Portal der bischöflichen Burg gegenüber führt ein enges Gäßchen zu dem Parvis der Kathedrale, d. h. zu einem kleinen Platz, dessen eine Seite die Stirnseite der Kirche bildet, der gegenüber Stufen in ein tiefer gelegenes Gäßchen hinabführen. Im Uebrigen ist dieser Vorplatz von alterthümlichen den Einsturz drohenden Baulichkeiten umgeben, zum Theil Resten der alten Grafenburg, die noch gegenwärtig den Klosterfrauen von Santa Clara zum Aufenthalt dienen. Ein anderes Haus, schräg rechts von der Kirche, hat ein sehr schönes Rundbogenpförtchen.

Die Kathedrale selbst ist nie vollendet worden; die Stirnseite steht im Rohbau da, mit einem gradlinig abgestumpften Giebel. Im Innern erkennt man wohl den Stil der Zeit, der seine Vollendung angehört: der späteren Jahrzehnte des dreizehnten, der ersten des vierzehnten Jahrhunderts — aber auch daß früher auf denselben Fundamenten eine weit ältere Basilika gestanden hat, die wohl aus der Zeit gothischer Herrschaft, vor dem Einfall der Araber, herrühren mochte. Von ihr ist nichts übrig als die Fundamente und es scheint sogar, daß der

der gegenwärtige Bau der dritte auf diesem Fundamente ist, und daß zwischen diesem und dem ältesten ein zweiter Bau hier errichtet war, eine Rundbogenbasilika mit flacher Holzdecke. Von diesem Dom ist der ganze Unterbau bis zur Höhe der Seitenschiffe erhalten. Auch in ihrer heutigen Gestalt zeigt die Kathedrale nicht die Kreuzform, die schon zur Zeit des späteren Rundbogenstils durchaus herrschend geworden war, sondern, den alten Fundamenten folgend, die ältere Form der Basilika. Sie hat drei Schiffe und an jeder Seite des Langhauses eine Kapellenreihe; Pfeilerarkaden, später eingebaute gothische Kreuzgewölbe, und nach Weise der ältesten Kirchen Emporen über den Kapellen; keine Kuppel über den Vierungspunkt, dagegen eine solche, ganz unorganisch, fast unmittelbar am westlichen Giebel. Das Mittelschiff, in seiner jetzigen Gestalt der letzten Erneuerung angehörig, ist, wie das in Spanien und dem gasconischen Frankreich so häufig vorkommt, nur wenig höher als die Seitenschiffe und da an dem Oberbau noch ein Pseudotriforium um das Langhaus läuft, sind die Oberfenster verhältnißmäßig sehr klein. Dazu sind die Seitenfenster durch Kapellen verbaut, so daß nur wenig Licht in den Raum fällt. Sehr eigenthümlich ist die, aus dem zweiten Dom erhaltene Anlage der Kapellenreihen, von denen je zwei unter einer Arkade des Kirchenschiffs vereinigt sind. Die Kapellen sind offen; eine jede hat ihr eigenes Rundbogengewölbe, so daß die Reihen der Kapelleneingänge unter den hohen Spitzbogen-Arkaden eine zweite, niedrigere Arkadenreihe bilden.

Unter dem wenig erhöhten Chor (Tribüne) öffnet sich eine Krypta, mit dem Grabe der heiligen Eulalia, der Schutzpatronin der Stadt, der auch die Kathedrale geweiht ist. Die breite Treppe, die aus dem Langschiff hinabführt, die ewigen Lampen, die dort unten flimmern, gestalten sich für den vom Haupteingang auf den großen Altar Zuschreitenden zu einem sehr wir-

fungsvollen Bilde. An sich ist indessen die Barockarchitektur der im vorigen Jahrhundert erneuten Krypta durchaus verwerflich.

Dem Chor der Kirche sind nach außen zwei Thürme angefügt, von denen man den einen allerdings nicht leicht gewahr wird.

Der Kreuzgang ist von hohen leichten Pfeilerarkaden umgeben, ein schönes Beispiel der reichen Gothik des fünfzehnten Jahrhunderts. Der viereckige Raum im Inneren, einst Begräbnißplatz, bildet jetzt einen Garten, dessen Orangenbäume und Blumen von einem Springbrunnen in der Mitte erfrischt werden. In der Nordostecke ist ein zierlicher Pavillon über einem laufenden Brunnen angefügt, ein ungemein anmuthiger Bau auf der Grenzscheide zwischen Renaissance und Gothik. Wie die kühle Halle der Seidenbörse in Valencia, wird auch dieser schattige Raum, während der heißen Tagesstunden, mit Vorliebe von einem Publikum aufgesucht, das da heiter plaudernd lustwandelt oder auf den Stufen der Kapellen schlummert und gelegentlich bettelt. Eine dieser Kapellen an der Westseite ist um Jahrhunderte älter als die heutige Kathedrale, wird aber trotz dieses ehrwürdigen Alters als Durchgang in ein enges Gäßchen benutzt. Auch abgesehen von dieser Kapelle zeigen sich noch Reste eines älteren Kreuzgangs, der einst auf denselben Grundmauern gestanden hat.

Unweit der Kathedrale in der Calle del Paradis, einem trotz des vielversprechenden Namens sehr ärmlichen Gäßchen, birgt ein schmales hohes Haus den einzigen Ueberrest aus römischer Zeit, den Barcelona besitzt. Ein in das Pflaster eingelassener Mühlstein bezeichnet in dieser Straße den höchsten Punkt der Stadt — der sich, beiläufig bemerkt, nur wenig über das durchschnittliche Niveau erhebt. Der Stein liegt vor dem betreffenden Hause, das wußte ich, aber da das enge Gäßchen

hier einen Haken bildet, konnten damit drei verschiedene Häuser gemeint sein. Doch die Bewohner wissen sich im Besitz einer Merkwürdigkeit, die gelegentlich etwas eintragen kann. Wie ich mich unsicher in dem menschenleeren Gäßchen umsah, winkte mir eine rüstige, junge Magd aus hohem Fenster herab, und da ich ihren Winken folgte, führte sie mich die Treppen hinauf in ein ärmliches und enges, vollkommen leeres Gemach. Da stand ich vor vier kolossalen sehr schönen korinthischen Kapitälen aus guter Zeit, die sich, nur unbedeutend beschädigt, neun bis zehn Fuß hoch, in den vier Ecken vom Fußboden bis an die Decke erheben. Unmittelbar über dem Fußboden kommt noch ein kleiner Theil der canelirten Säulenschäfte zum Vorschein. Diese Säulen haben einst das Gebälk eines Tempels getragen; wahrscheinlich eines Peripteros mit doppelter Säulenhalle an der Giebelseite.

Die griechische Architektur macht selbst in ihren verstümmelten Resten stets den Eindruck des Freudigen und des Großartigen, weit über das materielle Maß der Denkmale hinaus. Doch muß nach den Marmor-Kapitälen zu schließen der Tempel hier auch den Maßen nach großartig gewesen sein, da die Säulen gegen achtzig Fuß hoch gewesen sein müssen.

Die Nachmittagstunden eines Tages wurden zu einer Fahrt nach La Gracia benützt; einem Ort, der vor Zeiten gesondert für sich in der Landschaft lag, jetzt aber durch viele Neubauten mit der Stadt nahezu verbunden ist. Es sind meist Fabrikarbeiter, die hier wohnen, doch liegen zwischen ihren Behausungen, namentlich in den Seitenstraßen, auch Landhäuser reicher Einwohner aus Barcelona. Das schien mir seltsam genug; denn gewiß gewinnt man kaum etwas, wenn

man sich für die heiße Jahreszeit aus einer Straße in Barcelona, in eine Straße in La Gracia versetzt.

Der hier angesiedelte Deutsche, der mich zu dieser Spazierfahrt abgeholt hatte, wollte mir hauptsächlich an Ort und Stelle zeigen, welches Unheil — das nach seiner Meinung leicht zu vermeiden war — hier auf Veranlassung der Oktober-Unruhen (1869) angerichtet worden ist. Er klagte: der Aufstand sei zu Anfang sehr leicht niederzuschlagen gewesen — aber der kommandirende General habe Verstärkungen herangezogen um den Aufstand bedeutend erscheinen zu lassen; habe gezögert um ihn heranwachsen und bedeutender werden zu lassen; dann habe der General bei dem Angriff Artellerie verwendet, was gar nicht nöthig gewesen sei —: Alles, um glänzende Berichte einsenden und sich eines wichtigen Dienstes rühmen zu können, den er dem Lande geleistet habe. Endlich habe er den Ort, den er mehrere Tage über freventlich einigen hundert „Taugenichtsen" überlassen hatte, behandelt, als ob seine sämmtlichen Bewohner Mitschuldige des Aufstands gewesen wären.

Möglich sind dergleichen Dinge im heutigen Spanien im Allgemeinen, in der spanischen Armee insbesondere, das ist nur all zu wahr.

Am Ende der Allee, die nach La Gracia führt, fehlen die Bäume. Die Insurgenten, im Besitz des Orts, haben sie abgehauen, um einen geschleppten Verhau daraus zu bilden; ein schwaches Vertheidigungsmittel.

In der Hauptstraße des Fleckens waren viele Dächer zertrümmert, an fast allen Häusern Spuren von Kanonenkugeln sichtbar; ein Haus dem Eingang grade gegenüber, war ganz durchlöchert.

Von La Gracia fuhren wir nordostwärts an den Bergen entlang nach San Martin de provençal hin. Ueberall öffneten sich schöne Blicke auf Barcelona und das grüne Gelände; in allen

Gärten sah ich kolossale Feigenbäume, groß wie Waldbäume mit stattlichen Kronen. Sie treten hier an die Stelle der Oliven und Maulbeerbäume und machen den Eindruck einer reicheren Vegetation, weil sie nicht wie diese letzteren ihres Laubes beraubt werden. Das schöne grüne Hügelland hat ganz europäischen Charakter, während Andalusien mit seinen Dattelpalmen und Aloehecken an Afrika gemahnt.

An den Bergen liegen viele elegante Landhäuser, bei dem einen, das einem vornehmen katalanischen Herrn gehört, ist ein Irrgarten aus Myrthenhecken angelegt, und der scheint ein Lieblingsziel für die Ausflüge der wohlhabenden Einwohner Barcelonas zu sein.

Die zur Zeit theilweise vernichtete Allee, die von Barcelona nach La Gracia führt, bildet den Paseo, den Corso der Stadt; am Donnerstage wird er vorzugsweise von der eleganten Welt besucht. Wenn aber auf diesen Tag ein Feiertag fällt, bleiben die eleganten Equipagen aus; denn sich mit den unteren Ständen zusammenzufinden, vermeidet die erste Gesellschaft von Barcelona; zwar eine ausschließlich kaufmännische, ist sie doch nicht weniger exclusiv — nach unten — als irgend eine andere.

Die große Oper in dem Theater Santa Cruz ist nur im Herbst und Winter geöffnet. Ich besuchte eines Abends das Theatro Lyceo — das einzige, das zur Zeit spielte — und erlebte da ein Familien-Drama „El paradiso perdido,“ das mich lebhaft an Iffland, an dessen gediegene Moral, und großartigen Welt- und Lebens-Anschauungen erinnerte. Das Paradies, das in diesem Stück verloren geht, ist ein sehr nüchternes und leeres Land- und Familien-Leben, in dem eben nichts vorgeht als aufstehen — speisen — lustwandeln und

wieder zu Bett gehn — wobei es aber natürlich alle Betheiligten, ohne Ausnahme, herzlich gut mit einander meinen. Zwei alte Herren, die sich darin ausnehmend gefallen, beabsichtigen diese harmlose Seligkeit auch für ihre Kinder für immer festzustellen; der Sohn des Einen soll zu diesem Ende die Tochter des andern heirathen; die junge Dame ist auch ganz damit einverstanden; der junge Mann aber empört sich, er hegt den thörichten Wunsch, wirklich zu leben, und will hinaus aus diesem engen Kreise. Er stürzt sich in die Welt, und es gelingt ihm auch eine große und glänzende Rolle darin zu spielen; er wird Minister — dann aber wieder gestürzt, durch allerschwärzeste Intriguen, wie sie von der Schwärze nur auf dem Theater zu finden sind. Da geht ihm ein Licht auf! er sieht nun, in was für stillen Winkelchen das echte Glück allein zu finden ist, und kehrt reuig zurück zu den beiden Alten, zu der harmlosen Schönen, in die Seligkeit der Nullität und Langeweile.

Wie seltsam, daß ich in Deutschland längst verschollene Dinge in Spanien wiederfinden mußte: eine Erziehungs-Anstalt nach Rousseau-Campeschem Zuschnitt in Valencia — und Ifflands Geist auf diesem Theater! Die Vorstellung war Benefiz der Künstler und Künstlerinnen des Theaters und wie in Italien saßen auch hier zwei dieser Herren an der Kasse, durch Wachslichter glänzend beleuchtet, neben einem Becken für freiwillige Gaben über den Preis der Billete hinaus; doch war diese Einnahme für diesmal eine sehr geringe.

In Begleitung eines Führers unternahm ich eines Morgens früh einen Spaziergang nach dem Mont Juich. Es bedarf einer Erlaubniß, die Feste zu besichtigen, und man hatte mir gesagt, daß ich sie an Ort und Stelle leicht erhalten würde.

Dort aber erhielt ich den Bescheid, daß eine schriftliche Erlaubniß des kommandirenden Generals erforderlich sei, und so mußte ich mich denn damit begnügen, von außen um die Werke herumzugehen. Sie scheinen ziemlich complicirt, wie das immer der Fall zu sein pflegt, wo ein solcher Bau nicht nach einem folgerichtigen Plan erbaut ist, sondern stückweise, nach wechselnden Ansichten, so wie es Bedürfniß und verfügbare Mittel mit sich brachten. Außenwerke hat die Festung nicht; doch sind Wälle und Mauern gut unterhalten, während man andere für die Landesvertheidigung wichtigere Plätze schmählich verfallen läßt. Auch hat dies Bergschloß, das nur eine Besatzung von einigen hundert Mann bergen kann, nur dadurch, daß es Stadt und Hafen beherrscht, als Zwingburg eine Bedeutung. Die Meinung, welche die Spanier von der Widerstandsfähigkeit dieser Feste haben, ist eine sehr übertriebene.

Von diesem hohen Aussichtspunkte, der eine weite Umschau auf das fruchtbare Thal des Llobregat so wie auf den Hafen und das Meer gewährt, sah ich, daß man von dem Fuß des Mont Juich aus an einem neuen Molo baut, der bestimmt ist den Hafen gegen die Südwestwinde zu schützen. Leider wird dieses wichtige Unternehmen der spärlichen Mittel wegen sehr langsam betrieben.

Während meines Aufenthalts in Barcelona hatte ich Gelegenheit die verhältnißmäßig sehr starke Garnison in ihrer Gesammtheit unter Waffen zu sehen. Der kommandirende General hatte, ohne daß eine besondere Veranlassung dazu vorlag, eine große Parade auf der Rambla angeordnet.

Unter den Bäumen bewegte sich zu der festgesetzten Zeit, um sechs Uhr, eine erwartungsvolle Menschenmenge. Die Anordnungen waren aber nicht zum besten getroffen; der Anmarsch der Truppen von verschiedenen Kasernen her war schlecht berechnet, die Kolonnen kreuzten einander beständig, so viel auch

Generalstabsoffiziere geschäftig hin und her sprengen mochten, der Aufmarsch unter den Bäumen ging nur sehr langsam und unsicher von Statten. Zwei Jägerbataillone erschienen in fast zu Lumpen abgetragenen Röcken, und kein einziges Bataillon war volle dreihundert Mann stark.

Auf Pünktlichkeit ist in Spanien auch in militärischen Dingen nicht zu rechnen. Der Kommandirende hatte im Tagesbefehl angekündigt, daß er die Parade um sechs Uhr abnehmen werde, erschien aber selbst erst um halb acht Uhr, als es bereits anfing zu dämmern; selbst am hellen Mittag hätte er übrigens aus der Entfernung, in der er außerhalb der Allee an den unter den Bäumen halb versteckten Truppen dahin ritt, nicht viel davon sehen können. Der Vorbeimarsch, bei schwindendem Tageslicht begonnen, wurde in völliger Dunkelheit ausgeführt; es war die erste Truppeninspektion im Dunkeln, die ich je erlebt habe.

Später erfuhr ich von angesehenen Männern der Stadt, warum dies Schauspiel das Interesse der Bevölkerung in so hohem Grade erregt hatte. Da diese Parade ohne jegliche Veranlassung angeordnet war, hatte sich in der Stadt sofort das Gerücht verbreitet, es werde dabei vor den Truppen ein neuer König von Spanien proklamirt werden. So gewohnt ist man hier zu Lande, daß alle politischen Veränderungen, alle Revolutionen durch die Armee gemacht werden und mit einer Parade beginnen!

Ein Besuch bei Don Basilio, jenem Katalanen, der mir so offen und entschieden über die hier im Lande herrschende Stimmung Auskunft gegeben hatte, gab mir Gelegenheit auf den Gegenstand unseres früheren Gesprächs zurückzukommen. Ich bemerkte, der alte Gegensatz, den Kastilien und Arragonien

bilden, sei nie ausgeglichen, vielmehr stets von neuem angeregt worden; namentlich habe wohl Arragonien die Herrschaft der bourbonischen Könige von Spanien als eine Unterdrückung durch Kastilien empfunden; jetzt scheine mir der Gegensatz durch das neu erwachte Interesse für die katalanische Landessprache, wesentlich verschärft.

Don Basilio war sichtlich besorgt neulich zu weit gegangen zu sein, zu viel gesagt und sich compromittirt zu haben. Er bemühte sich nun Ein und Anderes von seinen früheren Aeußerungen zurückzunehmen oder zu beschränken, und behauptete in diesem Sinn, der Gegensatz von Arragon und Kastilien sei jetzt im Gegentheil nicht mehr so schroff wie noch vor wenigen Jahren.

Arragon, und insbesondere Katalonien, habe vollkommen Recht gehabt, die Herrschaft der Bourbons seit Philipp V. mit Ingrimm als eine Unterdrückung durch Kastilien zu empfinden. Man bedenke nur, wie namentlich Katalonien behandelt worden sei, nachdem die Bourbons und Kastilien Sieger geblieben waren nach den langen Kämpfen des spanischen Erbfolgekrieges. Niemand in Katalonien, vor Allem in Barcelona, durfte Waffen besitzen, sogar die Zahl der Tischmesser, die ein jeder im Hause haben durfte, sei bestimmt gewesen und die erlaubten mußten an die Wände oder die Tische gekettet sein.

„Kein Mensch", fuhr Don Basilio fort, wollte „kastilianisch" sprechen oder auch nur verstehen; die „fremde Sprache" zu wissen, habe für eine Schmach gegolten; auch in den gesellschaftlichen Kreisen der höheren Stände sei nur „katalan" gesprochen worden.

In letzter Zeit habe sich dieser Haß sehr verloren; die Eisenbahnen, der durch sie vermehrte Verkehr mit dem Innern Spaniens, das parlamentarische Leben seit 1834, an dem die Katalanen berufen seien Theil zu nehmen, hätten sehr viel dazu beigetragen. Man spreche sogar kastilianisch in der Gesellschaft.

Er habe nur sagen wollen: daß Madrid für die Katalanen gar nicht, durchaus nicht, der Mittelpunkt ihrer Interessen sei; Madrid existire gar nicht für die Katalanen! Mit Madrid wolle man nichts, gar nichts zu thun haben; alle Interessen Kataloniens, in Beziehung auf Leben, Mode, Literatur und Kunst wendeten sich nach Paris. Dorthin reise man von hier aus zum Vergnügen, nicht nach Madrid.

Seltsamer Weise sprach sich in Ton und Haltung Don Basilio's, während er diese angeblichen Einschränkungen seiner früheren Aeußerungen vorbrachte, sein eigener Haß gegen Kastilien in einer Weise aus, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen ließ. Zum Schluß verstieg er sich noch zu der kühnen Behauptung: Katalonien würde nichts gegen eine Eroberung durch Frankreich und eine Vereinigung mit Frankreich haben.

Er hatte früher gesagtes zurücknehmen und einschränken wollen, und war im Eifer der seiner mehr und mehr Herr wurde, dahin gekommen, weit über alle seine früheren Aeußerungen hinauszugehen.

Der wechselnde Gang der Stimmung hier im Lande scheint mir wohl erklärlich. So lange man die Unterdrückung durch Kastilien noch in ihrer ganzen Härte empfand, war der Haß gegen Kastilien gewaltig. Hatte man auch von 1808—1814 gemeinsame Sache mit Spanien gegen Napoleon gemacht, so zeigte sich doch die alte feindselige Stimmung sofort wieder in dem zahlreichen Anhang, den Don Carlos in Katalonien fand, nachdem sich Kastilien für Donna Isabella II. erklärt hatte. Eine andere Grundlage als diese konnte der Karlismus in diesen Provinzen nicht haben. Der Kampf mit dem Karlismus zwang dann aber alle diejenigen Elemente der Bevölkerung, die nicht einer klerikalen und absolutistischen Reaction verfallen wollten, sich mehr als früher an Spanien und seine Regierung anzuschließen.

In neuster Zeit aber scheint der Gegensatz wieder verschärft hervorzutreten, weil sich Katalonien durch die Freihandelspolitik der Regierung verletzt fühlt; weil man sich hier ferner sagt, daß man an Steuern mehr als jeder andere Theil des Reichs beiträgt und dafür die örtlichen Interessen durch die spanische Regierung zu Gunsten allgemeiner oder wie man hier die Dinge auffaßt, fremder Interessen aufgeopfert zu sehen glaubt; weil man berechnet, wie viel man finanziell durch die Isolirung gewinnen könnte, und endlich weil das neu erwachende Bewußtsein einer besonderen Nationalität hinzutritt.

Auch die angebliche Hinneigung zu Frankreich ließe sich erklären, ohne daß man dabei ausschließlich an ideale Motive zu denken brauchte. Vielleicht glauben die wohlhabenderen Stände in der Verbindung mit Frankreich einen besseren Schutz gegen eine socialistische Revolution zu finden, von der sie sich bedroht wissen, als in der Vereinigung mit dem schwachen Spanien. Besonders aber hat Katalonien eine ganz bedeutende Fabrikindustrie, die doch nicht ganz sicher auf einer ausreichenden, etwa der englischen ebenbürtigen Kapitalmacht ruht und des Schutzes bedarf. Diese Gewerbthätigkeit sieht sich durch die Freihandelspolitik der jetzigen spanischen Regierung gefährdet; wie wohl würde man sich unter den hohen französischen Schutzzöllen befinden! Welche Aussichten auf schnell anwachsenden Reichthum kann man sich da vorrechnen, einmal in solchen Interessen befangen und in einer Theorie, die ihnen entspricht.

Bei alledem bezweifle ich, daß Katalonien sich so leicht in eine Vereinigung mit Frankreich finden würde. Eine besondere katalanische Republick, in lockerem Verbande mit einem iberischen Staatenbunde würde wohl den Katalanen erwünschter sein.

Montserrat. Manresa. Cardona.

Zu einem Ausfluge nach den katalonischen Heilsstätten hatte sich mir ein junger Deutscher aus Barcelona angeschlossen. Wir fuhren zunächst mit einem Lokalzug in sehr unbequemen und unsauberen Wagen auf der Eisenbahn nach Martorell durch die prachtvolle Ebene am Llobregat, mit ihrem reichen Schmuck von Mandel-, Feigen- und Orangenbäumen. Die ganze Atmosphäre war mit Orangenblüthenduft erfüllt.

Die Gegend ist dicht bevölkert, sie ist fruchtbar und sorgfältig angebaut; die Felder sind durchaus regadio und die zahlreichen stattlichen Ortschaften der Sitz einer großartigen Baumwollen- und Seidenindustrie. Höher am Llobregat hinauf nimmt die Fabrikthätigkeit allmählich ab und der Feldbau herrscht endlich allein.

Bei Martorell konnte ich diesmal die Brücke Hannibals genauer betrachten. Sie wäre als ein Werk des Alterthums sehr eigenthümlich, denn es ist ein einziger, sehr hoher Spitzbogen, der sich von einem Ufer zum anderen hinüber wölbt. In den Brückenbollwerken zu beiden Seiten sind Durchlässe ausgespart, bestimmt Hochwasser aufzunehmen. Der eine ist im Spitzbogen, der andere im Rundbogen überwölbt. Dieser letztere könnte allenfalls Rest einer vielleicht einst von Hochfluthen weggerissenen römischen Brücke sein. Die Brückenbahn ist sehr schmal, nur eben genügend für Saumthiere. Am Eingang der Brücke vom rechten Ufer her, erhebt sich ein Thorbogen, der für einen Triumphbogen zu Ehren Hasdrubals, — auf dem Scheitelpunkt ein zweiter, der gar nicht erklärt

wird. Sie mögen gedient haben, die Brücke zu schließen, wie das im Mittelalter öfter vorkömmt.

Martorell bedeckt einen Hügel am rechten Ufer des Llobregat bis zu seinem Gipfel hinan. In einer Posada außerhalb des Städtchens bestiegen wir um zehn Uhr Morgens die Diligence, die nach Colbató geht, einem Ort, von dem aus die Pilgerfahrt auf den Montserrat gewöhnlich unternommen wird.

Die Diligence war eine Tartane aller primitivster Art, ein zweiräderiger Karren mit einem Leinwanddach, in den man von der Rückseite hineinkriechen mußte, um dann seitwärts zu sitzen; Landleute aus der Umgegend hatten bereits die besten Plätze darin eingenommen. Ein tüchtiges Maulthier war in die Gabel gespannt, ein anderes als leader davor. So ging es, wenn auch nicht bequem, doch leidlich rasch durch ein fruchtbares, gut angebautes, lachendes Hügelland; über die Schultern des Kutschers hinweg hatten wir während der Fahrt einen prachtvollen Blick auf den Montserrat, ein Felsengebilde ohne Gleichen.

Gegen ein Uhr erreichten wir das zwischen Rebgeländen und Kornfeldern nahe am Fuß des Wunderfelsens gelegene Colbató, das nur aus wenigen ärmlichen Steinhütten besteht.

Der stattliche Wirth der „Posada nueva de las cuevas“, dem besten wenngleich sehr mittelmäßigen Gasthof der ganzen Gegend, begrüßte, gleich seinen beiden bildhübschen Töchtern, meinen Reisegefährten als alten Bekannten auf das freundlichste in katalanischer Sprache, erinnerte sich seiner früheren Besuche und heiterer Abende — und bereitete uns ein leidliches Mahl. Dann machten wir uns, von einem mit Fackeln versehenen Führer begleitet, zunächst nach den Tropfsteinhöhlen auf.

Der Pfad führt über einen Höhenzug, der die Ruinen einer kleinen Burg trägt, die wie alle mittelalterlichen Trümmer in Spanien, das Castillo moro genannt wird; in diesem Landestheil

wohl am wenigsten mit Recht, da die Araber hier nur kurze Zeit Herren, ansässig eigentlich nie gewesen sind.

Nun standen wir unmittelbar vor dem Montserrat, einem Gebilde der Natur, das seines Gleichen nicht hat. Die Felsmasse dieses Gebirgsstocks steigt anscheinend senkrecht aus den abgerundeten grünen Hügeln am rechten Ufer des Llobregat empor, vollkommen isolirt, ohne sichtbaren Zusammenhang mit den rückwärtigen Gebirgsketten. Aber nicht vulkanische Mächte haben sie durch die Erdrinde emporgetrieben; man steht mit Erstaunen vor einer neptunischen Formation, die keineswegs zu den ältesten Schöpfungen dieser Art gehört; vor einem Gestein, das ich bei meinen sehr mangelhaften geognostischen Kenntnissen nicht zu benennen weiß. Es scheint eine Masse von Thon und Sand, in die eine Menge Kalksteine sehr verschiedener Beschaffenheit, rund geschliffen wie die Kiesel in einem Flußbett eingebettet sind. Im Ganzen hat das Gestein eine hellgraue Farbe.

Die Eigenthümlichkeit des Montserrat wird weiter dadurch bedingt, daß die Schichten des Gesteins aufrecht gestellt sind. Die Fugen zwischen den Schichten wittern von oben herab aus, werden zu Spalten, die oben weiter sich nach unten verengen. So hat sich um den oberen Rand dieser Felsenburg ein Kranz von seltsamen, kühn gezackten Spitzen und Zinnen gestaltet. Was von oben abgewittert ist, hat um den Fuß der Felsen den Grund eines fruchtbaren mit Reben und Obstbäumen bepflanzten Abhangs gebildet, und aus dieser grünen Umgebung ragt der nackte Fels empor.

Der Anblick dieser wunderbaren, in früher Urzeit wahrscheinlich unzugänglichen Felsenformation muß, so lange hier Menschen hausten, gleichviel welchen Stammes sie waren, als etwas wunderbares, geheimnißvolles ihre Phantasie gefesselt haben. Ein jedes Volk sieht in den Tagen seiner Kindheit die Götter, die es anbetet, in seiner Mitte. Einem Volke, daß in

dem Lande umher seßhaft wurde, mußte es nahe liegen in dem Wunderstein den Wohnsitz, die Burg der Götter zu sehen; der Berg mußte ihm zum Heiligthum, und sobald der Begriff der Nationalität erwachte, zum Nationalheiligthum werden. Es ist kaum denkbar, daß der Montserrat nicht schon in früher Urzeit Gegenstand und Stätte eines besonderen Cultus geworden sein sollte. Blieb dieser Felsen dann auch zur Zeit der Römerherrschaft geheiligt? Wir wissen nur wenig von dem geistigen Leben der von Rom beherrschten Völker, aber wir wissen, daß die elastische Mythologie der Griechen und Römer Raum für eine stets wachsende Zahl von Göttern bot. Theils glaubten sie in den fremden Göttern die eigenen wieder zu erkennen, wie die Griechen in der auf Cypern verehrten semitischen Göttin ihre Aphrodite; theils ließen sie überall den genius loci, die örtliche Gottheit gelten. Und wir wissen auch, mit welcher Zähigkeit der Volksglaube Ueberlieferungen festhält, die an die Phantasie fesselnde Oertlichkeiten gebunden sind.

Die römische Kirche bedurfte der Gnaden- und Wunderorte viel entschiedener als die Religionen des Alterthums, um der Phantasie und des Gemüths der Völker Herr zu werden. Wir sehen, daß sie überall, wo sie bemüht war ein Volk zu bekehren, sich seiner Opferstätten wie seiner nationalen Festtage gleichsam bemächtigte und den Letzteren, da sie nicht zu unterdrücken waren, eine christliche Bedeutung beilegte. Die Höhen, in denen die alten Völker den Sitz der Götter verehrten, sind zwar oft, wie der Brocken im Harz, warnend und strafend, für den Tummelplatz böser Geister erklärt worden, oft aber auch wurde das heidnische Heiligthum, Opferstätte oder Göttersitz, durch ein Kloster in christlichem Sinn geheiligt, durch eine Legende mit dem Zauber des märchenhaft-poetischen umgeben, durch ein Gnadenbild zum Ziel christlicher Wallfahrten gemacht, zu denen sich die früheren heidnischen gestalteten. Die Ueber-

lieferungen, die in älterer Zeit um den Montserrat schweben mochten, sind längst vergessen, gleichsam im Glanz der neuen Wunder, die von hier ausgingen, erloschen. Wir wissen nur, daß die Kirche, bald nachdem das Land von den Arabern befreit war, im Jahre 880 n. Ch. von dem Montserrat Besitz genommen hat. Er wurde der nationale Wunder- und Gnadenort des selbständigen Kataloniens, wie das werdende Reich Leon sich kurz zuvor einen solchen in Compostella geschaffen hatte.

So merkwürdig der Berg ist, so wenig entsprechen die Tropfsteinhöhlen, die Cuevas, dem Ruf, dessen sie genießen. Auch ist die Wanderung durch dieselben, in Folge der von der Decke herabgestürzten Steine sehr beschwerlich. Nirgend öffnen sich weite, imposante Hallen und die Natur des Gesteins macht es außerdem unmöglich, daß der Eindruck dem der Tropfsteinhöhlen des Harzes oder gar dem der Fingalshöhle in Irland einigermaßen nahe käme.

Die Tropfsteingebilde sind hier nicht reiner Kalksinter. Das durchsickernde Wasser bringt nicht nur Kalk, sondern zum größten Theil Sand und Lehm herab. Dadurch erhalten die Stalaktiten eine schmutzig gelbbraune Farbe und sehen wie geknetеter Lehm oder feuchter, mürber Sandstein aus. Weder das Fackellicht noch bengalische Flammen bringen eine große Wirkung auf diesem Hintergrunde hervor, trotz der gesuchten Namen, die man den verschiedenen Gebilden gegeben hat, z. B. Toilettenzimmer der Sylphiden u. s. w. Den beschwerlichsten Gang durch die boca del infierno, eine Oeffnung, die in die tiefsten Hallen führt, unterließ ich auf Rath des Führers, doch versicherte mich nachher mein Reisegefährte, daß sich die Anstrengung in keiner Weise belohnt habe.

Erst bei sinkendem Abend erreichten wir wieder die Hütten von Colbató, die aus unregelmäßigen Bruchsteinen nachlässig zusammengemauert sind. Auch im Innern sind sie unsauber

und schlecht gehalten und beinahe gar nicht mit irgendwelchem Hausrath ausgestattet. Die Thür steht den ganzen Tag offen, weil die Häuser entweder gar keine oder nur ganz kleine Fenster haben. Die Bewohner dieser fruchtbaren Gegend sind sehr arm. Es giebt hier keine Bauern; der Landmann ist Kleinpächter und gewinnt auf der gepachteten Scholle nicht mehr als einen kümmerlichen Tagelohn.

In der Posada wartete unserer das Abendessen; und es war inzwischen die dritte unverheirathete Tochter des Wirths heimgekehrt, die den Tag über die Pilgrime und Touristen auf der höchsten Klippe des Montserrat, auf San Geronimo, zu bewirthen hat. Jeden Morgen wandert sie mit einem Körbchen am Arm zu der 3500 Fuß über den Meeresspiegel gelegenen Klippe hinauf und kehrt Abends in das Vaterhaus zurück.

Um fünf Uhr früh am anderen Morgen bestiegen wir in der heitersten, erwartungsvollsten Stimmung zwei Maulthiere, denen ein Treiber zu Fuß folgte. Der Gebirgsstock des Montserrat, der sich dem Blick aus der Entfernung wie eine ungegliederte, compacte Felsmasse darstellt, ist in Wahrheit mehrfach zerklüftet durch schmale Spalten zwischen fast oder ganz senkrechten Wänden, und die bedeutendsten dieser Spalten dringen bis in das Herz der Gebirgsmasse hinein. Die Scheidewände, die solche Klüfte trennen, sind zum Theil so dünn, erheben sich auf so schmaler Grundlage, daß sie hier, wo das Auge sich an einen großartigen Maßstab gewöhnt, wie Theater-Dekorationen dazustehen scheinen. Ueberall sind sie am oberen Rande phantastisch ausgezackt und bilden lange Reihen spitzer Nadeln, selbst für Gemsjäger unersteiglich.

Die Felsenschlucht, durch welche wir in der balsamischen

Morgenluft hinanritten, ist breiter geöffnet als alle anderen, und dringt am weitesten in den Felsen hinein. Der Schutt, der in Folge der Abwitterung die Sohle dieser Schlucht bedeckt, ist im Lauf der Jahrtausende, unter dem Einfluß der Atmosphäre, und durch die Flechten-Vegetation, wie sie am Gestein Wurzel zu fassen pflegt und dann verwest, fruchtbar geworden, und da es in der Tiefe, wo sich der Niederschlag sammelt, an dem feuchten Element nicht fehlt, ist ein frisches Gebüsch darin aufgeschossen.

Die Kirche erklärt die Zerrissenheit des Felsens in einer Weise, die darauf berechnet ist die Heiligkeit des Wallfahrtsortes zu erhöhen: der Fels, lehrt sie, habe sich in dem Augenblick gespalten, in dem Christus am Kreuz verschied. Die Katalanen, denen man das erzählt, wissen natürlich nicht, daß dieselbe Legende in Toscana von dem Felsen von La Vernia erzählt wird.

Hoch oben bildet die Kluft eine Gabel, der Pfad zur Rechten führt zum Kloster hinan; wir schlugen zunächst den zur Linken nach San Geronimo ein. Die Wanderung dorthin ist für die Pilgrime die nothwendig geachtete Einleitung zu der Wallfahrt nach dem Kloster. Höher hinauf wird die Schlucht flacher zwischen niedrigeren Felswänden, und entmündet sich aufwärts auf ein nacktes Felsenplateau hinaus. Da, in den zum Theil leicht überdachten Ruinen einer längst verlassenen Einsiedelei, hält die schöne Wirthstochter aus Colbató ihre Erfrischungen feil. Die sind, zumal der Wein, in einem Felsenkeller verwahrt, zu dem sie jeden Morgen den Schlüssel mitbringt. Sie war heute schon vor uns hier eingetroffen.

Ueber einen flach ansteigenden, nackten Felsabhang wanderten wir zur höchsten, völlig abgerundeten Klippe hinan, die zugleich die nordwestliche Spitze des Montserrat bildet. — Nach Norden und Nordosten beherrscht der Blick von dort aus das

Thal des Llobregat und seines Nebenflusses des Cardoner, die sich wie helle Metallbänder durch das grüne Hügelland winden; darüber hinaus erheben sich die Pyrenäen mit ihren mächtigen Schneespitzen. — Nach Süden soll man an hellen Tagen über das Meer hinweg die Balearen sehen. Heute jedoch lag am Horizont ein duftiger, leichter Nebel, der uns selbst das Meer verhüllte. — Was aber vor Allem die Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich zieht, ist der Felsen selbst und seine wunderbare Structur, die man von hier aus mit vollkommener Klarheit übersieht.

Der Berg ist fortwährend viel besucht. Während wir auf der Spitze verweilten, kamen zwei Touristen herauf, die sich von ihrem Führer bestimmen ließen, auf dem Bauch liegend in die Felsenspalten am Rande des Plateau's hinabzuschauen — und als wir in die Einsiedelei zurückkehrten, fanden wir da mehrere Gruppen von Wallern, die sämmtlich nach dem Kloster unterwegs, den unerläßlichen Abstecher nach San Geronimo gemacht hatten und sich hier durch ein einfaches Frühstück für den weiteren Weg stärkten. Es waren Leute aus dem Arbeiterstande, darunter Frauen in gesegneten Umständen, um derentwillen, wie sich ergab, die Pilgerfahrt unternommen war, da vor Allen Frauen in solcher Lage viel von dem Beistand der heiligen Jungfrau erwarten. So ist denn das Amt der Juno Lucina, die vor alter Zeit von den römischen Matronen angerufen wurde, auf eine Jungfrau übertragen.

Um von San Geronimo nach dem Kloster zu gelangen, mußten wir die Schlucht, durch die wir herauf gekommen waren, wieder bis zu dem Punkt hinabsteigen, an dem sie sich in zwei Arme spaltet, und dort in den Arm einbiegen, der in nordöstlicher Richtung nach dem Kloster zu bergansteigt Dieser Arm mündet aber nicht, gleich dem zuerst verfolgten, auf ein Plateau, er ist hoch oben, an seiner Wurzel von einer steilen

Wand geschlossen; von einem höheren Gebirgsriegel, der aus der Gegend von San Geronimo her nach Südosten streicht und den höchsten Kamm des Felsens bildet. Pilgrime zu Fuß wanderten vor uns den steilen Pfad hinan, der grade über diesen Felsrücken führt und riefen uns von Weitem zu. Ein etwas bequemerer Reitweg, dem wir folgten, führt rechtshin aus der Schlucht hinaus, und um den höchsten Theil dieses sperrenden Rückens herum.

Wie wir dann um das südöstliche Ende dieses Felsengrades herumbogen und sich uns die Aussicht jenseits nach Osten und Norden öffnete, erblickten wir vor uns, aber tiefer am Berge, jenseits einer gewaltigen Felsenschlucht, die sich zum Cardoner nach Monistrol hinabsenkt, auf einer natürlichen Terrasse, am Fuß einer höheren nackten Felswand, das wahrhaft kolossale Kloster mit den geringeren, aber doch weitläufigen Baulichkeiten, die sich daran reihen. Das Klostergebäude nimmt sich um so imposanter aus, weil man von diesem Punkt aus auch die mächtigen aus der Schlucht davor heraufgebauten Substructionen sieht, auf denen es zum Theil ruht. Die natürliche Terrasse am Fuß der höheren Felswand war zu schmal für den beabsichtigten Bau.

Dicht an dem Pfade der bergab dorthin führt, wurde eben eine neue Einsiedelei gebaut; wozu? — und für wen? — sind doch die alten verlassen.

Der Eingang zu dem Kloster-Anwesen liegt an der Wurzel der Schlucht, die sich nach Monistrol hinabsenkt, bei einem Röhrbrunnen, der aus Felsenquellen her reichliches Wasser spendet. Einen Vorhof umgeben unansehnliche Baulichkeiten, darunter ein sehr bescheidener Gasthof, ein Diligence-Bureau, ein Barbierladen und ein „Aposento," d. h. ein Obdach für arme Pilgersleute, das eher einem Hundestall glich. Armen Wallern, wie fromm und gläubig sie auch heraufkommen mögen, öffnen sich

die Klosterpforten nicht. Der Vorhof mündet auf die ziemlich breite Kloster-Terrasse, an deren einer Seite sich Wirthschafts-Gebäude den Fuß der höher ansteigenden Felswand entlang ziehen; die andere, gegen den Abgrund hin, ist nur durch eine gemauerte Brustwehr geschützt; den Hintergrund bildet das einfache, neue Klostergebäude, das durch seine Masse imponirt; davor, auf der Terrasse selbst, liegen die geringen Reste des 1811 von Suchets Franzosen zerstörten Klosters; nichts weiter als ein Gemäuer, das eine Ecke des alten Baus gebildet haben muß, und daran zwei bemerkenswerthe Rundbogen-Portale, die wohl aus dem zehnten Jahrhundert herrühren könnten, gewiß nicht einer späteren Zeit als das elfte Jahrhundert angehören. Wie schade, daß die Franzosen nicht mehr von dem ehrwürdigen Denkmal übrig gelassen haben.

Auch von Allem, was spätere Zeiten dem ursprünglichen Kloster angefügt hatten, ist nichts verschont geblieben. Nichts hat der Zerstörung widerstanden als die Vorderseite eines Arkaden-Wandelganges in Palladio's dorischem Stil, die vor der Stirnseite des neuen Klosters dahingeht. Die rückwärtigen Pfeiler dieses Arkadenganges sind in die Stirnwand des neuen Gebäudes eingefügt, die Gewölbe aber, die sich auf diese Arkaden und Pfeiler stützten, sind eingestürzt, so daß die Arkaden jetzt ganz frei dastehen.

Napoleons Armeen verstanden sich auf plündern und verwüsten, wie kaum jemals andere seit den Tagen des dreißigjährigen Krieges. So ist denn auch hier die Verwüstung eine sehr gründliche gewesen. Wenn man nun aber sieht, in wie großartiger Weise die geistlichen Herren sich gleich nach der Entfernung des Feindes hier an der verwüsteten Stätte wieder eingerichtet haben; wenn man erwägt, welcher ungeheuren Geldmittel sie dazu bedurften, und daß sie gewußt haben sich diese Mittel in dem ausgeplünderten, völlig zu Grunde gerichteten

Lande zu verschaffen, dann wird es recht anschaulich, wie arg die Thorheit ist, Klostergebäude einzureißen, wie das jetzt in Spanien vielfach geschieht, in dem Wahn, daß die verhaßten Ordensgeistlichen nicht wiederkehren könnten, wenn ihre alten Nester zerstört seien! — Laßt nur Jesuiten und Dominikaner wieder Herren werden im Lande, die Mittel ihre Klöster wieder aufzubauen werden sie sich dann schon zu verschaffen wissen.

Das heutige Kloster ist wahrhaft kolossal. Ein Zwischenbau, dessen Mitte das Portal der Klosterkirche bildet, scheidet das gewaltige Viereck in zwei Höfe. Der zusammenhängende Bau, der den vorderen Hof umgiebt, hat vier Stockwerke über dem Bauhorizont, und an der Seite nach der Felsschlucht hin, in den Substructionen, noch einige Stockwerke mehr, zu denen man von dem Hof aus die Treppen hinabsteigt.

Dieser ganze Bau ist zu Aposentos eingerichtet, d. h. zu Wohnungen, die zahlungsfähigen frommen Pilgern unentgeltlich eingeräumt werden — in Erwartung milder Gaben.

Ein zweiter Hof von gleichem Umfang und derselben Einrichtung, enthält die Wohnungen der Mönche, deren wohl eintausend und mehr da Platz hätten. Da Orden und Klöster aufgehoben sind in Spanien, gelten die ehemaligen Benedictiner, die da hausen, für Weltgeistliche. Sie selbst aber halten sich, nach wie vor, für Benedictiner, wenn auch nicht wie ehemals ein infulirter Abt an der Spitze der Genossenschaft steht. Sie halten sich in vornehmer und geheimnißvoller Zurückgezogenheit durchaus unzugänglich. Fremde werden in den zweiten Hof des Klosters nicht eingelassen; die geistlichen Herren selbst vermeiden es, sich außerhalb desselben zu zeigen; profane Augen sehen Benedictiner nur am Altar der Kirche.

Auf der Terrasse bewegte sich jetzt ein reges Leben, wie es da gar nicht entstehen konnte, so lange der Montserrat in alter

Weise schwer zugänglich blieb; so lange nicht eine Kunststraße durch die Schlucht von Monistrol heraufführte. Jetzt verbinden viele wohlhabende Leute, namentlich Frauen, mit dem Besuch des Gnadenorts die Annehmlichkeiten einer Sommerfrische und verweilen längere Zeit, viele Wochen hier oben. Man sieht die Frauen in eleganter, schwarzer Kleidung, den schwarzen Schleier auf den Locken und das Gebetbuch in der Hand über den Klosterhof schreiten, oder auf der Terrasse verweilen. Das Gebetbuch deutet an, daß sie in die Kirche gehen, oder aus der Kirche kommen; dem Gottesdienst mehreremale am Tage beizuwohnen, gehört ja selbstverständlich zur Sache, und womit wäre auch sonst die Zeit hier oben hinzubringen? Die Anwesenheit der Fremden setzt Alles in Bewegung, wie die Saison in einem kleinen Badeort: die Dienerschaft des Klosters, des Gasthofs und des Diligence-Bureaus; — Wäscherinnen, Landleute, die Lebensmittel feilbieten und ankommende Waller beleben außerdem Vorhof und Terrasse.

Die Aussicht von der Terrasse in die grün bewachsene Schlucht, wie auf die steilen, kühn gezackten Felswände diesseits und jenseits, ist schön; und was das Auge hier übersieht, ist der Schauplatz seltsamer Legenden, die wohl zu denken geben.

An der Felswand jenseits der Thalschlucht, dem Kloster gegenüber, aber tiefer als dies, liegt die Höhle, in der das Gnadenbild gefunden worden ist und die Kapelle, die man auf dieser geheiligten Stätte errichtet hat. Hoch darüber an einer der spitzesten Nadeln des Felsenkamms, zeigt sich eine kleine, dunkle Oeffnung, wie ein schwarzer Punkt: das ist der Eingang zur Höhle, zur Einsiedelei des heiligen Juan Guarin. Diesseits der Schlucht, hoch über dem Kloster sieht man auf einen kleinen

Absatz einer ähnlichen Felsenspitze, etwas verfallenes Gemäuer, das ist eine Einsiedelei, in der Niemand geringeres als der Satan in Person gehaust hat.

Als im Jahr 880 nach Christus — so berichtet die örtliche Legende — Hirten aus Olesa eines Sonnabend Abends ihre Heerden heimtrieben, hörten sie von dieser Schlucht aus himmlische Harmonien ertönen und zugleich gewahrten sie einen hellen Schein an der Felswand. Der Bischof Gundemar von Manresa erfuhr davon, wallfahrtete nach dem Berge, und überzeugte sich von dem Wunder, das sich wiederholte. Da stieg er denn Tags darauf unter mannigfachen Gefahren mit seinem Gefolge den Berg hinan. Er entdeckte die Höhle und in ihr die aus schwarzem Holz geschnitzte Bildsäule der Jungfrau mit dem Kinde, in der er sofort das Werk des Apostels Lukas wiedererkannte, das seit den frühesten Zeiten in der Kirche der heiligen Justo und Pastor zu Barcelona verehrt worden war. Als die Araber in das Land einbrachen, sollte es dem Bischof von Barcelona mit Hülfe eines Gothen Erigonio geglückt sein, das Bild in den Klüften des Montserrat zu verbergen.

Doch gilt der Evangelist Lukas der Ueberlieferung nach für einen Maler, nicht für einen Bildschnitzer. Besonders aber ist zu bedenken, daß es in den ersten Zeiten des Christenthums auch noch nach der Apostelzeit, so lange nicht Concilienbeschlüsse der Jungfrau Maria, die den Evangelien und Apostelbriefen fremde Benennung „Theotokos," Gottgebärerin beigelegt hatten, für sündlich gegolten hätte, die Jungfrau mit dem Kinde darzustellen. Da es in jenen frühen Tagen einen Marienkultus ebenso wenig gab, wie Anrufung der Heiligen, ist es sehr fraglich, ob die damalige christliche Kunst, die sich in symbolischen Darstellungen und Allegorien erging, überhaupt daran gedacht hat, ein Bild der Jungfrau zu schaffen. Die weiblichen Gestalten in den Katakomben Roms, die allenfalls dafür gehalten

werden können, stehen nicht als angebete, sondern als betende da, ohne das zum Heil der Welt geborene Kind.

Bischof Gundemar nahm der Sage nach ganz allein das kolossale Bildwerk in die Arme um es nach Manresa zu tragen, wählte aber nicht den kürzesten Weg das Thal hinab dorthin; ohne daß man erführe warum, stieg er mit der viele Centner schweren Last die dem Fundorte gegenüber liegende fast senkrechte Felswand hinauf, um dann von dort aus auf unmöglichen Umwegen Manresa zu erreichen. An die Stelle gelangt, an der jetzt die Klosterkirche steht, wurde er durch eine unsichtbare aber unüberwindliche Macht festgehalten und konnte nicht weiter. Es war offenbar, die Jungfrau wollte die Höhle, nicht aber den Berg verlassen; sie wollte für immer an dieser Stelle bleiben. Der Bischof fügte sich natürlich ihrem Willen; zunächst wurde an der Stelle, welche der Wille der Jungfrau in solcher Weise bezeichnet hatte, eine Kapelle um das Wunderbild gebaut und der Obhut eines heiligen Einsiedlers Juan Garin anvertraut, der sich in einer kleinen Höhle hoch oben an der Felsenspitze jenseits des Thals niedergelassen hatte. Wie der von dort aus, über den Abgrund hinweg, seines Amtes walten konnte, ist auch kaum zu begreifen. Jedenfalls muß das Gnadenbild die meiste Zeit sich selbst und dem Schicksal überlassen geblieben sein.

Aber die Legende geht weiter und wird in ihrem Verlauf immer greller wunderbar. Juan Garin, berichtet sie, war ein Mann von solcher Heiligkeit, daß der Satan ihn mit ganz besonderem Neide betrachtete und das größte Verlangen trug, grade ihn in seine Netze zu ziehen. Er nahm zu diesem Zwecke die Gestalt eines ehrwürdigen Greises an und ließ sich in der Absicht zunächst das Vertrauen des wahren Einsiedlers zu gewinnen, ebenfalls als Anachoret auf dem Montserrat nieder. Der Wohnsitz, den der Geist der Finsterniß zu solchem Ende

diesseits des Thals, an einer nicht minder unzugänglichen Felsklippe ausersah, scheint nach menschlichem Ermessen, nicht ganz zweckmäßig gewählt. Ein ungeheurer Abgrund lag zwischen den beiden Eremiten. Nur auf weiten Umwegen und gefährlichen Pfaden konnten sie mühsam mit einander verkehren. Dennoch wurden sie bald mit einander vertraut und Juan Guarin folgte in allen Dingen dem Rath seines weisen Freundes.

Zu der Zeit war Wifred „el velludo“ (der Behaarte), Graf von Barcelona. Dessen schöne Tochter Richilda ward plötzlich vom Dämon besessen. In einem der Anfälle erklärte sie, oder vielmehr der Dämon, der aus ihr sprach: Nur Juan Garin könne sie heilen. Graf Wifred brach sofort mit seiner Tochter nach dem Gebirge auf und übergab die schöne Jungfrau auf einige Tage der Obhut des Einsiedlers.

Von seinem satanischen Freunde übel berathen, mißbrauchte Juan Garin die Unschuld und Unwissenheit Richildens, und um sein Verbrechen zu verbergen, schnitt er ihr darauf den Kopf ab und vergrub die Leiche.

Von tiefer Reue über seine Sünde ergriffen, vertrieb er nun zunächst den Satan aus seiner Nähe — nicht durch sittliche Empörung gegen ihn, nicht durch einen festen unerschütterlichen Willen, sondern durch ein genau genommen, mechanisches Mittel: durch Gebet; — etwa regelrechten Exorcismus? Dann beschloß er nach Rom zu wandern, theils, wie die Legende naiv erzählt, um der Rache des Grafen Wifred zu entgehen — theils um dem Papst zu beichten und von ihm Vergebung und Absolution zu erhalten. Die Reue Juan Garin's scheint demnach wohl von jener zweideutigen Art gewesen zu sein, die ihrem wirklichen Wesen nach nichts ist als Furcht vor der Strafe und der Wunsch ihr zu entgehen; nicht der ernsten und wahrhaften Art, die keine Vergebung, kein Spruch einer Autorität, vor Allem keine Sicherheit vor Strafe beschwichtigen kann.

Der Papst verzieh natürlich dem reuigen Sünder, legte ihm aber eine schwere Bußübung auf: er solle nie das Auge zum Himmel erheben, den er beleidigt habe, er solle auf allen Vieren zum Montserrat zurück kriechen, sich nie aufrichten und nie ein Wort sprechen bis Gott ihm ein Zeichen gebe, daß ihm verziehen sei.

Juan Garin legte wirklich den Weg zum Montserrat auf allen Vieren zurück. Als seine Gewänder in Lumpen von ihm fielen, bedeckte sich sein Körper mit einem rauhen Fell; wie ein wildes Thier kroch er fortan um den Felsen herum und nährte sich von Wurzeln und Kräutern.

Als nach Jahren Graf Wifred um den Montserrat herum auf die Wildeberjagd ging, wurde Juan Garin von den Jägern gefangen, als das seltsamste aller wilden Thiere nach Barcelona gebracht und im Schloß des Grafen unter der Treppe angekettet, und alles Volk hat ihn da längere Zeit über mit Staunen gesehen.

An einem festlichen Tage ersuchten die Gäste den Grafen, das merkwürdige Unthier in den Saal bringen zu lassen. Es geschah.

Da wand sich ein Kind des Grafen, — buchstäblich ein infans, das erst fünf Monate alt, noch nicht sprechen konnte — krampfhaft auf dem Arm seiner Amme und sprach die geflügelten Worte: „Erhebe Dich, Juan Garin, Gott hat Dir verziehen."

Das allgemeine Erstaunen steigerte sich noch, als das Unthier sich nun wirklich auf zwei Beine erhob und zu sprechen begann. Der ehemalige Klausner warf sich dem Grafen zu Füßen und erzählte seine in mehr als einem Sinn merkwürdige Geschichte. Graf Wifred, der sich allem Anschein nach alle die Jahre nicht weiter um das Schicksal seiner Tochter bekümmert hatte, verzieh Angesichts eines solchen Wunders Alles und Jedes, verlangte nun aber das Grab seiner Tochter zu

sehen. Es wurde auf seinen Befehl in seiner Gegenwart geöffnet und Richilde, die acht Jahre darin geruht hatte, erhob sich lebend, jung und schön aus der Grube. Der Kopf war wieder angewachsen; nur einen feinen rothen Streifen um den Hals hatte die junge Fürstin als Wahrzeichen behalten.

Juan Garin, der nun, da Alles in so befriedigender Weise ausgeglichen war, keine Veranlassung mehr hatte, sich mit Selbstanklagen zu quälen — von aller Furcht vor Strafe, allen Sorgen um sein Schicksal im Jenseits und folglich auch von allen Gewissensbissen befreit, der war fortan ein vollendeter Heiliger und wird noch heute in Spanien als solcher verehrt.

Wie grotesk aber diese Legende auch sein mag, sie fordert dennoch, — oder vielmehr eben deswegen — zu ernstem Nachdenken auf.

Christlich ist sie jedenfalls nicht zu nennen; man darf wohl sagen, daß sie im Gegentheil allen ernsten und würdigen religiösen Anschauungen menschlicher Dinge gradezu widerspricht. Was hier verherrlicht wird, ist nicht die echte strenge Reue, nicht die *Μετάνοια*, die reuige Umwandlung des gesammten Seelenlebens, wie sie der Apostel fordert, sondern die Macht der Genugthuung für begangene Frevel durch Akte des Bußethuns, zu denen Furcht vor der Strafe treibt. Durch die Lehre, die in dieser Legende vorausgesetzt ist und ihr zum Grunde liegt, wird der wirklichen, nie schweigenden Reue, der mächtigen, umgestaltenden Regung des Seelenlebens, die allein diesen Namen verdient, jede Bedeutung, die sie an sich, unabhängig von äußerlicher Bethätigung durch Bußübungen haben könnte, jeder endgültige Einfluß auf das Schicksal des Menschen in der Unendlichkeit abgesprochen. An ihre Stelle treten als sichere Mittel den Zorn des Himmels zu entwaffnen und sich der Strafe zu entziehen, demüthige, willenlose Unterwerfung unter den Willen des Himmels, wie ihn die Kirche verkündet,

und gehorsames Bußethun nach ihrem Gebot, endlich Versöhnung mit dem Himmel durch die allmächtige Vermittelung des Priesters, durch die Heilsmittel der Kirche, Beichte und Absolution, mittels deren Gewährung oder Versagung der Priester das Schicksal des Sterblichen für alle Ewigkeit entscheidet.

Unzählige Legenden athmen denselben Geist; man erinnere sich nur der seltsamen Legende vom heiligen Gregorius vom Stein. Auch in manchem Werk spanischer Dichtung treten dieselben Anschauungen und Lehren als maßgebend für das sittliche Dasein des Menschen hervor. So namentlich in entschiedenster Weise in „Devocion de la cruz." Eusebio, der Held dieses wunderbaren Schauspiels, ist im wilden Gebirge, am Fuß eines Kreuzes geboren und dort von seinen fliehenden Eltern verlassen. Ein Mal auf seiner Brust, wie ein Kreuz gestaltet, bezeichnet ihn als Schützling des Kreuzes. Unter diesem Schutz wächst er heran — zum Verbrecher. Er erschlägt seinen Bruder im Zweikampf, wird Haupt einer Räuberbande, begeht unzählige Mordthaten, verführt Bräute des Himmels im Kloster, und fällt zuletzt in einem Gefecht, nicht nur ohne Reue und Bekehrung, sondern auch, was der Priester Calderon als das Entscheidende hervorhebt, ohne Beichte und Absolution. Eusebio ist somit auf ewig der Hölle verfallen. Aber er hat sich kirchlich gläubig erwiesen, nach Beichte und Absolution verlangt, — das Kreuz schützt ihn auch hier, — und es geschieht ein Wunder um ihn zu retten. Auf Verfügung des Himmels kehrt sein Geist noch einmal in die sterbliche Hülle zurück; Eusebio erhebt sich aus dem Grabe, beichtet einem vorüberwallenden Priester, erhält die Absolution, ist gerettet und bricht noch einmal todt zusammen.

Hier ist, wenn auch nicht in ausdrücklichen Worten, doch wahrlich bestimmt genug die Lehre ausgesprochen, daß der allmächtige Gott selbst dem Sünder nicht anders vergeben kann,

als infolge der Vermittelung durch den geweihten Priester, vermöge der hienieden ertheilten Absolution. Noch weiter zu gehen in dieser Richtung ist wohl kaum möglich. Aber wie frevelhaft vermessen dieser Satz auch ist — er ist der consequente und nothwendige Abschluß des ganzen Systems, das ohne diesen Schluß in sich zusammenbricht und als Werkzeug für die Beherrschung der Menschheit, Haltung und Werth verlöre.

Das sittliche Verderben, das von einer Lehre ausgehen muß, die eine solche moralische Weltordnung verkündet, liegt in den Ländern, in denen sie gilt, offen genug zu Tage.

Selbst in Spanien, selbst unter der Herrschaft der Inquisition, konnte die bedenkliche Seite der kirchlichen Lehre nicht unbemerkt bleiben. Doch nur ein Mann wie Cervantes durfte es wagen, sie andeutend zu kennzeichnen, indem er — z. B. in Rinconete y Cortadillo — scherzend darauf hinweist, mit welcher Zuversicht Diebs- und Mordgesellen und Taugenichtse jeder Art ihr Seelenheil unter dem Schutz der Jungfrau Maria unbedingt gesichert glauben, weil sie fleißig Kerzen vor ihrem Bilde anzünden, Messe hören, beichten und den Rosenkranz beten.

Zwischen dem mächtigen Klostergebäude und der höher ansteigenden Felswand führt ein schmaler Pfad in den wohlgepflegten Klostergarten, der sich über einen Vorsprung des Felsens nach Osten hin, bis zum steilen Abhang ausdehnt. Wir fanden ihn als Küchen- und Blumengarten gut bestellt; roh gearbeitete Sandsteinstatuen — Mönchsgestalten — stehen darin umher, eine kleine Kapelle vertritt das Gartenhäuschen. Sehr schön aber ist die Aussicht über das Gartenmäuerchen hinweg auf das blühende Thal des Cardoner und die Gebirgskette der Pyrenäen.

Die Klosterkirche ist einschiffig, von einem Kapellenkranz umgeben und mit einem gewissen prosaischen Reichthum der Architektur in dem nüchternen Stil ausgestattet, der gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts herrschend geworden war. Hoch über dem Altar in einem offenen Bogen, der aus einem anderen Raum in die Kirche herabschaut, thront das wunderthätige Muttergottesbild aus schwarzem Holz geschnitzt und in weiße Gewänder von leichtem Zeug gehüllt. Diese formlose Masse weißen Musselins, aus der nur die schwarzen Köpfe der Jungfrau und des Kindes herausragen, nimmt sich von unten gesehen recht seltsam aus. Während der Mittagsstunden, von zwölf bis drei, ist jedoch die Himmelskönigin unzugänglich. Es sind das Stunden der Ruhe für ihre zahlreichen Diener.

Wir ließen uns für die Zwischenzeit in der Kanzlei ein „Aposento“ anweisen. Man gab uns ein Zimmer mit doppeltem Alkoven, zu dem wir zwei Stockwerke hoch hinansteigen mußten. Wir lernten da die gastlichen Einrichtungen des Klosters etwas näher kennen. Den Fenstern des Coridors gegenüber, der in jedem Stockwerk um die vier Seiten des Klosterhofs läuft, öffnen sich die Thüren ebensovieler Aposentos. Im Corridor aber sind in den Fensternischen, unter den Fenstern kleine Kochheerde in gleicher Zahl angebracht. Sie werden fleißig benutzt, da viele Frauen und Familien, die längere Zeit hier verweilen, sich einen eigenen kleinen Haushalt einrichten.

Aus unserem Fenster sahen wir aus schwindelnder Höhe in die Felsschlucht hinab, die sich nach Monistrol hinunter senkt, und auf die Felswand jenseits mit der Höhle des frevelnden und heiligen Einsiedlers hoch oben. — Die Tageshitze hatte ein leichtes Gewitter heraufgeführt, das ganz nahe über unsern Häuptern die Schlucht hinabzog. Die untersten, durchsichtigen Gewitterwolken schwebten wie ein Schleier an der Felswand

gegenüber vorbei. Es war ein schönes Schauspiel! — Und wie hallte der Donner wieder in den Felsen!

Als das Gewitter vorüber war, begaben wir uns nach dem Gasthof im Vorhof, wo uns — unter wallfahrenden Landleuten eine Mahlzeit von durchaus spanisch-volksthümlichem Charakter auf irdenem Geschirr der allereinfachsten Art geboten wurde.

Um drei Uhr begaben wir uns wieder nach der Kirche, um das Allerheiligste des Gnadenorts zu besuchen.

Im Transept, neben dem Chor führt eine Thür in Räume, in denen die Geschenke, die dem wunderthätigen Gnadenbild ex voto dargebracht worden sind, in Glasschränken zur Schau stehen; theils ohne Zweifel um den Gläubigen anschaulich zu machen, wie viele Wunder hier bereits geschehen sind, und was für hohe Herren der heiligen Jungfrau von Montserrat gehuldigt haben; — zum Theil vielleicht auch um daran zu erinnern, daß der Hülfesuchende wohl thut, dem Schrein mit Gaben zu nahen. Der Schatz ist aber nicht von Bedeutung. Die Franzosen haben das Kloster 1811 mit der ihnen eigenen Virtuosität geplündert; von den früheren unermeßlichen Reichthümern, die sich hier seit dem neunten Jahrhundert angesammelt hatten, ist nicht das Geringste übrig — und das neunzehnte scheint selbst in Spanien keine günstige Zeit für solche Sammlungen.

Am Ende dieser Räume steht eine aus Holz geschnitzte, fast lebensgroße, weiß angestrichene, mit einigen Vergoldungen verzierte Bildsäule eines Engels mit der Inschrift: „Sube y calle“ (geh hinan und schweige) am Fuß einer Treppe, auf welche die Rechte des Engels weist. Aehnliche Bildsäulen weisen oben den Weg durch drei Gemächer, in denen die Schritte der Waller auf dicken Teppichen keinen Schall hervorrufen.

So gelangten auch wir in das Camarin der Jungfrau.

Der offene Bogen, unter dem die Statue der Gottesmutter, an die Außenseite eines Pfeilers gelehnt, von einem kleinen Balcon in die Kirche hinabschaut, bildet die eine Seite dieses Gemachs. Es ist ein mäßig großer Raum, von etwa zwanzig Fuß ins Gevierte, von einer kleinen Kuppel erhellt. Dem Eingang gegenüber steht eine nach dem Leben bemalte Bildsäule eines Chorknaben, der ein auch bei Tageslicht von Wachskerzen hell beleuchtetes Becken hält, bestimmt die „Opfer" der Gläubigen aufzunehmen: eine Mahnung, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen läßt. Es lagen Silber- aber auch Kupfermünzen auf dem Becken.

Ein Geistlicher, das weiße Chorhemd über dem schwarzen Talar des Alltagslebens geworfen, hat während der Audienzstunden den Dienst und murmelt tonlos aus seinem Brevier. Jeder, der schweigend eintritt, legt vor Allem seine Gabe auf das Becken des Chorknaben und nimmt dann seine Stelle unter den Wartenden ein, die an der Wand gegenüber in Reihe geordnet stehen. Ohne die betende Bewegung der Lippen zu unterbrechen, weist der Priester durch einen Blick und eine Bewegung der Hand denjenigen an, an dem die Reihe ist, auf den kleinen Balkon hinaus zu treten.

Ich erwartete den Augenblick, wo ich das Bild in der Nähe betrachten konnte, mit einiger Spannung. Man zweifelt, was man hier erwarten soll. Daß an ein Gebilde aus den ältesten Zeiten des Christenthums nicht zu denken ist, dafür bürgt schon der Umstand, daß die Jungfrau hier mit dem Kinde dargestellt ist. Wenn eine solche Gruppe aus alter Zeit herrührt, liegt eher die Vermuthung nahe, daß es eine Isis sei, die als Madonna verehrt wird, etwa ein Gebilde der ägyptisirenden griechisch-römischen Kunst aus der Epoche Hadrians, wie denn die in den Stürmen der französischen Revolution vernichtete, berühmte schwarze Madonna von Le Puy in Auvergne

eine solche Isis war, die der heilige Ludwig aus dem Orient herübergebracht hatte. Endlich galt mir das Zeichen auf den Balkon hinauszutreten, und als ich nun der Madonna von Montserrat gegenüberstand, überzeugte ich mich sehr bald, daß dies Gnadenbild kein Werk antiker Kunst ist, und eben so wenig ein Werk des Mittelalters. Der Kopf der Jungfrau hat einen entschieden modernen Typus und man gewahrt darin jenes mißlungene Streben sich der Antike anzuschließen, das in den Werken Canova's und seiner Schüler so oft hervortritt.

Den Berichten der Mönche zufolge ist das Gnadenbild oft in Gefahr gewesen, doch stets gerettet worden; und zwar nicht durch Wunder, sondern durch die Mönche des eigenen Klosters. Nachdem die Franzosen 1811 das Kloster verwüstet und den Flammen preisgegeben, als sie später, was von den Mauern der Kirche noch stand, durch Minen gesprengt hatten, war die Madonnen-Statue verschwunden, so gut wie der massiv-silberne Thron — Geschenk eines Herzogs von Cardona, — der ihr damals als Sitz diente. Als dann aber unter Ferdinands VII., des „ersehnten,“ Regierung die Mönche ihr Kloster wieder aufbauten, größer und bequemer als je zuvor, war auch das Gnadenbild wieder zur Stelle.

Im Jahr 1822 wurde es, auf Befehl der damaligen revolutionären Regierung Spaniens, die allen kirchlichen Wundern ein Ende machen wollte, nach Barcelona gebracht, und dort in einer profanen Bodenkammer der Vergessenheit übergeben. Doch kaum ein Jahr später führte der bekannte Heereszug der Franzosen unter dem Herzog von Angouleme Ferdinand VII. in den Besitz unumschränkter Macht und die Madonna von Montserrat auf ihren Felsen und Klosterthron zurück.

Daß die Mönche unter allen Bedingungen das Mögliche gethan, um das Wunderbild zu retten, ist wohl anzunehmen — selbst ganz abgesehen von ihrem eigenen, frommen Glauben, —

denn die Bedeutung ihres Klosters war unbedingt von dem Besitz dieses Bildes abhängig. — Aber ein mehrere Centner wiegendes Holzgebilde aus einem unerwartet überfallenen, lichterloh brennenden Kloster, brennende Treppen hinab, durch einstürzende Corridore, und vor Allem durch ein Gefecht hindurch, das im Kloster selbst wüthete, zu retten, ist wohl kaum als etwas Mögliches zu denken.

Sollte das alte Gnadenbild an dem Schreckenstage 1811 untergegangen sein; sollten es die Mönche ganz in der Stille, durch ein neues ersetzt haben — so könnte dies — der Zeit nach, in der es angefertigt worden sein müßte, kaum in einem anderen Geist gehalten sein, als in dem der Schule Canova's — und den Stempel dieser Schule trägt die jetzige Madonna von Montserrat unverkennbar an sich. —

Eine Wanderung über den Montserrat und durch das Kloster, erweckt überhaupt gar mancherlei Gedanken. Auch hier zeigt sich wieder, wie gesondert, wie in allen Beziehungen des Lebens einander fremd, die beiden spanischen Reiche sich gegenüber standen. Wie das Eine sich der Gesänge der Provençalen erfreute, das Andere der Romanzen vom Cid, hatte sich auch ein Jedes von ihnen sein eigenes National-Heiligthum geschaffen, das den Mittelpunkt seines religiösen Lebens bildete: jenes das Apostel-Grab zu Compostell — dieses den Sitz der Jungfrau auf dem Montserrat.

Die Einsiedeleien des Heiligen und des Satans auf den Zinnen des Berges zu besuchen, erlaubte die knapp bemessene Zeit meines Reisegefährten nicht, wir fuhren schon Nachmittags im Cabriolet der Diligence nach Monistrol hinab. Die bequeme Fahrstraße ist bei Gelegenheit eines beabsichtigten Besuches der Königin Isabella II. mit großen Kosten aus Mitteln des

Staats nicht der Kirche gebaut worden, um der Königin die Mühe eines Rittes den Berg hinauf zu ersparen. Schließlich aber ist die Wallfahrt aus irgend einem Grunde unterblieben.

Nach zweistündigem Aufenhalt auf dem Bahnhof zu Monistrol brachte uns der von Barcelona kommende Zug nach Manresa, einem weitläuftigen Ort, wo wir, um neun Uhr Abends angelangt, in der Posada de San Domingo ein leidliches Unterkommen fanden.

Am folgenden Morgen setzten wir uns früh in erquickender Morgenluft in Bewegung. Es herrschte viel heiteres Leben in den Straßen, des Jahrmarkts, der Feria, wegen. Von allen Orten war das Volk zusammengeströmt, und mancherlei ärmlicher Kram stand zu Verkauf — aber es war nicht, wie in Kastilien unfehlbar an solchem Tage, ein Stiergefecht vorbereitet. Unter den Landmädchen waren viele auffallend hübsche.

Die Kathedrale La Seu, der Sitz, d. h. der Bischofssitz genannt, wie überall, wo katalanische Zunge herrscht, ist aus spätgothischer Zeit, baufällig und wenig beachtenswerth.

Ein anderes Ziel von weit größerer Bedeutung lag vor uns, die reich geschmückte Kirche und das Seminar, welche die Gesellschaft Jesu weiter stromabwärts am Llobregat, am Abhang des Thalrandes über Loyola's Einsiedlerhöhle gebaut hat; die Brutstätte ihres Ordens im engsten Sinn des Worts.

Die Anlage der Kirche auf abschüssigem Boden und auch sonst durch örtliche Verhältnisse bedingt, ist eigenthümlicher Art. Zum Theil in den Felsen hineingearbeitet, der Loyola's Höhle birgt, hat die einschiffige Kirche nur nach zwei Seiten eine freiliegende Façade. Die Architektur der freiliegenden südlichen Langseite ist als Renaissance zu bezeichnen, elegant und hübsch, nur nicht kirchlich. Das tieferliegende Ende der Kirche, das unmittelbar über der Höhle steht, ist reicher verziert, und nicht mehr ganz frei von dem Verfall, der sich zur Zeit in der Re=

naissance geltend machte, und der zu großem Theil in der Skulptur wie in der Architektur von Michel Angelo ausging. Nichts ist der Kunst und der Kultur überhaupt so gefährlich, als wenn ein Meister von großartiger Begabung und energischem Charakter seinen Schülern falsche Wege weist.

Auch an diesem Kirchenbau ist lange und mit Unterbrechung gearbeitet worden; die verschnörkelte Giebelseite so wie die prunkvolle Ausschmückung des Inneren gehört erst der Blüthezeit des vollendeten Roccocostils an.

Vor allem wird hier der Blick durch den Hauptaltar gefesselt, dem zwar die herkömmliche Madonnengruppe nicht fehlt, der in Wahrheit aber der Verherrlichung des Jesuitenordens geweiht ist. Unter dem Altar, dessen Vorderseite nur durch eine große Spiegelscheibe geschlossen ist, zeigt sich die lebensgroße liegende Wachsfigur des Don Ignacio Loyola, seltsamerweise in einer glänzenden römischen Rüstung von schillerndem Staniol mit nackten Armen und Beinen und manierirt antiken Stiefelchen, ganz so wie sich die Zeit Ludwig's XIV. die Helden des Alterthums zu denken liebte.

Neben dem Altar stehen die nach dem Leben bemalten Bildsäulen von zweien der wirklichen Götter dieses Heiligthums: die Statuen des heiligen Franz Xaver und des Pater Laynez. Dieser letztere ist vor allem eine weltgeschichtliche Persönlichkeit zu nennen, ein Mann, dessen Einfluß unberechenbar weit reicht. Ist er es doch, der im Verein mit dem vielleicht noch bedeutenderen Pariser Professor Fabre dem Jesuitenorden, den Loyola selbst nur in der Weise eines Halbverrückten zu stiften wußte, seine Statuten verliehen und damit den Geist und die Wirksamkeit desselben bestimmt hat. An den Eckpfeilern schimmern in vergoldeten Lettern auf weißem Grunde, (in Lapidarschrift ohne Accente) zwei Inschriften: auf der einen Seite:

Χριστος ο λογος του Θεου

Auf der anderen:

Θεοτοκος και αει Παρθενος

Der Sakristan that sehr geheimnißvoll in Beziehung auf diese Inschriften, in denen man ihn gelehrt hatte etwas wie ein Wunder zu sehen; ein räthselhaftes Heiligthum, das wohl eine Wunder verheißende Prophezeihung enthalten könnte, deren Sinn aber erst offenbar werden würde, wenn die Zeiten vollendet seien. Es sei hebräisch, belehrte er uns, aber Niemand vermöge die Schrift zu lesen oder zu deuten.

Ich las sie ihm laut vor, und übersetzte sie in das Spanische. Sprachloses Erstaunen erfaßte den Mann. Ich fragte ihn, ob denn die ehrwürdigen Väter im Seminar nicht griechisch verständen, die Sprache des Evangeliums?

„O ja!" antwortete er zögernd und ziemlich unsicher. „Einige der Herren verstünden griechisch, alle natürlich nicht. Niemand kann Alles wissen! Die Herren können auch nicht Alles wissen und sind nicht verpflichtet Alles zu wissen; und es ist auch ein Glück, daß sie nicht Alles wissen."

„Wieso?"

„Nun! in den Dingen, die sie wissen und um die man sie zu fragen hat, muß man ihnen unbedingt glauben und sich ihnen unbedingt unterwerfen. Wie sie sagen, daß eine Sache sich verhält „asi ha de ser!" so muß es gelten. Es wäre schlimm, wenn sie Alles wüßten und wenn man ihnen in allen Dingen unbedingt glauben und gehorchen müßte."

Mir fiel Goethe's Gespräch mit dem päpstlichen Offizier ein. Es sieht wunderlich aus in den Köpfen, die in einer von Jesuiten geleiteten Volksschule zurecht gestutzt sind. Das schwache Verlangen, sich dem schwer empfundenen geistigen Druck zu entziehen, das in solchen Aeußerungen hervortritt, kann den Herren nicht gefährlich werden, so lange es mit einer so sorgfältig gepflegten Ohnmacht und Unmündigkeit verbunden ist.

Eine Thür neben dem Altar der Kirche führt durch einen schmalen Gang zu der in eine Kapelle umgestalteten Höhle Loyola's, in der theilweise noch der nackte Felsen sichtbar ist. Den Gang zieren Bilder; sie stellen Heilige und Märtyrer dar, die aus der Jüngerschaar Loyola's hervorgegangen sind; Jesuiten, die, an den Pfahl gebunden, den Feuertod erwarten und drgl. — Zu einem Jüngling „Estanislao Kosca" — einem Polen — steigt die heilige Jungfrau hernieder und legt ihm, im siebzehnten Jahrhundert nach des Heilands Tod am Kreuze, das Christuskind in die Arme.

Die Seite der Höhle, an der sie im Naturzustand offen war, ist durch eine Fensterwand geschlossen; die Rückwand ist unten herum durch eine Holztäfelung, darüber durch eine Reihe von Marmorreliefs bekleidet. Nur die Decke, von der eine Lampe herabhängt, ist unbekleideter Fels.

Die Reliefs, gleich den Bildern im Gange von sehr geringem Kunstwerth, stellen die „vida y milagros" des heiligen Loyola in solchem Maßstab dar, daß die menschlichen Figuren darauf ungefähr zehn Zoll hoch sind. Bei den Wundern, die der Heilige gewirkt hat, handelt es sich nicht eben um sehr großartige Interessen. In einem derselben buchstäblich um — ein Huhn! — das einer armen Frau gehört und in einen Schöpfbrunnen gefallen ist; damit die Frau es bequem wieder herausfischen kann, läßt Ignaz Loyola das Wasser in dem tiefen Brunnen — mit dem Huhn — bis an den oberen Rand heraufsteigen. — Ein anderes Relief zeigt uns den Heiligen „in extasi." Die Jungfrau Maria ist — mit dem Christuskinde auf dem Arme — zu ihm hernieder gestiegen, und dadurch in Extase versetzt, schwebt Ignatz Loyola etwa einen halben Meter hoch über den Fußboden seiner Behausung empor, und — tanzt in der Luft herum! — Der Künstler hat sich sogar angelegen sein lassen, den extatischen Tanz in recht drasti-

scher Weise zur Anschauung zu bringen. Beglaubigt ist das wunderbare Wunder, wie uns gleichfalls das Relief belehrt, durch eine alte Frau, die das luftige pas seul des Heiligen durch die halb geöffnete Thüre beobachtet hat. — Sollte man nicht glauben, es walte in diesen Reliefs die Absicht, den Heiligen — und die christliche Religion zu verspotten?

Eins der dargestellten Wunder soll sich hier, in dieser Höhle begeben haben. Die Jungfrau ist — immer mit dem Kinde — dem heiligen Loyola ein zweites Mal erschienen, und hat ihm mit eigenem Munde die „exercicios“, die Andachtsübungen dictirt, welche die Jünger seines Ordens jeden Morgen in regelmäßiger Folge abzubeten haben.

Der Sacristan öffnet einen Theil des Holzgetäfels und läßt eine wagrechte Platte in der Felswand sehen. Auf dieser Platte hat Loyola die Dictate der heiligen Jungfrau niedergeschrieben. Die Platte ist aber kein Gebilde der Natur. Sie ist sichtlich durch Menschenhand aus der Wand gemeißelt.

Da hier Alles wunderbaren Ursprungs sein soll, weist der Sacristan auch auf die Wandbekleidung aus Stuccolustro mit besonderer Ehrfurcht hin. Sie ahmt eine Marmormosaik nach und soll das Werk eines frommen Paters der Gesellschaft Jesu, geheimnißvoll aus einer unbekannten Masse gebildet, sein. Man habe sie nie und nirgend nachzubilden gewußt, so wünschenswerth es auch gewesen wäre, um kleine Beschädigungen ausbessern zu können. Gerade die beschädigten Stellen lassen aber erkennen, daß es gewöhnlicher Gipsmarmor ist.

Für die Weiterreise nach Cardona hatte mein Reisegefährte, da die Diligence nur Nachts geht, mit einem Fuhrmann abgeschlossen, der uns bei Tage fahren wollte, sich aber das

Recht vorbehalten hatte, noch andere Reisende mitzunehmen, wenn sich deren fänden. Nachträglich stellte sich heraus, daß dies eine Art Privatdiligence und wir die beiläufig Mitgenommenen waren, während man uns hatte glauben und demgemäß zahlen lassen, daß der Wagen eigens für uns in Bewegung gesetzt werde.

Das Fuhrwerk war wieder eine der urzeitlichen Tartanen und die Reisegesellschaft bestand aus einer etwas beleibten Senora, ihrem Gatten, der sich nur als Anhängsel seiner Frau zu wissen und zu fühlen schien, und einem ältlichen Stabsoffizier der Guardia civil, der wenig Glück im Dienst gehabt zu haben schien; trotz einer zerschossenen und verkrüppelten Hand und mehrfacher anderer Verwundungen, hatte er nicht das kleinste Ordenszeichen aufzuweisen, hier in Spanien, in dem mit Ordenszeichen so reich gesegneten Lande!

Sein Gespräch war für mich nicht ohne Interesse. Er war Befehlshaber der Guardia civil in einem Theil Kataloniens und auf einer Inspektionsreise begriffen. Wie die Carabinieri in Italien, sind diese Guardias civiles ein durchaus respektables Corps, die einzige ganz zuverlässige Truppe in Spanien. Der Offizier sagte, sie seien knapp besoldet und lebten sehr ärmlich, schon weil sie zu zweien und vieren auf Posten im Lande vertheilt, alle Erleichterungen entbehren, die sich aus dem Zusammenleben größerer Massen ergeben. Ihr Dienst bei Tag und Nacht sei sehr beschwerlich und nie ohne Gefahr, da sie es immer mit Verbrechern und Räubern zu thun hätten. Obgleich sie im Lande zerstreut lebten und lange Zeiten über sich selbst ohne Aufsicht überlassen blieben, seien sie immer pflichttreu und pünktlich im Dienst. Mit fünfhundert mehr solcher Leute, als jetzt verwendet würden, wolle er, ohne alle anderen Truppen, für die Ruhe in ganz Katalonien stehen, vorausgesetzt, daß die Guardias von der Justiz gehörig unterstützt würden. Leider

geschähe das nicht. Die Justiz lasse die gefangenen Verbrecher stets wieder frei, aus ängstlichen Rücksichten auf die neue Verfassung, auf die derechos individuales, die unter keiner Bedingung angetastet werden sollten.

Ich dachte im Stillen noch mancherlei hinzu. Die Richter haben leider Grund genug, vorsichtig ja ängstlich zu sein; denn die derechos individuales, die man, so wie sie seit der letzten Revolution aufgefaßt werden, wohl eine Ausgeburt des Wahnsinns nennen könnte, sind von der Art, daß sie verletzt werden müssen, wenn man irgend einen Unfug bestrafen und ihm steuern will. Durch jede Verletzung dieser Rechte aber würden die Richter parlamentarische Stürme heraufbeschwören und sich selbst böse Händel zuziehen. Auch haben sie alle Ursache außerdem noch die Privatrache der mit den Verbrechern Verbündeten zu fürchten, denn daß die Räuber und Schmuggler bald mit den Karlisten, bald mit den Republikanern, und in gar nicht seltenen Fällen mit beiden zu gleicher Zeit in Verbindung stehen, das ist nicht zu bezweifeln.

Im Lauf seiner Klagen kam der Offizier auf den traurigen Zustand Spaniens überhaupt zu sprechen und äußerte mit einem tiefen Seufzer: Amerika habe Spanien zu Grunde gerichtet, die vielen Auswanderungen dorthin hätten das Land entvölkert; eine Ansicht, die man von Spaniern der gebildeten Stände öfter aussprechen hört.

Ich erwiderte, das möge eine der Ursachen sein, aber es sei bei weitem nicht die einzige, oder auch nur die wichtigste. Aussendung von Colonien richte ein lebenskräftiges Volk nicht zu Grunde, wie das Beispiel von England und von Deutschland überzeugend beweise. Die Hauptursache des Verfalls sei der anderthalb hundertjährige Kreuzzug, zu dem Spanien im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert seine gesammte Lebenskraft aufgewendet habe, um die Reformation in den Niederlanden, in

Deutschland, in England, in ganz Europa zu unterdrücken. Spanien habe sich daran verblutet, und sich selbst viel schlimmeren Schaden gethan, als seinen Gegnern. Die Niederlande und Deutschland hätten das Unheil, daß ihnen damals zugefügt wurde, längst überwunden, und ständen jetzt groß und blühend da, während Spanien schon unter dem „hechizado“ (dem Behexten — Carl II.) dem Untergang nahe gewesen sei. Weitere Ursachen des Verfalls seien die Vernachlässigung des Volksunterrichts und die ängstliche Beschränkung aller Studien, die von der Inquisition geleitet wurden; endlich die Vertreibung der Morisken, des arbeitsamsten Elements der Bevölkerung. Das Alles war dem Offizier sehr einleuchtend, namentlich wiederholte er meine Worte in Beziehung auf die Morisken, mit dem Ton unbedingtester Ueberzeugung.

Daß es die sogenannte Kirche, die Unidad Catolica sei, die Spanien zu Grunde gerichtet habe, sagte ich ihm natürlich nicht in ausdrücklichen Worten; ich wollte sehen, ob er selbst darauf käme. Ich vermied es daher auch an den möglicher Weise bedenklichen Einfluß einer kirchlichen Lehre zu erinnern, die energische und intelligente Betriebsamkeit leicht mit Mißtrauen betrachtet, weil sie geeignet ist, einen Geist der Unabhängigkeit hervorzurufen, und sie dann als übermäßige Beschäftigung mit irdischen Dingen tadelt; dagegen freiwillige Armuth und bettelnden Müßiggang, wenn mit häufigen Andachtsübungen verbunden, als eine Art von Heiligkeit verehrt. Aber der Offizier folgerte weder in meinem noch in einem anderen Sinn. Er blieb bei der Erscheinung an sich stehen, ohne nach ihrer letzten Ursache zu fragen, und dachte nicht weiter.

Unser Weg führte stromaufwärts am Cardoner, und zwischen drei und vier Uhr Nachmittag gewahrten wir das hochgelegene Städtchen Cardona mit seiner Citadelle, die einzige

Festung in Katalonien, welche die Franzosen im Unabhängigkeits-kriege Spaniens nicht erobert hatten.

Unser eigentliches Reiseziel in dieser Gegend waren die Steinsalzbergwerke, die dem Herzog von Medina-Celi — als Erben der ausgestorbenen Herzöge von Cardona — gehören. Ich hatte mir von der Güterverwaltung des Herzogs, die Erlaubniß sie zu besichtigen, ausfertigen lassen. Der Offizier rieth uns vor der Stadt auszusteigen und einen Pfad nach den Salzwerken zu benutzen, während er es übernahm, unsere Reisetaschen nach dem Gasthof von Cardona zu besorgen.

Wir stiegen aus und wanderten in das Salzthal hinein, das von Westen her in das Thal des Cardoner mündet, — und da wanderten wir, von Erstaunen zu Erstaunen durch eine der wunderbarsten Naturscenen, die sich denken lassen. Es handelt sich hier um einen Reichthum, nicht von Millionen, sondern von Milliarden, der offen unter Gottes freiem Himmel daliegt, in kaum nennenswerthem Maße benützt. Wieliczka ist daneben kaum des Erwähnens werth.

Das Thal weit über eine Viertelmeile lang, ist durchschnittlich einhundertfünfzig bis zweihundert Schritte breit. Die Thalsohle ist Steinsalz, und die bisherigen Bohrversuche, die bis sechshundert Fuß Tiefe reichen sollen, haben noch nirgends die Sohle der Salzformation erreicht. Die Hügel zu beiden Seiten, über zweihundert Fuß hoch, bestehen aus Salz, nur von einer ganz dünnen Rasenschicht bedeckt. Wo diese abgestreift ist, tritt das Salzgestein in kühn gestalteten Klippen und funkelnden Krystallwänden zu Tage.

Durch die völlig von Erde entblößte Thalsohle windet sich das Rinnsal eines Baches, der aber nur nach Regengüssen Wasser führt. Dieses Wasser bringt dann aber von den Thalwänden nicht unbedeutende Mengen aufgelösten Salzes mit herab, das bei dem geringen Gefälle des Baches in dem

Rinnsal großentheils zu Boden fällt. So war das Rinnsal zur Zeit unseres Besuches in seiner ganzen Länge viele Zoll tief mit dem saubersten, blendend weißen Salz angefüllt, das ohne alle weitere Bearbeitung jeder Tafel Ehre gemacht hätte. Doch Niemand giebt sich die leichte Mühe des Sammelns; ein starker Gewitterregen schwemmt es schließlich von Zeit zu Zeit in den Cardoner.

In einem armseligen Holzschuppen, der durch das Wappenschild des Herzogs von Medina-Celi, als Sitz seiner Bergwerksverwaltung bezeichnet war, fanden wir einen Wächter, der uns fortan als Führer diente. Gearbeitet wurde heute nicht; es war Sonntag. Der Mann war sehr durchdrungen von der Größe des Herzogs, dem er diente, und suchte auch uns den höchsten Begriff davon beizubringen. Er erzählte rühmend, wenn ein Gewitterregen das Salz aus dem Rinnsal des Thals in den nahen Fluß schwemmt — dann krepiren — alle Fische im Cardoner bis nach Manresa hinab. Eine Compagnie unternehmender Engländer hat dem Herzog eine jährliche Pacht von 40,000 Duros geboten für die Erlaubniß, das Salz in dem Rinnsal regelmäßig auszuräumen. Aber wo wird der Herzog Fremde in sein Gebiet lassen! er hat weder das Gebot angenommen, noch läßt er das Salz selber sammeln; das ist doch gewiß großartig! Unter Anderem erfuhren wir auch, daß von den Herzögen von Medina-Celi, die seit einhundertundfünfzig Jahren Besitzer dieses Thales sind, kein Einziger je hier gewesen ist, kein Einziger je diesen reichen Besitz gesehen hat.

Der Führer geleitete uns an die Stelle, wo das Salzlager ausgebeutet wird; und man staunt ebenso sehr über die Leichtigkeit, mit der diese Reichthümer benutzt werden können, wie über die Geringfügigkeit des bisherigen Abbaus, der mit den denkbar geringsten Kosten zu bewerkstelligen ist. Die mächtigen Salzquadern werden einfach unter freiem Himmel, wie

Bausteine aus einem Steinbruch mit den gewöhnlichsten Werkzeugen — Hammer, Meißel, Brechstangen, Hebebäume — aus der südlichen Thalwand gebrochen und auf Handwagen auf einer kleinen Eisenbahn in den herzoglichen Schuppen gefahren. Vergleicht man den Salzsteinbruch, der im Laufe der Jahrhunderte in die Felsen gehöhlt worden ist, mit der Gesammtmasse der Salzfelsen, so scheint er ein verschwindendes Nichts. Es macht den Eindruck als ob Insekten die Felsen benagt hätten.

Allerdings gewährt die Regierung dem Betriebe nicht volle Freiheit; damit dem Salzmonopol der Regierung und ihren Seesalzwerken in Katalonien so wenig als möglich Schaden geschehe, sind die Grenzen des Bezirks, in dem der Herzog von Medina-Celi sein Salz verkaufen darf, thörichter Weise möglichst eng gezogen. Doch ließe sich trotz dieser Beschränkungen noch immer ein unermeßlicher Gewinn aus dem Besitze ziehen. Ein unternehmender Besitzer könnte z. B. das Monopol und die Seesalzwerke, die beide, schlecht und unredlich verwaltet, der Regierung sehr wenig eintragen, für einen verhältnißmäßig geringen Preis pachten, und hätte dann freie Hand. Aber von spanischer Fahrlässigkeit ist dergleichen nicht zu erwarten.

Höher hinauf wird das Thal uneben und gebrochen; hohe Salzklippen, in deren Seiten Pfade und Stufen eingehauen sind, steigen in Menge aus der Thalsohle empor und hindern die Uebersicht. Am Ende erwartet den Wanderer eine neue, mächtige Ueberraschung. Ein Bergriegel, mehr als dreihundert Fuß hoch, schließt das Thal und bildet durch dessen ganze Breite, ganz frei von Erde, eine einzige senkrechte, funkelnde Krystallwand! In nächster Nähe gewahrt man alsdann, welche wunderbaren Erscheinungen der Einfluß der Atmosphäre auf der Oberfläche dieser Salzfelsenwand hervorgerufen hat. Sie

ist farbig geworden: ein schönes, mildes Karmoisinroth wechselt mit Dunkelgrün und leuchtenden Streifen von Orange oder blassem Gelb, und zwar in so vollkommener Regelmäßigkeit, daß sich Bänder und wellenförmige Streifenmuster bilden. In den Morgenstunden, wenn die Sonne von Osten her in das Thal scheint und ihre Strahlen gerade auf die funkelnde Wand fallen, muß der Anblick ein wahrhaft feenhafter sein.

Leider kamen wir auch um den schönen Anblick, den die Höhlen in dem Gestein, durch Fackeln erleuchtet, gewähren. Man muß die Fackeln aus Cardona mitbringen, an Ort und Stelle sind keine zu haben.

Die wunderbar gefärbte Wand wird geschont, kein sonderliches Verdienst, da der Verwaltung das Salzgestein für den Bedarf anderweitig viel bequemer zur Hand liegt. Doch bleibt sie auch nicht ganz unangetastet; es wird so viel herausgeschnitten als für die beiden sogenannten Salzmuseen nöthig ist, die der Hauptpfarrer des Orts und ein anderer angesehener Bewohner in der Stadt Cardona angelegt haben.

Die mächtige Salzformation ist übrigens nicht etwa auf dieses Thal beschränkt, sie erstreckt sich weit darüber hinaus in das Land umher. Der Bergrücken, auf dem die Stadt liegt, ist Salz; die höhere, steile Kuppe, auf der sich die Citadelle erhebt, ist Salzgestein; die Gräben dieser Feste sind in Salzfelsen ausgehauen, und unter ihren Werken an der steilen Bergwand treten mehrfach funkelnde Salzklippen durch die dünne Rasendecke zu Tage.

Im Vorbeigehen besuchten wir das „Salzmuseum“ des Pfarrers und fanden da eine seltsame Sammlung von Sculpturwerken, wunderliche Curiositäten, unter Anderem eine lebensgroße Büste der Königin Isabella II. aus rosenrothem Salz, Roccoco-Tempel, Pflanzen und Bäume und sogar ein Miniatur-

Dejeuner, Teller, Schinken, Würste, ein gebratenes Huhn — alles aus farbigem Salzgestein.

Wir schliefen ein paar Stunden im Gasthof; schon um Mitternacht aber mußten wir die Rückreise in der Diligence antreten, die mit Tagesgrauen Manresa erreichte. In der Besorgniß, den Lokalzug nach Barcelona zu versäumen, eilten wir mit raschen Schritten nach dem Bahnhof, den wir aber noch verschlossen fanden. Jeder Gedanke an Pünktlichkeit liegt dem Spanier so fern, daß niemand sich da sehen ließ, was auch die Uhr sein mochte. Wir mußten eben einstweilen im Freien lustwandeln. Erst als wir lange gewartet hatten, kam das Personal des Bahnhofs aus der Stadt herbeigewandert; die Männer und Frauen, die in das Büffet gehörten, brachten Kochgeschirre und Lebensmittel mit. Bald war nun eine gute Chokolade bereitet, an der wir uns gleich den Landleuten und zahlreich versammelten Arbeitern labten.

Nach und nach wurde auch der Zug in Ordnung gebracht; daß die Stunde der planmäßigen Abfahrt längst verstrichen war, störte keines Menschen Gemüthsruhe. Der Zug ging doch am Ende ab, was konnten die Reisenden mehr verlangen? — Von Monistral führt der Weg durch lachende Gegenden, und der Montserrat tritt hier mit seinem von der Natur gebildeten Zinnenrand wunderbar schön in der Landschaft hervor. Um neun Uhr früh langten wir wieder in Barcelona an.

Saragossa.

Am 3. Juni früh verließ ich Barcelona. Die Fahrt durch das schöne Campo von Barcelona und das wohl angebaute Hügelland, das sich ihm anschließt, ist sehr erfreulich. Bei Oleza zeigt sich der Montserrat in seiner Mächtigkeit, und das Kloster, das man von hier aus sieht, scheint wie ein Schwalbennest an den Felsen geklebt. Wie groß und kühn als Werk des Menschen, und wie klein im Verhältniß zu den großartigen Schöpfungen der Natur!

In den höher gelegenen Gegenden treten an die Stelle der reichbelaubten Feigenbäume die Oelbäume, unter deren Schatten dürftige Ernten reifen.

Bei Belpuig liegen die Trümmer einer großen Burg und das verlassene Franziskanerkloster, dessen Kreuzgang als eines der merkwürdigsten Bauwerke der Frührenaissance-Periode in Spanien gerühmt wird. Doch kann man da nicht verweilen; es fehlt an jedem gastlichen Unterkommen.

Verödet und dem Verfall preisgegeben stehen auch die großen Universitätsgebäude in Cervera da. Der erste bourbonische König Spaniens, Philipp V., verlegte die Landesuniversität aus Barcelona in dies Dorf, um Katalonien für das zu strafen, was er Rebellion nannte. Die willkürliche Schöpfung an dem völlig ungeeigneten Ort hat aber nie gedeihen wollen und ist 1837 durch königliche Verordnung aufgehoben worden. — Es giebt auch so noch nur zu viele Universitäten in Spanien, die der Wissenschaft so gut wie nichts leisten, dagegen vielfachem Unfug dienen, der mit akademischen Graden getrieben wird.

Weiterhin zieht Lerida mit seiner 1811 zertrümmerten Bergfeste die Aufmerksamkeit auf sich.

Auf der ersten arragonischen Station Binefar empfingen uns charakteristische Eindrücke. Es war des Feiertags wegen eine Menge von Landleuten herbeigeströmt, die sich in der arragonischen, von oben bis unten aus dunkelbraunem Wollenstoff angefertigten Landestracht sehr wesentlich von Katalanen und Andalusiern unterscheiden. Eine Jacke mit engen Aermeln, an den Ellenbogen offen; die faja, die allen spanischen Stämmen gemein ist, um den Leib; enge Beinkleider, die nicht ganz bis an das Knie reichen; Tuchstrümpfe, die von den Knöcheln nur bis unter das Knie heraufgehen; die nackten Füße in Filzsandalen — so sind alle ohne Unterschied gekleidet. Die Kniee sind durch ein Unterbeinkleid bedeckt, das in weißen Puffen zum Vorschein kommt, wie das Hemd an den Ellenbogen. Eine wollene Decke wird dann noch, im vollständigen Anzug, wie ein Plaid um die Schultern drapirt. Das Kostüm sieht meist sehr abgetragen und lumpenhaft aus, und dazu stimmt denn auch die unaufhörliche, zudringliche Bettelei, wie man sie in Andalusien nicht annähernd und in Katalonien, wo die Leute arbeiten, so gut wie gar nicht findet.

Leider hat sie ihren Grund in der Armuth des Landes. Arragonien, schon von der Natur karg ausgestattet, ist durch die sorglose Fahrlässigkeit der Spanier in hohem Grade unfruchtbar geworden, so daß im Vergleich selbst die verrufene Mancha als ein blühendes Land erscheint. Nur ein geringer Theil des dürftigen Bodens ist bestellt, die zehn- und mehrjährige Brache in so langer Zeit kaum mit einer dünnen Grasnarbe überwachsen, ein trostloser Anblick, dem selbst die Kette der Pyrenäen, die sich fern im Osten hinzieht, keinen landschaftlichen Reiz zu verleihen vermag.

So arm und elend bleibt die Gegend bis Saragossa, das

eine der weniger interessanten Hauptstädte Spaniens ist, und erst durch die Belagerung von 1808 und 1809 die Aufmerksamkeit Europa's auf sich gelenkt hat.

Wie in vielen anderen alten Städten, windet sich auch hier um den ältesten Kern von Saragossa eine breite Straße, hier el cosso genannt, die schon seit Jahrhunderten die Stelle der ältesten, längst geschleiften Ringmauern und ihres Grabens einnimmt. Darüber hinaus breiten sich neuere, auch noch mittelalterliche Stadttheile aus, die durch eine zweite neuere Ringmauer geschützt wurden.

Nachdem die belagernden Franzosen diese jetzige Ringmauer gewonnen hatten, mußten sie sich mit Sappe und Minen von Haus zu Haus bis zum Cosso durcharbeiten, wo die Vertheidigung endlich aufhörte. Das dabei zerstörte mittelalterliche Gewirr von Gäßchen ist seitdem durch einen modernen Stadttheil ersetzt.

Betrachtet man die noch aus der Zeit der Belagerung herrührenden Theile der Ringmauern, so wundert man sich, daß ein so armseliges Hinderniß die Belagerer neunzehn Tage über aufhalten konnte. Denn diese niedrige und schwache Mauer ist in der That nicht eben von größerer Bedeutung als die erste beste Gartenmauer, durch die man Schießscharten gebrochen hätte. Einen Graben davor hat es nie gegeben. Die Erscheinung läßt sich nur dadurch erklären, daß die Vertheidiger sehr viel zahlreicher als die Angreifer waren, daß unmittelbar hinter den Mauern ein Labyrinth massiver Häuser und enger Gäßchen lag, in das sich, wie man den Geist der Bevölkerung kannte, Sturmkolonnen nicht ohne weiteres wagen durften.

Daß die Vertheidigung im Innern der Stadt, zwischen der Ringmauer und dem Cosso, mit großer Hartnäckigkeit länger fortgesetzt werden konnte als die jener Mauer, das ist weit eher zu erklären. Die vielen kolossalen Klostergebäude gewährten hier der Vertheidigung treffliche Stützpunkte, und die Belagerer fanden in den engen, winkligen Gäßchen keine irgend zweckmäßige Aufstellung für ihre Artillerie, so daß sie zu der zeitraubenden Minenarbeit ihre Zuflucht nehmen mußten.

Vor der Stadt muß der tiefe Riß, den das Flüßchen Huerva in einiger Entfernung vor der Ringmauer durch das Gelände zieht, ein sehr unbequemes Hinderniß für die Belagerer gewesen sein. Man sieht es dem unbedeutenden Gewässer nicht an, wie verheerend sein Hochwasser wirken kann. Um seine Gewalt zu brechen, hat man die Ufer terrassirt und mit Bäumen bepflanzt, eine Maßregel, deren Zweckmäßigkeit zweifelhaft scheint.

Befremdlich klingt es, daß die bischöfliche Domkirche in diesem spanischen Lande mit der katalanischen Benennung „la Seu" bezeichnet wird; ein Beweis, daß der arragonische Dialekt einige provençalische Elemente in sich aufgenommen hat.

Der Mittelpunkt des Cultus, der nationalen kirchlichen Feste ist aber nicht dieser Dom, sondern das mächtige Gotteshaus der Madonna del Pilar, das Wahrzeichen der Stadt Saragossa.

Daß Kastilien nur ein solches nationales Heiligthum hat und Arragonien deren zwei, diese Kirche mit ihrem Wunderbild und den Montserrat, das hat sich aus der verschiedenen Entstehungsweise der beiden Königreiche ergeben.

Die Bildung des kastilischen Reichs ist von einem ein=

zigen Punkt, von den asturischen Bergen ausgegangen, und ungeachtet zeitweiser Theilungen blieb das Bewußtsein der ursprünglichen Einheit hier stets vorwaltend. Da war es natürlich, daß das 830 entdeckte Grab des Apostels zu Compostella ein für alle kastilischen Landestheile gemeinsamer Mittelpunkt des kirchlichen Lebens blieb.

Das Reich Arragon hatte eine doppelte Grundlage, auf der einen Seite hatte sich, wie schon erwähnt, auch in den Pyrenäen eine kleine Schaar Gothen und Basken zusammengefunden, die unabhängig von mohamedanischer Herrschaft bleiben wollten und aus ihren langsam vorschreitenden Eroberungen war, wie Navarra, so auch das Reich Arragonien hervorgegangen. Andererseits war die Grafschaft Barcelona, provencalischer Nationalität, durch fränkische Eroberung entstanden und unter der schwachen Herrschaft der späteren Karolinger bei dem allgemeinen Zerfall der großen fränkischen Monarchie unabhängig geworden. Als beide Lande durch Erbfall vereinigt wurden, hatte ein jedes bereits den hochheiligen Mittelpunkt seines kirchlichen Lebens gefunden und beide blieben in gleichen Ehren.

Die Legende der Madonna von der Säule ist bekannt. Der Apostel Jacob soll auch in Arragonien gewesen sein. In der Nacht vom 2. Januar des Jahres 40 unserer Zeitrechnung erschien ihm und seinen Jüngern, als sie sich vor den Mauern der Römerstadt Caesarea Augusta am Ebro befanden, die Jungfrau, umschwebt von Engeln, die eine Holzstatuette der Gottesmutter und eine Säule von Jaspis aus dem Himmelreich mitbrachten. Die Jungfrau erklärte dem Apostel, er solle nach Jerusalem zurückkehren, um dort durch den Märtyrertod beglückt zu werden, vorher aber ihr an dieser Stelle ein Heiligthum errichten. Sie ließ die Jaspissäule durch die Engel an die Stelle setzen, an der sie noch heute steht, die Statue darauf;

Jacob und seine Schüler mußten eine Kapelle herumbauen. Die ist dann, wie die Legende berichtet, im Lauf der Zeiten mehrfach erneuert und jedesmal vergrößert worden.

Zu der Zeit als Spanien die Mittel fehlten den Rest des burgundischen Erbes, Flandern und die Freigrafschaft Burgund gegen die Uebergriffe Ludwig XIV. von Frankreich zu vertheidigen, im Jahre 1681, wußte die Kirche doch die Mittel zum Bau einer colossalen Basilika an dieser Stelle zu finden. Dergleichen galt in dem damaligen Spanien für das vor Allem Nothwendige, wozu die Mittel sich finden mußten, um dessentwillen alles Andere aufgeopfert werden mußte.

Der Bau ist groß, nicht großartig. Die herkömmliche Kreuzesform der christlichen Kirche ist vollständig aufgegeben. Sie ist selbst im Innern nicht bewahrt. Die Rundgewölbe der drei Schiffe erheben sich zu gleicher Höhe und ruhen auf zwölf gewaltigen Pfeilern. Trotz dieser Art der Anlage hat aber der schwerfällige Bau nicht im Entferntesten den hellen, glänzenden Charakter einer Hallenkirche gewonnen; denn rings um alle vier Seiten des 135 Meter langen Rechtecks geht ein zusammenhängender Kapellenkranz, nur um wenig niedriger als die drei Schiffe des Hauptbaues, und Licht gelangt in das Innere der Kirche zunächst nur durch eine Reihe zirkelrunder kleiner Fenster über den Kapellen. Da dieses Licht in der That nicht genügen konnte, ist man darauf verfallen, durch Kuppeln nachzuhelfen, die mit ihren Fenstern, nicht weniger als neun an der Zahl, aus dem Dach der Kirche emporsteigen. Die größte derselben erhebt sich seltsamer Weise nicht über der Mitte des inneren Raumes, sondern mehr gegen das Ostende hin. Mit Hülfe dieser Kuppeln ist es nun allerdings hell genug im Innern, um die trostlose Nüchternheit der Architektur im Einzelnen erkennen zu lassen.

Auch das Aeußere hat keinen monumentalen Charakter.

Die ungegliederte Masse, mit kleinlichen Thürmchen an den Ecken und den vier Eingängen den Ecken nahe an den beiden Langseiten, könnte eher für ein großes Vorrathshaus oder dergleichen gelten. Die Architektur des Innern ist korinthisch, wie dieser Stil zur Zeit der Erbauung dieses Domes eben verstanden wurde. Das muß man eigentlich erwarten. Der Reichthum der korinthischen Ordnung war zu der Zeit und später die Zuflucht aller mittelmäßigen Baukünstler. Die Akanthusblätter sollen es thun. Die schmächtigen korinthischen Halbsäulen, die hier an den Pfeilern emporsteigen, nehmen sich aber recht dürftig aus.

Der Hauptaltar befindet sich in der mittleren Kapelle der kurzen Seite an der Ostwand, und ausnahmsweise hat in ihr auch das Chorgestühl, die Silleria, ihren Platz gefunden, die sonst in Spanien das Langschiff auszufüllen pflegt.

Das Hauptinteresse des Touristen wie der einheimischen Bevölkerung wird durch die Capilla del Pilar in Anspruch genommen. Der Umstand, daß man das angebliche Werk des Apostels, die erste Kapelle, die nur 16 Fuß lang, 8 Fuß breit gewesen sein soll, bei der ersten Erweiterung des Heiligthums so rücksichtslos beseitigt hat, legt den Gedanken nahe, daß die Legende ziemlich neuen Ursprungs sein muß, denn hätte die ärmliche Hütte zur Zeit des ersten Erweiterungsbaues schon für ein Werk des Apostels gegolten, so wäre sie wohl, wie die casa santa zu Loretto, sorgfältig bewahrt worden.

Die jetzige heilige Kapelle ist ein reich verzierter runder Tempel korinthischer Ordnung, aus blankpolirtem rosenrothem Granit zwischen vier Pfeiler hinein gebaut; die Bedachung, die auf den unkanelirten Säulen ruht, ist gleichsam das Skelett einer Kuppel, regelmäßig durchbrochen, um das Innere der Säulen-Rotunde nicht gegen das Licht abzusperren, das durch die Kuppel der Kirche von oben herabfällt.

Trotzdem ist es im Innern dieses Tempels nicht sehr hell. Die Laienwelt wird durch eine ungefähr 4 Fuß hohe schwerfällig gearbeitete Ballustrade aus massivem Silber in ehrfurchtsvoller Entfernung von dem heiligen Bilde gehalten, dem nur der Priester nahen darf.

Die Madonna, die an dem einen Ende des Altars hinter einer Glasscheibe steht und schwarzen mit goldenen Sternen besäeten Sammet zum Hintergrunde hat, ist mit einer Dalmatica bekleidet, aus der nur die Köpfe der Mutter und des Kindes hervorragen; dies Gewand bedeckt auch den Pilar, soweit er sich über den Tisch des Altars erheben mag. Bei der Entfernung, in der man bleiben muß, dem wunderbar sich kreuzenden Licht aus der Kuppel, von den ewigen Lampen, die hier brennen, und den vielen geweihten Kerzen, ist es unmöglich, die Bildsäule irgend genauer zu sehen. Es soll eine sehr roh gearbeitete Holzfigur sein, die etwa dem achten Jahrhundert nach Christi Geburt angehören könnte.

Wie hoch dies Heiligthum in Arragonien verehrt wird, lehrt der Augenschein. Mehrmals im Laufe des Tages wird hier Messe gelesen, und stets ist der Raum mit Betenden gefüllt, die ihr „Opfer", eine Silber- oder Kupfermünze, zwischen den Silberpfeiler der Ballustrade hindurch auf das Marmorpflaster vor dem Altar werfen.

Unter dieser Kapelle befindet sich das Grabgewölbe, in dem die Erzbischöfe von Saragossa beigesetzt werden.

Der Pilar liegt am Ebro; unmittelbar neben der Kirche führt eine stattliche steinerne Brücke über den Strom. Die Vorstadt jenseits ist nur klein, stromabwärts und stromaufwärts geht der Blick an ihr vorbei in das freie Feld, und man gewahrt auch hier wieder das traurige unfruchtbar dürre Gelände, daß der Wanderer schon von Lerida an kennt. Es drängt sich die Frage auf, wie und wovon die belagernden

Franzosen in dieser armen Gegend wohl so viele Monate über gelebt haben mögen.

Am Cosso liegt eine Anzahl Paläste des arragonischen Adels, die hier aber jetzt meist eine plebejische Bestimmung gefunden haben, während in Kastilien die alten und großen Familien ihre Häuser auch in den Provinzstädten unveräußert behalten, selbst wenn sie seit Jahrhunderten nicht mehr darin gewohnt haben. Zu diesen früheren Adelspalästen hier gehört die jetzige Post mit ihrem hübschen Hof im Stil der Spätrenaissance, sowie das Haus der einst berühmten Familie de Luna. Der starrsinnige Papst Benedikt XIII., der dieser Familie angehörte, soll ihn, vom Constanzer Conzilium abgesetzt, nach seiner Flucht aus Avignon bewohnt haben.

Eine enge Straße führt vom Cosso nach dem Torre nueva genannten 200 Fuß hohen freistehenden Thurm, der keine andere Bestimmung hat als die, der Stadtuhr als Gehäuse zu dienen. Er ist 1504 erbaut und hat eine merkliche Neigung nach Osten, wenn er auch nicht ganz so schief dasteht wie der berühmte Thurm zu Pisa.

Die Architektur des Thurmes, dessen Fenster die Form eines vierblätterigen Kleeblattes haben, ist als gothisch-maurisch zu bezeichnen und liefert einen der vielfachen Beweise, bis zu welcher späten Zeit herab der Einfluß arabischer Kunst in Spanien wirksam geblieben ist, selbst in Arragonien, wo die Herrschaft der Mauren nicht lange gewährt und kein nennenswerthes Denkmal zurückgelassen hat. Die oberen Wandflächen des Thurmes sind wie die Giralda mit einem Spitzengewebe aus Stein bekleidet, doch besteht dieses nicht aus Stuck, sondern aus Backsteinmasse und ist eins mit der Mauer. — Außerdem ist die Construktion dieses Thurmes eine ungemein künstlich-

komplicirte. Auf dem achteckigen Unterbau erhebt sich zunächst ein Stockwerk, dessen Grundriß die Form eines sechzehnspitzigen Sterns hat, und auf diesem der wieder achteckige höhere Theil des schlanken Baues.

Die Kathedrale und Hauptkirche Saragossas, die „Seu,“ ist in ihrer jetzigen Gestalt ein spätgothischer Bau, dessen im siebzehnten Jahrhundert in unleidlichster Schnörkel-Architektur verzierter Haupteingang am Ende des nördlichen Querschiffes liegt, während die westliche Giebelwand am Ende des Langhauses, von anderweitigen Baulichkeiten eingeschlossen, ganz unzugänglich ist und gar keinen Eingang hat. Das Langhaus hat fünf Schiffe, deren Gewölbe von schlank und kühn aufsteigenden Pfeilern getragen werden, aber wie in den meisten ähnlichen spanischen Bauten dringt auch hier nur spärliches Licht in das Innere.

Man gewahrt übrigens bald, daß diese Domkirche über den Pilar vernachlässigt ist; nicht nur, daß dort beständig eine Anzahl von Betenden das Allerheiligste füllen, während man hier in völliger Einsamkeit unter den hohen Hallen wandelt, auch die thätige, auf Erhaltung und Vollendung gerichtete Sorgfalt scheint ausschließlich dem Pilar zugewendet. Dort wurde gearbeitet und gebaut; hier zeigten sich deutliche Spuren von Vernachlässigung und Verfall.

An der Tafel in dem ersten Gasthof der Stadt war ich als einziges fremdes Element unter zahlreichen Spaniern. Mein Nachbar war ein Hidalgo aus Tarragona, mit dem das Gespräch bald interessant und bis zu einem unter Fremden nicht eben gewöhnlichen Grade vertraut wurde. Er erklärte die Lage Spaniens für eine vollkommen hoffnungslose; nirgends zeige sich eine Aussicht. Er gab zu, daß Kastilien und Arragon in den wichtigsten Beziehungen einen Gegensatz bildeten, und erklärte bestimmt, werde Montpensier — natürlich durch Kastilien —

zum König erwählt, so sei es gradezu gewiß, daß Arragonien sich gegen ihn erheben werde. — Von den Republikanern sprach er mit entschiedener Abneigung; er wiederholte was ich schon mehrfach hatte sagen hören: sie seien keine wirklichen Republikaner; sie seien Sozialisten. — Es zeigt sich eben überall, daß diese sozialistischen Tendenzen der spanischen Republikaner die wohlhabenderen Stände überwiegend zu ihren Gegnern machen. — Der Hidalgo bestätigte mir auch, daß die Katalanen den Spaniern als ein anderes Volk, vor allen aber Kastilien fremd und sogar feindlich gegenüber stehen und unter Umständen eine Vereinigung mit Frankreich erwünscht finden würden. Als wir uns trennten, nannte mir der Hidalgo seinen Namen, bedauerte, mich in Tarragona nicht gesehen zu haben, und lud mich dringend ein, ihn zu besuchen, wenn mein Weg mich wieder dorthin führe.

Seit einiger Zeit wurde von einer kleinen Partei wieder sehr lebhaft für den König Don Baldomero, d. h. Espartero, geworben, eine Wahl, die keinen andern Zweck gehabt hätte, als die Monpensiers zu verhindern und etwas Zeit für eine anderweitige Lösung der schwebenden Fragen zu gewinnen. Ein hagerer blonder Mann, der hier an der Wirthstafel sehr heftig gegen Monpensier deklamirte, schien mir ein Agent dieser Partei zu sein.

Ich verließ Saragossa mit dem Nachtzuge und erwachte erst in der Frühe bei Guadalajara. Zwischen diesem Orte und Alcalà de Henares hat eine aus Engländern bestehende Aktiengesellschaft auf einem sehr ansehnlichen Landstrich ein künstliches Bewässerungssystem in der Weise der Araber hergestellt und dazu die Wasser des Henares benutzt, die nur in mäßiger Fülle fließen. Der Erfolg zeigt, was Intelligenz und Fleiß aus einem großen Theil Neukastiliens machen könnten. Es sind schöne Wiesen geschaffen, und die Felder versprechen reiche Ernten, so daß die Anlage sich gewiß durch gute Einkünfte

belohnen wird. Die Spanier fühlen sich trotzdem leider nicht aufgefordert, diesem Beispiel zu folgen.

Alcalà de Henares, der Geburtsort des Cervantes, nimmt sich von Weitem mit seinen Mauern, Thoren, Kirchen, Thürmen und den großen Gebäuden der einst berühmten Universität ganz stattlich aus. Niemand würde aus der Entfernung errathen, daß der Ort in seiner jetzigen Verkommenheit kaum einige Hundert Einwohner zählt.

Nun folgen traurige Gegenden bis Madrid, wo ich früh am Morgen eintraf und noch am selben Tage Zeuge einer ungemein schwachen Demonstration zu Gunsten Esparteros wurde. Ein ältlicher Herr in Offizieruniform der Voluntarios fuhr in einem unansehnlichen Miethwagen langsam durch die Straßen und hielt auf einer Stange hoch vor sich eine blumenbekränzte Tafel mit einer Inschrift, die den König Don Baldomero, den Helden von Vergara, feierte. Eine Anzahl Voluntarios gingen nebenher, aber das Publikum verhielt sich völlig gleichgültig und theilnahmlos. Es blieb Niemand auch nur einen Augenblick stehen, um den kleinen Zug anzusehen.

Reise nach Portugal und Rückkehr nach Spanien.

Auf einer Reise nach Portugal, die ich gegen Ende Juni 1870 antrat, sollte ich gewahr werden, daß die Armuth, die Bettelei, die ich mit Schrecken in Arragonien gesehen hatte, noch überboten werden konnte.

Die rasche Fahrt führte mich von Manzanares nach Ciudad Real, von dort an den reichen Quecksilber-Minen von

Almaden vorüber durch Estremadura, den ärmsten, verwahrlosesten Theil Neukastiliens, in dem es weit schlimmer aussieht, als in der verrufenen Mancha.

Der kastilische Landbau zeigt sich hier in seiner ganzen Trostlosigkeit; die wenigen Ortschaften sind meilenweit von einander entfernt, die Felder liegen meilenweit von den Wohnungen der Landleute, die sie bestellen sollen, sind überaus nachlässig bestellt und liefern die allerdürftigsten Ernten, und die so bestellten Aecker bilden noch dazu nur seltene Ausnahmen im Ganzen. Der allergrößte Theil des Bodens liegt als sehr schlechte Weidebrache da, auf der hin und wieder Schafheerden weideten. Die Schäfer hausen in Erdhütten, die in Irland nicht elender sein können. Im Winter sind die Heerden zahlreicher; sie kommen dann von den Sommer-Weideplätzen im Gebirge herab. Am Fuß der Berge zeigen sich arg verwüstete Eichenwälder und hin und wieder schlecht gepflegte verwilderte Olivars.

Dies Bild erinnerte mich lebhaft an jene Herzogin, die mir auseinandersetzte, in Spanien müsse alles Grundeigenthum in großen Besitzungen vereinigt bleiben, weil jährlich nur ein Zehntel der Ackerfläche bestellt werden könne. Hier, wo alles Land in großen Besitzungen vereinigt ist und jährlich kaum der zwanzigste Theil des Bodens bestellt wird, konnte ich die Zustände, die sich daraus ergeben, gleichsam in ihrer Vollendung übersehen. Der Herzog von Medina Celi besitzt hier unter Anderem vier (geographische) Quadratmeilen Land, von denen er gar nichts hat, als daß einige Schafe darauf weiden und daß einige seiner guten Freunde da gelegentlich eine Jagd auf Wildschweine veranstalten. Er selber ist nicht einmal Jäger.

Noch bestimmter als in der Landschaft werden die hier herrschenden Zustände in der Haltung der Bevölkerung sichtbar. Es war ein Sonntag, als ich auf der Rückreise von Portugal

wieder durch diese Gegenden kam, offenbar ein Tag, den die arbeitende Bevölkerung selbst entfernterer Ortschaften und der Minen von Almaden dazu benutzte, in Massen nach den Bahnhöfen zu wandern, um jeden vorbeifahrenden Zug anzubetteln. Zu Hunderten waren überall Männer, Weiber und Kinder versammelt, auch am Festtage in Lumpen gehüllt; und ein solcher zudringlicher Fanatismus, eine solche leidenschaftliche Ausdauer des Bettelns war mir noch nie und nirgend vorgekommen, auch in Arragonien nicht. Die Rufe Señorito, Señorita, die beweglichsten, leidenschaftlichsten Bitten schwiegen nie und verdoppelten sich, sobald sich Jemand an einem Wagenfenster sehen ließ. Wo die Reste eines Frühstücks zu einem Wagenfenster hinausgeworfen wurden, stürzten sich die Leute darauf und lasen die kleinsten Brotkrümchen aus dem Grase auf. Sie benagten die fortgeworfenen Orangenschalen. Und das war nicht etwa ein außerordentlicher, durch ein störendes Naturereigniß oder eine Mißernte oder dergleichen hervorgerufener Nothstand; es war der gewöhnliche Zustand des Landes.

Und doch könnte ein tüchtiges Bauernvolk, das den Boden für eigene Rechnung baute, mit Hülfe des Wassers, das aus den Bergen herbeizuschaffen wäre, hier gewiß ein auskömmliches Dasein für eine zahlreiche Bevölkerung schaffen. Die Gegend um Badajoz, wo der Boden an sich um nichts fruchtbarer ist als im übrigen Estremadura, scheint es zu beweisen.

Merida imponirt durch seine großartigen Trümmer von Römerbauten, namentlich durch die Reste von Wasserleitungen, die auf hohen Bogen durch die Landschaft geführt waren.

Als ich im Frühjahr 1871 nach Madrid zurückkehrte, war Großes geschehen in Europa. In Portugal hatte sich die Menge während des Krieges überwiegend französisch gesinnt

erwiesen; in Spanien hatte das Volk, dem die Franzosen tödtlich verhaßt sind, die Nachrichten von den Siegen der Deutschen jubelnd mit einer Begeisterung ohne Gleichen begrüßt.

Auch in Spanien war inzwischen Wichtiges geschehen. Der ritterliche, liebenswürdige Prinz Amedeo von Savoyen war durch Wahl der Cortes auf den Thron des spanischen Reiches erhoben — und General Prim war ermordet worden! — Es war dem Anschein nach ein ganz neuer Zustand entstanden, aber schon der erste Blick ließ erkennen, daß er nicht auf die Dauer gegründet, daß er in sich vollkommen unhaltbar war.

Die Herren und Damen, die zu ihrer Zeit die nächste Umgebung der Königin Isabella gebildet hatten, waren bemüht, dem neuen Königthum durch nicht all zu kühne, mitunter etwas kindische Demonstrationen ihre Abneigung darzuthun. Einige Damen aus den vornehmsten Kreisen verfielen darauf, sich in andalusischer Tracht im Prado zu zeigen, das Haupt nur durch einen schwarzen Schleier bedeckt und weiße Lilien, das Emblem der Bourbons im Haar. Ihre entschiedensten Gegner, Progressisten aus Prims Schule, machten dieser weiblichen Kundgebung dadurch ein schnelles Ende, daß sie einige hübsche, aber mehr als billig bekannte weibliche Persönlichkeiten in demselben bourbonisch-andalusischen Schmuck in offenen Wagen auf der Fuente Castillana umherfahren ließen.

Von dieser Seite her war keine ernste Gefahr zu besorgen. Schlimmer war die vollkommene Gleichgültigkeit der Menge. Niemand grüßte den König, wenn er in der Oeffentlichkeit erschien, — auch nicht als er zur feierlichen Eröffnung der Cortes fuhr, noch wenn er ohne alle Begleitung, im Civilanzug, auf der Fuente Castillana spazieren ritt. Hier grüßte Don Amedeo einzelne Gruppen, ja einzelne Individuen; — Niemand erwiderte den Gruß.

Einen besonders peinlichen Eindruck machte dieselbe Er-

scheinung am 2. Mai, dem großen Gedächtnißtage Spaniens. Während Madrid noch im Schlaf lag, hatten die Karlisten den Manen der Helden von 1808 Kränze an dem Denkmal im Prado geweiht; doch das wurde weiter nicht beachtet. Von Seiten der Republikaner aber, die sich an der Feier nicht betheiligten, erwartete man Unruhen, die man von auswärts her, von Agenten der „Internationalen" vorbereitet glaubte, und hatte deshalb so viele Truppen als möglich aus den nächstliegenden Garnisonen herbeigezogen. Die Truppen bildeten Spalier vom königlichen Schloß bis zum Denkmal. Don Amedeo, dem eine Schaar berittener Voluntarios de la libertad, die in Spanien unvermeidlichen Waisenknaben, der Stadtrath, eine Deputation der Cortes und die Minister voranzogen, Abtheilungen von Linientruppen folgten, legte den weiten Weg zu Fuß zurück. Er schritt in der Uniform eines spanischen Generals zwischen Serrano und dem in Kastilien kommandirenden General einher, und lüftete bei jedem dritten oder vierten Schritt grüßend den Hut. „Es un trabajo" (eine schwere Arbeit), bemerkte eine der Damen, die dem Zug aus meinen Fenstern zusahen. Die Führer der Republikaner, in einem Kaffeehause der Calle de Alcala um Sendlinge aus Paris versammelt, erachteten es freilich gerathen, sich ruhig zu verhalten; — aber auf dem langen Wege erwiderte Niemand den königlichen Gruß. Jedes Haupt in der Zuschauermenge blieb bedeckt; nicht ein einziger Zuruf wurde laut.

Und doch zeigte sich der spanische Nationalcharakter in eigenthümlicher Weise darin, daß diese allgemeine Nichtbeachtung des fremden Königs bei alledem ihre bestimmte Grenze hatte, die nicht überschritten werden durfte. So im ersten Stiergefecht dieses Frühjahrs, dem auch ich beiwohnte.

Wir haben früher erwähnt, daß die Arena bis zu dem Augenblick, wo ein Trompetenstoß den Beginn des Schauspiels

verkündet, von Spaziergängern und Orangenhändlern wimmelt. Diesmal klagte und eiferte da unten, meinem Sitz gerade gegenüber, einer der jungen Burschen, die den Zuschauern Orangen mit großer Geschicklichkeit zuzuwerfen wissen, sehr laut und energisch. Er behauptete, Orangen, die er auf Verlangen zugeworfen habe, seien ihm nicht bezahlt worden. — Die zunächst auf den untersten Reihen Sitzenden wurden sein Treiben überdrüssig und riefen ihm zu: „que bayle!“ (Tanze!) Das ist im Spanischen die wegwerfendste Art, Jemanden zur Ruhe zu verweisen; ungefähr, wie wenn man im Deutschen sagt, er solle sich scheeren. Da erhob sich unmittelbar vor mir, nur wenige Stufen tiefer, ein ärmlich gekleideter Gesell in andalusischer Jacke und rief laut und vernehmlich: „que bayle Amedeo!“

Das war zu viel. Allgemeine, leidenschaftliche Entrüstung brauste plötzlich auf; — „fuera! fuera!“ wurde von allen Seiten nah und fern ingrimmig gerufen. Die nächsten Nachbarn des Frevlers schlugen wüthend auf ihn los, selbst Entferntere suchten ihn mit ihren Stöcken zu erreichen und trafen dabei mitunter auch Unschuldige. Einige Wüthende suchten von Weitem her über Köpfe und Schultern der Leute hinweg auf ihn einzudringen. Es war ein allgemeiner Aufruhr. Mit Mühe drängten sich schließlich zwei guardias civiles von unten herauf durch die Menge und führten den Vermessenen von dannen, der inzwischen auch schon einen Messerstich erhalten hatte.

Hätten sich nur Anhänger des neuen Königthums entrüstet gezeigt, da wäre der Lärm wahrlich nicht groß geworden. Nicht nur die Menge der Gleichgültigen, auch ausgesprochene Gegner fühlten sich durch jenen unziemlichen, pöbelhaften Ruf zu jähem Zorn aufgestachelt. Mein Nachbar zur Linken, ein ältlicher Mann, gab der Stimmung, aus der diese Scene hervorgegangen war, einen sehr präcisen Ausdruck, indem er gegen mich bemerkte: „En tiempo di Narvaez“ hätte ein

solcher Frevel dem Thäter das Leben gekostet. So dürfe Don Amedeo nicht behandelt werden; denn wie man auch über seine Wahl und seine Stellung in Spanien denken möge, — „es cavallero, y basta!“

Don Amedeo war bereits in seiner Loge anwesend, als der Lärm losbrach. Er suchte die Rolle eines Königs von Spanien folgerichtig durchzuführen; wie Philipp II. warf er den Schlüssel zum Stierzwinger mit eigener Hand in die Arena hinab. Man war empört gewesen über die Unbill, die sich ein Vermessener gegen ihn erlaubt hatte; als er sich dann aber kurz vor dem Ende des Schauspiels entfernte, grüßte ihn wieder Niemand von all den Hunderten, die sich wie gewöhnlich um den Eingang zum Circus versammelt hatten.

Am schlimmsten, ja entscheidend, war aber, daß nach Prim's Ermordung die Regierung mit unbedingter Nothwendigkeit in die Hände der Union liberal, der Anhänger Monpensiers, fallen mußte. Prim hatte den Prinzen Amedeo auf den Thron erhoben, er hatte dessen Wahl mit der ihm eigenen Energie erkämpft. Nach seinem Tode aber fand sich in seiner Partei, den Progressisten, Niemand, der ihn auch nur annähernd hätte ersetzen können, Niemand, der den Aufgaben der Zeit irgend gewachsen gewesen wäre. Die Regierung mußte der Union anheimfallen, die nicht nur den Progressisten an Talent und Kenntnissen außer allem Verhältniß überlegen war, sondern auch überwiegend in sich vereinigte, was Spanien zur Zeit an Talenten und Kenntnissen überhaupt besaß. So war Don Amedeo in der seltsam ungünstigen Lage, seine Stütze und seine Gehülfen in einer Partei suchen zu müssen, die ihn nicht gewollt, die seine Wahl bis zum letzten Augenblick bekämpft hatte, von der er zum Voraus wissen konnte, daß sie ihn kaum gegen Karlisten und Republikaner schützen, anderen Kombinationen gegenüber aber keine Opfer bringen würde, um ihn zu halten.

In Prim hatte Don Amedeo seine einzige mögliche Stütze verloren, und es war nur zu sichtbar, daß General Prim ermordet worden war, eben um ihn dieser Stütze zu berauben und seine Stellung in Spanien vollkommen unhaltbar zu machen.

Burgos.

Einen sehr merkwürdigen Theil Spaniens zu besuchen, mußte ich mir versagen. Es blieb mir keine Zeit, die Provinz Spaniens zu durchstreifen, in der sich, nach der Ueberfluthung durch die Araber, eine Anzahl Spanier gothischen Stammes unter Don Pelayo zu neuem Widerstand, zu neuer Erhebung sammelten: Asturien und in seinen Bergen jene Höhle, die Don Pelayo's Feste war, und in der er begraben liegt. Weder das Apostelgrab zu Compostella konnte ich besuchen, noch Oviedo und Leon, in deren Domkirchen der Einfluß der arabischen Kunst auf die gothische Architektur sich in der merkwürdigsten Weise zeigt. Dagegen war es mir vergönnt, eine Reihe von Oertlichkeiten zu sehen, deren jede gleichsam eine eigenthümliche Periode der Geschichte Spaniens vertritt: Burgos, die Hauptstadt Altkastiliens, jenes Reiches, das sich mühsam gegen die Araber empor kämpfte und dessen Held der Cid war; Toledo, die Hauptstadt der gothischen Könige Gesammt-Spaniens; den Escorial, das Denkmal Philipp II., seiner Denkweise und seines Strebens, und Aranjuez, so vielfach bedeutend in der Spätzeit Spaniens.

Burgos selbst sowohl als die Gegend umher sind wesentlich anderer Art, als die Städte und Landschaften des südlichen

Spaniens. Es liegt auf der Hochebene 2600 Fuß über dem Meer; die Vegetation und überhaupt die Landesart umher erinnern vielfach an das mittlere Frankreich oder das südliche Deutschland. Nirgend finden sich Spuren von dem Walten der Römer oder Araber; Alles ist christlich und ritterlich, Alles gehört dem europäischen Mittelalter an.

Wer sich der Geschichte des Orts und des Landes erinnert, ist im ersten Augenblick fast verwundert, hier nicht, wie in so mancher gesunkenen Weltstadt, die Spuren einer vergangenen Größe und eines großartigen Verfalls zu finden. Doch ist die Erscheinung wohl zu erklären. Die Könige von Kastilien waren weder sehr reich noch sehr mächtig, als sie vorzugsweise hier ihren Sitz hatten, und selbst im Allgemeinen hatten die europäischen Hauptstädte der ritterlichen Lande während der früheren Jahrhunderte, denen die Glanzperiode dieser altkastilischen Königsstadt angehört, nach heutigem Maßstabe keine große Bedeutung. So ist denn Burgos jetzt eine Provinzstadt von etwa 15 000 Einwohnern, ohne Zweifel gesunken, seitdem es seine Könige verlassen haben, — aber nicht von der Höhe einer Weltstadt herab, wie etwa Ravenna. Auch herrscht hier nicht jene feierliche, man möchte sagen tragische Stille, die oft um gefallene Größen schwebt. Es regt sich in den Straßen nicht mehr nicht weniger Leben, als man in einer solchen Provinzstadt erwarten muß. Nur am Saum der Stadt zeigen sich innerhalb der Mauern verödete Strecken, aber bei Weitem nicht von solcher Ausdehnung, wie in so mancher einst mächtigen Stadt in Italien, am Rhein, in Belgien.

Bald wird der Fremde dann auch gewahr, daß Burgos, in der fortlebenden Tradition, bei Weitem mehr die Stadt des Cid ist, als die der alten Könige von Kastilien, deren Namen nur der Gelehrte kennt. Selbst der Könige, die zur Zeit des Cid walteten, erinnert man sich nur insofern, als sie mit dem Cid

in Berührung gekommen sind, als Nebengestalten; so des Königs Don Alfonso, vor Allem des furchtbaren Eides wegen, den ihn der Cid in der Kirche zu leisten zwang, daß er an der Ermordung eines Bruders unschuldig sei.

Eben so bald aber überzeugt man sich auch davon, daß die Bewohner von Burgos eine sehr erhabene Meinung von der Würde und Bedeutung ihrer Stadt haben. Es zeigt sich in jedem Wort, mit dem der Stadt gedacht wird. So belehrte mich gleich zu Anfang eine bejahrte Frau, daß in Burgos viel Merkwürdiges zu sehen sei: „porque esta es Castilla la vieja!“ Keine Worte können den unermeßlichen Stolz schildern, mit dem diese Worte gesprochen wurden.

Mein erster Gang in Burgos galt der Puerta Santa Maria, dem Thor, zu Ehren Karl V. gebaut, und durch das er seinen Einzug hielt. Es ist ein merkwürdiges Denkmal seiner Zeit; ein massenhafter Bau, der durch die Tüchtigkeit seiner Anlage imponirt. Die Eigenthümlichkeit dieser Anlage aber läßt sich nur dadurch erklären, daß Geist und Sinn des Menschen nicht selten an gewohnten Formen festhalten, auch wenn diese keinen Sinn mehr haben. Im Mittelalter war man bedacht, die Thore der Städte dadurch gegen feindlichen Angriff zu schützen, daß man sie, oft in Windungen, durch mächtige Thürme, in vielen Fällen durch vollständige kleine Burgen führte. Zur Zeit, als dieses Thor erbaut wurde, konnten die mittelalterlichen Ringmauern der Städte kaum noch für Festungswerke gelten, aber man wußte sich von den hergebrachten Formen nicht los zu sagen und baute einen mächtigen Thurm, der mit dem Zinnenkranz oben und den sechs Schildwachthäuschen, die daran schweben, wie der Donjon eines festen Schlosses dasteht. Und doch zeigt der reiche Sculpturen-Schmuck an der Feldseite, daß es hier nicht eigentlich auf Vertheidigung abgesehen war. — Das Thor selbst öffnet sich so klein und niedrig in dem mächtigen

Thurm, daß man es kaum für den Zugang zu einer Stadt halten sollte, am allerwenigsten für einen Triumphbogen, dem Einzug eines Königs geweiht.

In dem erwähnten Sculpturen-Schmuck bewährt sich Burgos als die Stadt des Cid. Er besteht in sechs Statuen. Ueber Karl V., der die Kaiserkrone trägt, steht der Cid, und zu beiden Seiten nicht Könige von Kastilien, sondern Verwandte und Waffengefährten des Cid. Auf dem Ganzen erhebt sich eine siebente Statue: das Bild der heiligen Jungfrau in einer offenen Capelle zwischen den Zinnen.

Nicht weit vor dem Thore fließt der Arlançon vorbei, ein kleines Flüßchen, daß aber unter Umständen Verheerungen anrichten kann. Es wurde an der Schälung des Ufers gebessert; daß an einer öffentlichen Arbeit gearbeitet wird, ist ein seltener Anblick im heutigen Spanien. Die einzige, sehr viel häufigere Thätigkeit, das Einreißen eines Klosters, hatte ich bald darauf Gelegenheit zu beobachten. Klöster einreißen ist zur Manie geworden; im Norden wie im Süden zerstört man muthwillig in dem verarmten Lande doppelt werthvolle Gebäude, ohne sich die naheliegende Frage vorzulegen, ob sie nicht zu nützlichen Zwecken verwendet werden könnten, und dann läßt man Schutt und Trümmer liegen, weil die Mittel fehlen, sie fort zu schaffen.

Der Eindruck, den die Hauptmerkwürdigkeit der Stadt, die Cathedrale, macht, ist schwer zu definiren; man kann ihn nicht erfreulich nennen, wenn man sich auch sagen muß, daß man hier vor einem bedeutenden Denkmal, vorzugsweise des dreizehnten Jahrhunderts steht. Es ist lange und langsam daran gebaut worden. Der heilige Ferdinand hat zu Ende des zwölften Jahrhunderts den Grund zu dem Bau gelegt, aber erst unter Karl V. ist er vollendet worden. Schon die Lage ist nicht günstig. Er erhebt sich an der Stelle des ehemaligen Schlosses auf unebenem, abschüssigen Boden. Der

Hügel, an den er sich lehnt, ist nicht abgetragen, und infolge dessen steckt die Nordseite der Kirche tief in der Erde; es zeigen sich im Innern an dieser Seite nur all zu deutliche Spuren zerstörender Feuchtigkeit. Die südliche Seite ist durch den Kreuzgang und den bischöflichen Palast zum großen Theil verdeckt. Nur die nach Westen gewendete Stirnseite liegt frei, aber an einem sehr kleinen Platz von ärmlichen Bürgerhäusern umgeben.

Der Anlage dieser Cathedrale liegt das nordfranzösische Schema zum Grunde, aber in der Umgestaltung, die es in den gasconischen Landen erfahren hatte. Das Mittelschiff überragt die Seitenschiffe nur um ein Geringes. Die westliche Stirnseite zeigt zwischen beiden Thürmen statt eines Giebels einen Hochbau, der oben mit einer flachen Terrasse abschließt, wie Notre Dame zu Paris und viele andere Kirchen in Frankreich. Die Thürme haben durchbrochene Steinhelme. Drei einfache Portale führen durch die Stirnwand in das Innere. Das mittlere ist durch einen modernen Einbau verunstaltet, die beiden anderen, im Unterbau der Thürme, einfache Thüren ohne allen Schmuck, sind dennoch merkwürdig durch den Versuch, der hier gemacht ist, den maurischen Hufeisenbogen in die gothische Architektur einzufügen, allerdings in einer Form, die mit dieser Bauweise nicht im Widerspruch steht: mit einer Ogival-Spitze, wie er ja auch in arabischen Bauten Spaniens vielfach vorkommt.

Im Innern, das an die Cathedralen von Murcia, Valencia und Saragossa erinnert, wird der Eindruck des Langschiffs durch eine moderne Silleria von sehr schlechtem Stil gestört. Vor allem aber fällt im Querschiff eine Eigenthümlichkeit auf, die durch den abschüssigen Baugrund bedingt ist. Der Bauhorizont im Norden liegt bedeutend höher, im Süden viel tiefer als der Fußboden der Kirche; es führt daher im nördlichen Quer-

schiff eine hohe Treppe zu dem nördlichen Seitenportal hinauf und von dem Südportal außerhalb eine hohe Freitreppe zur Straße hinab.

Da an diesem, wie an so vielen mittelalterlichen Domen jahrhundertelang gebaut worden ist, hat die Arbeit vieler aufeinander folgender Generationen auch manches fremdartige Element in die Gothik der ursprünglichen Anlage gebracht. Insonderheit hat der Umstand, daß die erste über dem Vierungspunkt empor gewölbte Kuppel eingestürzt war, dazu Veranlassung gegeben. An ihre Stelle hat das sechszehnte Jahrhundert ein Werk der Früh-Renaissance gesetzt, das an sich recht schön genannt werden könnte, hier aber in mehr als einem Sinn nicht zu dem Ganzen paßt: ein mächtiges achteckiges Prisma, durch zwei Reihen von je acht Rundbogenfenstern hell erleuchtet und durch ein flach-concaves schönes Sterngewölbe überwölbt und geschlossen. Nach Außen wird der Gegensatz, den der Stil dieser Kuppel mit dem des älteren Baues bildet, durch reichen, meist der Gothik entlehnten Schmuck, namentlich durch den Phialenkranz, so ziemlich verborgen. Um so entschiedener aber fällt es hier auf, daß diese Kuppel im Verhältniß zu den Thürmen und zu dem Ganzen um viel, ja bis zum Unförmlichen zu groß und zu massenhaft ist.

Das Innere der Kuppel ist ungemein reich verziert, in der Weise, die neuere Kunsthistoriker mit einem aus dem Spanischen entlehnten Wort als plateresque (Goldschmiede-arbeit) bezeichnen. Und aller Schmuck deutet auf die Zeit Karl V. In dem Relief unter den Fenstern sind Deutschlands kaiserlicher Doppeladler und die Säulen des Herkules mit dem Wahlspruch: „Plus Ultra“ fort und fort wiederholt, und über beiden schwebt wieder und wieder das burgundische Kreuz.

Als Führer im Dom meldete sich ein Kleriker niederen Ranges — etwa Lector oder Exorcista —, ein sehr einfältiger

und bis zum Unglaublichen unwissender Mensch, aber unentbehrlich, da er die Schlüssel zu vielen Thüren unter seiner Obhut hatte.

Die Stelle des Altarblatts am Hauptaltar in der Capilla Mayor nimmt auch hier, wie in Murcia und Valencia, eine große Holztafel ein, die, in viele Felder getheilt, eben so viele Scenen aus dem Leben der heiligen Jungfrau in nach dem Leben bemalten, theilweise vergoldeten Reliefs von geringem Kunstwerth darstellt.

Wie am Langschiff hat diese Kirche auch am Chorumgang einen vollständigen Kapellenkranz. Im siebzehnten Jahrhundert hat ein Marqués Carrion de los Cespedes einer der Kapellen am Chorumgang noch eine zweite angefügt, die er als Grabstätte für sich selbst und seine Nachkommen gründete. Neuerdings aber ist diese Kapelle zur Sacristei eingerichtet; das Innere ist bei der Gelegenheit erneuert, die Gräber sind beseitigt worden.

Warum, fragte ich, ist das Alles geschehen? Nun, die alte Sacristei lag etwas entfernt am Kreuzgang; die Herren Canongos wollten es bequemer haben. Und wie haben die Herren sich mit der Familie Carrion abgefunden? — O! Sie haben der Familie bewiesen, daß sie gar kein Recht mehr auf die Kapelle habe.

Wie die Domherren das angefangen haben, wußte der einfältige Cleriker nicht zu sagen. Uebrigens ist diese Usurpation, was den Kunstwerth des Baues anbetrifft, nicht eben sehr zu beklagen. Die Kapelle ist von einer elliptischen Kuppel überwölbt, deren Inneres glatt, ohne jegliche architectonische Gliederung, blau angestrichen ist. An diesem blauen Grunde, bei dem man sich wohl das Himmelsgewölbe denken soll, kleben in Gruppen unzählige nach dem Leben und zwar sehr grell bemalte Figürchen in Hautreliefs; sie sollen die Krönung der Jungfrau Maria vergegenwärtigen.

Der ursprünglich sehr schöne gothische Kreuzgang ist arg verunstaltet; die Arcaden sind zugemauert, mit leichten Wänden geschlossen; nur ein kleines Fenster und das Rundel im oberen Theil des Maßwerks sind unter jedem Bogen offen geblieben, damit wenigstens das nothwendigste Licht in den Hallen nicht fehle.

Das Klima von Burgos gilt in Spanien für ein rauhes; die Domherren mögen bei ihren Spaziergängen unter diesen Gewölben Wind und Wetter unangenehm empfunden haben. Da hat der Schönheitssinn der Rücksicht auf physisches Behagen weichen müssen.

Der Unterbau des Kreuzganges ist zu Kaufläden benutzt, die sich nach der Straße hin öffnen, und deren Miethe zu den eigenen Mitteln gehört, die der Kirche noch geblieben sind.

Die Domherren leben hier nicht nach der canonischen Regel zusammen, sondern einzeln jeder für sich in der Stadt. Seit die Kirchengüter eingezogen sind, erhält ein jeder von ihnen ein Jahrgehalt von 16,000 Realen (ungefähr 3200 Reichsmark) und jeder beneficiado 10,000 Realen jährlich. Sie trauern natürlich um die gute alte Zeit und sehnen sich nach einer karlistischen Revolution.

In der alten Sacristei, jetzt Kapelle di Santa Catalina, unter einem zierlichen achtspitzigen Sterngewölbe, hängen an den Wänden in langer Reihe die Bildnisse aller Bischöfe und Erzbischöfe von Burgos, die es je gegeben hat, und wohl noch einiger mehr. Die Reihe beginnt nämlich mit dem Apostel Jakobus. Es sind Phantasiebilder, ohne jeden Anspruch auf Kunstwerth.

In der engen und dürftigen Vorhalle des Capitelsaals, der gleichfalls am Kreuzgang liegt, schwebt an der Wand befestigt ein einfacher Holzkasten mit sehr starkem Eisenbeschlag; das ist der örtlichen Ueberlieferung zufolge: „el coffre del Cid,“

der Kasten, der angeblich sein Silbergeräth und alle Kleinode seines Hauses enthielt, als er ihn den Juden verpfändete, um Geld zu dem Heereszuge nach Valencia aufzubringen, der aber in Wahrheit nur mit Sand und Steinen gefüllt war, den Töchtern des Helden zu Gefallen, die um die schönen Juwelen trauerten.

That dem Herzen Cid's das wehe?
Nicht im mind'sten. Herzhaft that er's.
Denn sein Wort war in dem Kasten,
Und sein Wort war gutes Gold!

Es hat einen gewissen Reiz und immerhin auch seinen Werth, wenn eine bedeutende Sage durch ein sichtbares Wahrzeichen lebendig erhalten wird; so glaubt denn auch ein Jeder gern an die Echtheit des Kastens und seiner Geschichte. Doch erfährt man nebenher, daß er, vor langer Zeit einmal geöffnet und untersucht, „wichtige Pergamente" enthielt. Er hat also jedenfalls auch zur Urkunden-Lade gedient.

Dann bewahrt dieser enge Raum auch noch das Grabmal des Escudero Don Juan Cuchiller, der einst seinen „Gaban," seinen Filzmantel versetzte, damit dem König Don Enrique „el doliente" (dem Leidenden) etwas zu essen verschafft werden konnte. Der treue Schildknappe war an einem anderen Ort bestattet; erst später ist der Sarkophag hierher versetzt worden, gleichwie das Alabaster-Grabmonument eines gräflichen Ehepaars, das mein Cleriker nicht zu nennen wußte; ein gutes Sculptur-Werk der Renaissance-Periode.

Der Capitelsaal ist ein viereckiger auffallend niedriger Raum, dessen Wände einfach dunkelroth angestrichen sind; die flache Decke aber, maureske Holzmosaik, liefert einen weiteren Beweis, daß der Einfluß arabischer Kunst sich auch in Altkastilien geltend gemacht hat.

Die Kapellen an der Nordseite des Langschiffs, deren jede

ihre besondere Sacristei hat, sind spährlich erleuchtet, da der in nächster Nähe höher ansteigende Abhang des Hügels nur wenig Licht hineinfallen läßt. In mehreren findet sich das Grab des Stifters.

Die Kapelle der heiligen Thecla ist mit einer Kuppel überwölbt und das Innere dieser Kuppel über und über mit bunt bemalten Reliefs bedeckt. Unzählige Gestalten scheinen da einander den Raum streitig zu machen; an irgend eine Composition ist nicht zu denken; irgend ein Motiv so wenig als irgend eine architectonische Gliederung in diesem sinnlosen Wirrwar zu entdecken. Dieses absurde, gradezu unerträgliche Werk der Baukunst rührt aus dem Jahre 1734 her. Doch wurde der peinliche Eindruck, den es macht, weitaus überboten, sowie wir in die erste, hell erleuchtete Kapelle an der Südseite traten, und vor dem wunderthätigen Bilde dieses Domes, vor dem „Christus von Burgos" standen. Da wird es unbegreiflich, wie die Phantasie sich jemals bis zu solchen Ungeheuerlichkeiten hat verirren können.

Die lebensgroße Gestalt des Heilands am Kreuz, die sich über dem Altar erhebt, ist aus Büffelleder angefertigt und mit Oelfarbe nach dem Leben angestrichen und um die Hüften mit einem kurzen Weiberrock von weißer Leinwand bekleidet. Da Hände und Füße an das Kreuz genagelt sind, wird der Körper so ziemlich in normaler Lage erhalten; der Hals aber und der Kopf, dem wirkliches und zwar sehr langes Haar aufgeklebt ist, hängen in unmöglicher Lage, wie das schwere Ende eines nur zum kleineren Theil gefüllten Sackes tief auf die Brust herab, das Haar für sich allein noch tiefer. — Es ist das Abscheulichste was man sehen kann!

Auf meine Frage, warum die wunderthätige Gestalt aus Leder angefertigt sei, antwortete der führende Cleriker nur durch einen Blick stupider Verwunderung; mittelbar aber gab er denn

doch die gewünschte Erklärung, indem er salbungsvoll berichtete, daß die Gestalt jeden Freitag blute. Dazu muß sie begreiflicherweise hohl sein. Auf die Glieder sind mehrfach Wunden und Blutflecke mit stark aufgetragener Oelfarbe gemalt; — sind in diesen dunkelrothen Flecken etwa feine Nadelstiche verborgen, durch die am Freitag die roth gefärbte Flüssigkeit herausquillt?

Jedenfalls ist dafür gesorgt, daß die Laienwelt das Wunder nicht in all zu großer Nähe sieht. Eine massive Barriere hält sie in gehöriger Entfernung.

In der daneben anstoßenden Kapelle wird das Altarblatt, die Jungfrau mit dem Segen ertheilenden Kinde, dem Michel Angelo Buonarotti, von Anderen bescheidener dem Sebastian del Piombo zugeschrieben; ein Beweis, daß dies ziemlich unbedeutende Bild nicht grade unverkennbar den Stempel des gewaltigen toscanischen Künstlers an sich trägt, von dem der Verfall der italienischen Kunst im sechzehnten Jahrhundert ausgeht.

In der Doppelkapelle de las Reliquias ist eine unglaubliche Menge von Todtengebeinen, der Andacht der Gläubigen empfohlen; desgleichen eine bemalte Holzsculptur, die Jungfrau sitzend mit dem Kinde, das einen Apfel in der Hand hält. Die Gruppe ist aus Oca, einem unbedeutenden Ort, hierher versetzt und soll, der Ueberlieferung nach, sehr viel älter sein als dieser Dom. Aber so schlecht sie auch ist, sind doch die Stellungen beider Gestalten zu bewegt, um einer so frühen Zeit angehören zu können.

Aelter als die Kirche sind die Rundbogen ihres Unterbaues, wahrscheinlich ein Rest des Königsschlosses, an dessen Stelle der heilige Ferdinand die Cathedrale gegründet hat.

An den Scheitelpunkt des Chorumgangs ist zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die achteckige Kapelle des Connetable angefügt worden, die schon durch die Stelle, an der man sie

dem älteren Bau angefügt hat, und auch durch Plan und Stil an die schöne Capilla del Marques zu Murcia erinnert. Es ist derselbe architektonische Gedanke der hier ausgeführt ist, nur in etwas complicirterer, eigenthümlicher Weise; der Eindruck ist ein höchst anmuthiger. Wie schon der Name andeutet, ist diese Kapelle von dem Connetable von Kastilien, Don Pedro Hernandez de Velasco als Begräbnißstätte für sich selbst und seine Gemahlin gegründet. Die Sarkophage beider haben, gleich denen der katholischen Könige zu Granada, eine der Renaissancezeit eigenthümliche Form, die sich nach unten im geschweiften Contour erweitert; die darauf ruhenden Portraitstatuen, im Jahre 1492 vollendet, sind von schöner Arbeit, wenn sie auch den wenig jüngeren, herrlichen Königsgräbern zu Granada bei Weitem nicht gleichkommen. Es ist auch noch manches andere Sculpturwerk der Renaissancezeit, der Zeit, die so eigenthümlich zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit steht, der Beachtung werth; namentlich die Statuen der Heiligen Hieronymus und Sebastian.

Auch diese Kapelle hat ihre eigene Sacristei, und die ist reich an mancherlei alterthümlichem Kunstgeräth. Der höchste Werth wird sehr mit Unrecht einem Gemälde — einer Magdalena, Brustbild — beigelegt, das verwegen dem Leonardo da Vinci zugeschrieben wird und höchstens von einem untergeordneten Meister der Mailänder Schule herrühren kann.— Werthvoller ist hier manches Andere, das dem sogenannten Kunstgewerbe angehört, darunter ein Paar schöne alte Kreuze und ein Reliquarium von sogenannter Limogesarbeit.

Das Stadthaus, in dem Stadtrath und Gericht (ajuntamiento und audiencia) tagen, liegt nicht weit vom Arlançon, zwischen dem Anfang des Espolon genannten Spazierganges

und der durch eine mißlungene Statue König Karl III. verunzierten plaza mayor, die trotz ihres Namens von geringem Umfang ist. Es ist weder alt noch groß; die mäßigen Räume im Innern waren eben neu eingerichtet, die Kapelle des Hauses insonderheit mit solchem modernen Luxus, daß sie eher einem eleganten Cabinet gleicht, als einer der Andacht geweihten Stätte. Aber sie birgt eine in Altkastilien unter allen hochverehrte Reliquie: die Gebeine des Cid.

Auf zwei kniehohen hölzernen Pfeilern ruht vor dem Altar ein Sarg, dessen untere Hälfte aus Brettern von kostbarem Holz, die obere aus Glasscheiben zusammengesetzt ist. Durch die Scheiben sind die gänzlich zerbröckelten Gebeine des Cid und der schönen Donna Ximene sichtbar; durch ein Brettchen von einander getrennt. Sie sind erst 1842 aus den Ruinen des Klosters San Pedro de Cardenas, wo der Cid bestattet war, hierher versetzt worden. Auf Metallplatten, an beiden Enden des Sarges, sind leidliche Verse eingegraben. Ich hatte leider keine Schreibtafel bei mir. Die Schließerin betrachtetete nachdenklich die Reste der Dame und sagte dann mit einem elegischen Lächeln: „In estos huesos ya no se vee la hermosura de Doña Jimene.“ (In diesen Gebeinen ist die Schönheit der Donna Ximene nicht mehr sichtbar.)

Ich glaube, die große Mehrzahl der Frauen, wie verschieden ihr Bildungsgrad, wie verschieden gezogen ihr geistiger Horizont auch sonst sein mag, würde hier ungefähr dieselbe Betrachtung angestellt haben.

Daß die Gebeine des Cid in dem theatralisch armseligen Festzuge nach dem imaginairen National-Pantheon in Madrid fehlen mußten, begreift man hier vollkommen. Die Erinnerungen an den Cid sind ein zu bedeutendes Element in dem Leben Altkastiliens, als daß Burgos sich diese Reliquie ohne blutige Kämpfe würde nehmen lassen; und überhaupt läßt sich ganz

Spanien nicht durch eine Hauptstadt absorbiren, wie Frankreich durch Paris.

Auch die Stelle, wo der Ueberlieferung nach das Haus des Cid gestanden hat, Solar del Cid, ist im Jahre 1784 durch ein Denkmal bezeichnet worden. Der so bezeichnete Ort liegt innerhalb der alten Ringmauern, aber in einem längst verlassenen Stadttheil, auf einer wüsten Fläche. Das armselige Denkmal selbst besteht aus drei kleinen Sandstein-Obelisken auf Piedestalen, die sich auf einer etwas erhöhten, mit Quadern gepflasterten Plattform erheben; es ist vernachlässigt, verwittert, baufällig und von Unkraut umwuchert; den landschaftlichen Hintergrund bildet der von Festungswerken gekrönte Rasenabhang des Schloßberges. — Ich habe nicht erfahren können, worauf die Ueberlieferung beruht und in wiefern sie begründet ist.

In geringer Entfernung von dem Solar gewahrte ich ein niedriges altes Stadtthor, das in das Freie führt. Elende Steinhütten, die Wohnstätten armer Leute, waren darangeklebt.

Vier kleine Mädchen, die zu der Bevölkerung dieser Hütten gehörten, bettelten mich an. Da ich kein Kupfergeld bei mir hatte, gab ich der ältesten, die umgemein schöne dunkle Augen hatte, eine kleine Silbermünze mit dem Bedeuten, daß sei für alle vier. Staunend, als ob sie ihren Sinnen nicht traute, betrachtete sie die kleine Silbermünze in der flachen Hand, und mit dem Ausdruck einer Verwunderung, wie sie nur das ganz Undenkbare hervorrufen kann, wenn es zur Wirklichkeit wird, rief sie in die flache Hand auf das Geldstück hinein: „Son dos reales!“ Der Fremde, der zwei Realen weggiebt, kam ihr vor wie eine Erscheinung aus der Märchenwelt.

Ich ging zu dem alten Stadtthor hinaus und sah, daß die Ringmauer, die sich ehemals der alten Burg auf dem Berge anschloß, von hier bis zum Arlançon hinab noch ziemlich gut erhalten ist. Weiter führte mich dann der Weg zu dem

im Winter viel besuchten Spaziergang, los Cubos genannt, der durch den Schloßberg gegen die Nordwinde geschützt ist. Ueber ein Gartenmäuerchen sieht man von hier auf gut angebautes Land bis zu den Pappeln der sogenannten Isla, der Anlage, die den Schluß des beliebten Spaziergangs el Espolon, der Sporn, bildet.

Daß Burgos denn doch seit der Zeit seines mittelalterlichen Glanzes bedeutend gesunken ist, wird besonders in den entfernteren Stadttheilen anschaulich.

Das Leben solcher sinkenden Orte stirbt gleichsam zuerst in den entfernteren Gliedern ab, die dann nach und nach verschwinden, und beschränkt sich auf einen immer engeren Kreis in der Mitte. Die Spuren solchen Absterbens hatte ich bereits um den Solar del Cid her gesehen; ich sollte sie von Neuem gewahr werden, als ich die älteste Kirche der Stadt, San Esteban, aufsuchte, zu der mir drei Knaben den Weg wiesen. Dergleichen sind hier immer zur Hand, da in Spanien die Freuden der Kindheit der werdenden Generation weder durch den Zwang der Schule noch durch Arbeit in Fabriken verkümmert wird. In Lumpen gehüllt treiben sie sich herum, spielen, betteln, stets bereit, durch kleine mühelose Dienstleistungen ein paar Cuartitos zu verdienen. Die Kirche, in deren Nähe nur noch vereinzelte ruinenhafte Häuser erhalten sind, steht fast schon frei; den Schloßberg hinan bis zur alten Mauer folgt schon ein ganz leerer Raum.

Auch die ehemals hocharistokratische Vorstadt jenseits des Arlançon, La Vega genannt, zeigt die Spuren traurigsten Verfalls. Das Haus des Cid lag, der Ueberlieferung zufolge, innerhalb der Ringmauern, wie das in jenen Zeiten beständiger Kriege mit den Mauren geboten sein mochte; in friedliche-

ren Tagen, als die königliche Macht befestigt und der Landfriede gesichert schien, in der Renaissance-Periode baute sich der Adel Altkastiliens seine Wohnungen in dieser Vorstadt, in deren einer Straße sich Palast an Palast reiht. Unter Philipp II. hat sich in allen Lebensverhältnissen der Spanier manche wesentliche Veränderung ergeben. Hatte Karl V. noch das unstäte, fast heimathlose Leben mittelalterlicher Fürsten geführt, war er bald in den burgundischen Landen, bald im deutschen Reich und in Italien gewesen nnd nirgends in einer bestimmten Residenz, so weilte Philipp mit geringen Ausnahmen in Spanien; Land und Regierung erhielten in Madrid mehr und mehr einen feststehenden Mittelpunkt. Ein großer Theil des vornehmen und reichen altkastilischen Adels sah sich veranlaßt, sich dem nunmehr feststehenden Sitz des Hofs anzuschließen oder zu nähern — wenn sie auch nicht ein Hofadel in der Weise des französischen wurden — und schließlich ist Burgos, die alte Hauptstadt des Reichs, in auffallender Weise mehr von seinem einheimischen Adel verlassen als manche andere Provinzstadt, oder vollends Sevilla, Cordova und Valencia. Keiner der Paläste in der Vega ist später erbaut als zur Zeit Philipps II. — Sie gehören meist noch den Familien, die sie gebaut haben, aber sie werden seit lange nicht mehr von ihnen bewohnt und dienen anderen Zwecken.

Am bemerkenswerthesten unter diesen Palästen ist die Casa Miranda, mit einem schönen, reich verzierten Portal und dem inneren Hof, einem trefflichen Werk der Renaissance, die hier auch einzelne Elemente maurischer Architektur verwendet hat. Aber in welchem Zustande sind jetzt die durch leichte und auch schon wieder baufällige Fachwerkwände geschlossenen, zu Arbeiterwohnungen eingerichteten Arkaden und Galerien! — Das Haus gehört zwar noch immer einem Conde und Grande von Spanien zu Madrid, aber für jetzt wird eine Kerzenfabrik darin betrieben.

Man könnte in einem solchen Palast Spanien selbst verkörpert sehen: ein stolzer Bau, den arabische, mittelalterliche und Renaissance-Erinnerungen zieren, aber mehr als Halbruine.

Auch die innere Stadt hat noch einen aristokratischen Palast, die Casa del Cordon genannt, nach einem in Stein nachgebildeten Seil, das sich um das Portal windet. Er gehört seit mehr als drei Jahrhunderten den Herzogen von Frias, (Fernandez de Velasco) ist aber an Schönheit der Anlage der Casa de Miranda nicht zu vergleichen. Außer mehreren Behörden beherbergt er auch eine Mädchenschule, eine äußerst seltene Anstalt in Spanien. Bis vor kurzem sorgten die Klöster für die Erziehung des weiblichen Geschlechts, soweit überhaupt davon die Rede sein konnte. Seitdem sie aufgehoben sind, ist im Allgemeinen gar nichts an ihre Stelle getreten.

An einem schönen Morgen, nach erfrischendem Regen, fuhr ich zu der berühmten Carthause, der Cartuja de Miraflores, die vier Kilometer aufwärts am linken Ufer des Arlançon auf dem nicht sehr hohen Thalrande liegt.

Der mächtige Bau umfaßt zwei von Arkaden umgebene Höfe, um welche sechsundzwanzig kleine Häuser, jedes als Wohnstätte für einen Mönch bestimmt, einen Kranz bildeten. Jede dieser Zellen war hier größer und bequemer als sonst in Carthausen, und zu jeder gehörte eine kleine Terrasse und ein Gärtchen.

Das Kloster ist aufgehoben, da die zu ewigen Schweigen verpflichteten Carthäuser unmöglich ihr Haus für eine Volksschule und sich selbst für Lehrer ausgeben konnten. Nur drei Mönche, als Weltgeistliche gekleidet, wohnen darin und warten des Gottesdienstes in der Klosterkirche.

Einer von diesen ehemaligen Carthäusern schloß sich mir mit zudringlicher Bereitwilligkeit als Führer an. Der Mann war, einmal von dem Gelübde des Schweigens entbunden, der redseligste Mensch geworden, der mir je vorgekommen ist; es war als ob ein lang gestauter Strom sich nun mit unwiderstehlicher Macht über alle Dämme ergösse. — Nicht nur, daß er jede Auskunft gab und sehr vieles ungefragt erzählte; kaum hatte er seinerseits erfragt, daß ich ein Preuße sei, als er mir weitläufig mittheilte, wie sehr die Demüthigung Frankreichs durch unsere Waffen sein Herz erfreue, und endlos waren seine Fragen nach unseren militärischen Einrichtungen.

Die einschiffige Kirche ist ganz den Bedürfnissen einer Klosterbrüderschaft, nicht denen einer Landpfarre entsprechend eingerichtet; nämlich in ihrer Gesammtheit als die Chortribüne einer größer gedachten. Fast an der ganzen Länge der Seitenwände ziehen sich die Chorstühle der Mönche entlang, und nur das westliche Ende des Raums, durch ein Eisengitter abgeschlossen, steht der Laienwelt offen.

Die Stelle des Altarblatts nimmt hier eine hohe und breite Tafel ein, einfach vergoldet, wie man sagt, auf Befehl der katholischen Isabella, mit dem ersten Golde, das aus Amerika in die alte Welt herübergebracht worden ist.

Das Grabmal des Königs Don Juan II. und seiner Gemahlin, das vor dem Altar steht, von einem Eisengitter umgeben, ist ungemein sauber und zierlich in Alabaster ausgeführt, und doch eigentlich nur von geringem Kunstwerth; was sich hier zeigt, ist nicht mehr als geschickte Handarbeit. Die ruhenden Gestalten des königlichen Paares sind übrigens nicht unverletzt auf uns gekommen; Napoleons Franzosen haben auch hier sehr übel gehaust; Kopf und Hand des Königs waren zertrümmert und sind neu hergestellt worden.

Das Denkmal des 1470 gestorbenen Prinzen von Asturien,

Don Alfonso, in einer Wandnische — die knieende Alabastergestalt des Prinzen — ist ohne höheren Kunstwerth weniger sorgfältig gearbeitet. Aber es hat seine geschichtliche Bedeutung; der Prinz war der einzige Bruder der katholischen Isabella; sein Tod machte sie zur Erbin von Kastilien und führte die Vereinigung der beiden spanischen Reiche herbei.

Von der Carthause aus wollte ich nach einem anderen berühmten Kloster der Umgegend fahren, das offiziell Santa Maria la real heißt, herkömmlich aber: las huelgas reales (Königsruhe) genannt wird. Der redselige Carthäuser erbot sich mit dem entschlossensten Eifer, mich zu begleiten; eine Spazierfahrt und eine von seiner Seite lebhaft geführte Unterhaltung kamen diesem Anachoreten außer Diensten hoch erwünscht.

Das Kloster las huelgas reales liegt thalabwärts von Burgos im Thalgrund, mitten in frischen Wiesen und schönen Baumgängen; die Hütten eines Dörfchens schließen sich in nächster Nähe daran. Das Kloster wurde zur Zeit des Cid an Stelle eines königlichen Landhauses gegründet, und die hohe Ringmauer, das zur Vertheidigung eingerichtete Thor, beweisen, daß man sich damals selbst in Alt-Kastilien vor Anfällen der Mauren nicht sicher wußte.

Das eigentliche Kloster mit seinen interessanten Kreuzgängen blieb mir leider verschlossen; es ist nicht aufgehoben und daher der Clausur unterworfen. Dem allgemeinen Schicksal, der Aufhebung, ist es entgangen, dadurch, daß es sich für eine Mädchenschule ausgiebt. Auch konnte es der Schwesterschaft nicht an mächtiger Fürsprache fehlen, da die Klosterfrauen den vornehmsten Häusern angehören. Die Regel gestattet nämlich, nicht andere Novizen aufzunehmen, als Töchter des alten kastilischen Adels, auch dürfen diese Himmelsbräute nicht als „Schwestern" angeredet werden: sie sind und bleiben Señoras. Die achtundvierzig hochadeligen Damen erziehen jetzt in der

That, um den Schein zu wahren, sechsundzwanzig kleine Mädchen, die im Dorf zusammengesucht waren. Erziehung und Unterricht blieben aber, so weit überhaupt davon die Rede sein konnte, den dienenden Laienschwestern im Kloster überlassen.

In dem durch eine innere Wand geschlossenen Langschiff der Kirche ist Clausur; der gleichfalls durch ein Gitter abgeschlossene Chor der Kirche ist als Capilla Mayor dem Gottesdienst vorbehalten, und den zwölf Chorherren, die seiner bei feierlichen Gelegenheiten zu warten haben; nur das Querschiff steht der Laiengemeine offen.

Aus dem Langschiff schallte Orgelton und der kunstlose Gesang weiblicher Stimmen herüber. In der Wand, die das Langschiff gegen den Transept abschließt, ist eine große, doppelt vergitterte Fensteröffnung durch einen Laden geschlossen. Er wird während des Gottesdienstes geöffnet, damit die Klosterfrauen den Altar und den celebrirendeu Priester sehen können. Der Sacristan öffnete ihn jetzt ohne Umstände, damit ich die Señoras in ihrer Andacht beobachten könne.

In dem freien Raum zwischen den Chorstühlen, in denen die Klosterfrauen saßen, stand eine Novize, die noch nicht das Recht hatte, in den Stühlen Platz zu nehmen, auch nur das weiße Ordensgewand, aber noch nicht den schwarzen Kopfputz trug. Sie war jung und hübsch, und that mir herzlich leid. Wohl wieder ein Opfer wer weiß welcher Familienrücksichten!

Als wirklich schön fiel mir eine schwarz gekleidete, junge Laienschwester auf, die den kunstlosen Gesang auf der Orgel begleitete. Uebrigens war kaum die Hälfte der Klosterfrauen zur Hora versammelt; es scheint mit dieser Pflicht nicht allzu streng genommen zu werden.

Zu Fahrten nach dem Dorf Bivar, der eigentlichen Heimath des Cid, die aber keine Spuren seines Daseins mehr bewahrt, wie nach San Pedro de Cardenas reichte bei der

weiten Entfernung meine Zeit nicht aus. Ich bedauerte aber nachher besonders, nicht nach San Pedro gekommen zu sein, weil sich dort noch die Gräber der Eltern des Cid, wie die seiner Töchter Donna Sol und Donna Elvira, wie die Romanzen sie nennen, erhalten sind. Auch war das Kloster bereits im sechsten Jahrhundert gegründet und unter den Trümmern finden sich vielleicht noch Reste des ältesten Baues.

In Burgos erlebte ich noch eine für das heutige Spanien charakteristische Scene. Ich wollte die baufälligen Festungswerke der Citadelle von der Feldseite her sehen, auch um zu ermitteln, ob der Schloßberg so isolirt ist, wie der Plan andeutet.

Ich wanderte an dem Solar del Cid vorbei, und nahe dem alten Stadtthor bettelte mich wieder eine Schaar kleiner Mädchen an, nicht dieselben von neulich, sondern andere, die von meiner unerhörten Freigebigkeit erfahren hatten und mit Bitten und Lächeln nicht ruhten, bis ich sie auch mit einer halben Peceta beglückt hatte.

Kaum hatte ich mich auf dem Felde draußen von der Richtigkeit des Plans überzeugt, als fünf Weiber auf mich einstürmten, um ein Almosen zu erzwingen. Ich habe keine cuartos bei mir, antwortete ich auf ihre ungestümen Forderungen. Ich solle ihnen Silber geben, eine Peceta sei nicht zu viel für sie Alle zusammen; es sei ein himmelschreiendes Unrecht, daß ich den „malas chicas“, den nichtsnutzigen kleinen Mädchen etwas geschenkt habe, sie hätten ein besseres Recht darauf, sie hätten Kinder. Als ich erklärte, daß ich mir Gaben so nicht abtrotzen lasse, wurden sie immer heftiger, ihre Vorwürfe wurden zu Schimpfreden und Drohungen; die wüthenden Weiber schrieen wie rasend, und in einer noch einsameren Gegend hätten sie vielleicht den Versuch gemacht, mich mit Gewalt zu berauben.

Da gewahrte ich ein Accisehäuschen in der Nähe am Wege, trat hinein und bat den subalternen Beamten, den ich darin fand, mich von den zudringlichen Weibern zu befreien. Er trat hinaus und seinen höflichen Worten, unterstützt von Uniform und Degen, gelang es, sie für den Augenblick zur Ruhe zu bringen. Aber sie setzten sich in geringer Entfernung an den Rand des Chausseegrabens, entschlossen, mich auf dem Rückweg wieder anzufallen. Obwohl sie keine Bettlerinnen von Gewerbe waren, hatten sie doch alle fünf Zeit zu warten und offenbar sonst nichts zu versäumen.

Unter diesen drohenden Umständen erbot sich der Beamte, mich bis an den Spaziergang die Isla zu begleiten, da sie sich an uns beide nicht wagen würden und ich nahm sein Anerbieten an. Er benutzte aber den Gang, den wir miteinander zu machen hatten, um mich nun seinerseits allerdings auf eine zartere Weise anzubetteln. Er klagte über die öffentlichen Zustände, darüber, daß Ersparungen, welche die so oft wechselnden Regierungen einführen wollten, immer bei den untersten Regionen des Staatsdienstes angefangen würden. Die Gehalte der Subalternbeamten schmälere man, während die der höher gestellten unberührt blieben. Sein eigenes Gehalt sei von der jetzigen Regierung von zehn auf fünf Realen täglich herabgesetzt (auf etwa eine Mark); wie solle man davon leben mit Frau und Kindern! Natürlich schenkte ich ihm zum Abschied etwas und wir trennten uns als die besten Freunde.

Die Isla, zu der er mich begleitete, ist eine parkartig angelegte, vom Arlançon und einem Mühlgraben gebildete Insel, auf der hübsche Blumenanlagen mit schattigen Baumgängen wechseln, wie denn Burgos überhaupt eine beneidenswerthe Auswahl schöner Spaziergänge besitzt.

Toledo.

Wer Spanien kennen will, darf es nicht verlassen ohne Toledo gesehen zu haben, den Herrschersitz seiner gothischen Könige; knüpfen sich doch die ältesten Erinnerungen der spanischen Nation, die hier aus den Wogen der Völkerwanderung hervorgegangen ist, an diesen altehrwürdigen Ort.

Noch einmal führte mich die Eisenbahn am frühen Morgen durch das dürre und durstige, öde Land um Madrid, das nur bei Aranjuez ein etwas frischeres Ansehen gewinnt. Die Gegenden, welche die Zweigbahn von hier nach Toledo durchschneidet, gleichen vollends an Trostlosigkeit denen von Estremadura.

Erst in der Nähe von Toledo ist der Boden, wenn auch nicht fruchtbarer, doch um ein Weniges besser angebaut. Die Stadt sieht man bis zum letzten Augenblick der Fahrt nicht. Die Bahn geht nämlich auf dem linken Ufer des Tajo, zuletzt zwischen dem Strom und felsigen Anhöhen, die sich dicht an dessen linkes Ufer herandrängen, dahin, während das rechte Ufer flach ist, und Felsenvorsprünge verschließen die Aussicht auf Toledo. Vom Bahnhof aus geht es im Omnibus über eine Brücke arabischen Baues, Alcantara, auf das rechte Ufer des Stromes hinüber, einen steilen Weg hinan zu dem merkwürdigen Thurm und Thor Puerta del Sol, — und hier erst wird man der Gothenstadt gewahr.

Da ich vor dem einzigen Hôtel gewarnt war und Freunde mir das Haus zweier bejahrter Edeldamen empfohlen hatten, die einzelne Fremde anspruchslos beherbergen, stieg ich bei denen ab und fand mich da leidlich aufgehoben.

Wunderbar ergreifend ist der Eindruck dieser gothischen Hauptstadt Spaniens. Weniges in ihr erinnert an die Gegenwart oder an das, was der Gegenwart eigenthümlich ist. Man lebt und bewegt sich zwischen Trümmern, die an verschiedene Perioden einer verschwundenen Größe, bis zurück auf die halbbarbarische Zeit der gothischen Könige Spaniens weisen. Die wenigen Reste aus römischer oder noch älterer Zeit sind verschwindend geringfügig und üben keinen Einfluß auf den Gesammtcharakter des Bildes, in dem das Mittelalter von seinen frühesten Tagen an vorwaltet, in scharf ausgeprägtem nationalem Charakter. Es sind andere Eindrücke, die man hier empfängt, als in den alten Trümmerstädten Italiens oder des südlichen Frankreichs; Toledo ist nur in Spanien möglich.

Die Lage der Stadt erinnert an die Zeiten, in denen die Ansiedelungen der Menschen Oertlichkeiten aufsuchten, die schwer, wo möglich nur von einer Seite zugänglich waren. Toledo liegt auf einer Felskuppe, die vom Tajo in Hufeisenform umflossen, eine Halbinsel bildet, und gleichsam nur in der Oeffnung des Hufeisens zugänglich ist. Eigenthümlich ist, daß diese vereinzelte Felskuppe auf dem rechten, sonst flachen Ufer des Stromes gelegen, offenbar zu der Kette gehört, die den Fluß auf dem linken Ufer begleitet. Auf welche Weise mag der Fels in Vorzeiten von der übrigen Kette getrennt und der Strom auf den seltsamen Weg durch die so entstandene Felsenspalte geleitet worden sein?

Die obere Fläche des Felsens ist keineswegs ganz eben; die Straßen gehen bergauf, bergab. Der Umfang der heutigen Stadt ist nur ein mäßiger; der Durchmesser von Osten nach Westen beträgt nicht viel über 1200 Schritt, der von Süden nach Norden noch weniger. Der innere Kern hat durchaus das Ansehen einer eng gebauten mittelalterlichen Stadt, deren Glanzperiode vergangen ist, deren beginnender Verfall sichtbar

wird; am Rande des Felsenabhangs gegen Osten, Süden und Westen herrschen die Trümmer vor; nur ganz vereinzelt erheben sich dazwischen Gebäude, die noch heute den Zwecken der Menschen dienen.

An der kleinen unregelmäßigen Plaza del Ayuntamiento liegen Denkmale dreier verschiedener Epochen einander nahe gegenüber: der Palast des Erzbischofs aus neuerer Zeit, von nüchterner, unbedeutender Architektur; der Palast des Ayuntamiento im Stil der Spät-Renaissance und die Cathedrale, im reichen Schmuck der späten, aber noch nicht entarteten Gothik; reich durch Alles, was die Phantasie der Spanier den Erinnerungen an maurische Prachtbauten zu entnehmen wußte.

Diese Cathedrale ist die Metropole Spaniens; der Erzbischof von Toledo ist der Primas des Reiches. Hier residirte der päpstliche Nuntius, hier war der Sitz der Inquisition, und von hier ist größtentheils das Verderben Spaniens ausgegangen.

Daß diese Cathedrale den reichsten Kirchenschatz besaß, den es außerhalb der Mauern Roms gab, erklärt die Geschichte Spaniens, denn dies vor allen anderen katholische Land verfügte über die Reichthümer Mexikos und Perus und wendete sie nicht zum geringsten Theil der Kirche zu. Merkwürdig aber ist, daß so viel davon vor den gierigen Händen der Franzosen hat gerettet werden können, so daß die Sacristei noch immer Silber und Kostbarkeiten in überreichem Maße bewahrt. Namentlich besitzt diese Kirche die berühmteste und größte silberne Custodia, die es überhaupt giebt, die ihres Umfanges wegen auseinander genommen und verpackt aufbewahrt, und nur zum Frohnleichnamsfest zusammengefügt wird; sie wird dann, wie man sagt, durch 80,000 Schrauben zusammengehalten. Die Anweisung, wie die einzelnen Theile aneinander zu fügen sind, füllt einen kleinen Quartband.

Die Stirnseite der Cathedrale mit drei Portalen und zwei

mit Statuen verzierten in Abstufungen aufsteigenden Strebepfeilern ist von sehr reicher spätgothischer Architektur und erinnert an den Dom von Siena. Der Dom von Bourges mit seinen zwei Thürmen zu beiden Seiten der Giebelwand soll als Vorbild gedient haben. Doch hat die hiesige Cathedrale nur an der nördlichen Seite des Giebels einen Thurm erhalten, dessen Unterbau wohl ein Rest der älteren Kirche sein könnte, die der heilige Ferdinand einreißen ließ, weil sie zur Zeit arabischer Herrschaft zur Moschee gedient hatte. An Stelle des fehlenden zweiten Thurmes erhebt sich die sogenannte mozarabische Kapelle, achteckig mit moderner Kuppel überdacht. Ihre Geschichte ist nicht ohne Interesse.

In den Kirchen Spaniens, die unter arabischer Herrschaft den Christen geblieben waren, hatte sich der alte gothische Ritus erhalten, der nicht ganz mit dem in Rom herrschenden gregorianischen übereinstimmte. Als Toledo 1085 von den Mauren befreit, wieder der christlichen Welt eingefügt wurde, war diese Welt in mancher Beziehung eine andere geworden: das Reich Karl's des Großen war in der Zwischenzeit entstanden und wieder zerfallen, und der Bischof von Rom war zum Papst geworden. In dem Maße, wie das Papstthum erstarkte, sah man zu Rom den abweichenden, als „mozarabisch" bezeichneten Ritus in den Kirchen Toledos mit steigendem Unwillen, um so mehr, weil er grade an dem Sitz des Primas von Spanien geübt wurde; es schien ein Anspruch auf Selbständigkeit darin zu liegen. Da das Volk an dem gewohnten Ritus hing, zögerte man, ihn mit Gewalt zu unterdrücken. Endlich fand der Cardinal Cisneros einen Ausweg; er ließ die Kapelle bauen und dem nunmehr mozarabisch genannten Ritus weihen, um diesen gleichsam dorthin zu verbannen und die Cathedrale selbst für den gregorianischen zu gewinnen.

Im Innern der Kirche wurde meine Aufmerksamkeit zuerst

auf einen Gegenstand gelenkt, der ohne Zusammenhang mit dem Bau steht. Etwas seitwärts von dem westlichen Haupteingang liegt in einer Art von Käfig ein großer schwarzer Stein, ein Gegenstand andächtigster Verehrung für die Frauen. Auf diesen Stein ist, der Legende zufolge, die heilige Jungfrau vom Himmel herab gestiegen, um dem heiligen Bischof Ildefonso ein im Himmel verfertigtes Stück des Priesterornats, eine Casula (chasuble) zu überreichen. Die Inschrift an dem Käfig beschränkt sich auf einen Vers aus dem 132. Psalm in lateinischer Uebersetzung:

Adorabimus in loco ubi steterunt pedes ejus.

Mein Führer, ein eifriger Katholik und strenger Karlist, trat, ohne auf den Widerspruch zweier Knaben zu achten, mit mir in den eben offenen Käfig, um mir dort auf einem kleinen Altar das Relief zu zeigen, das diese Wunderbegebenheit darstellt. Auch in die mozarabische Kapelle führte er mich; der eben stattfindende Gottesdienst hinderte mich, den Renaissanceschmuck des Innern eingehend zu betrachten. Sie enthält ein vielgerühmtes Mosaikbild der Concepcion in herkömmlicher Darstellung. Doch war mir der Gottesdienst in diesem Fall wichtiger als die Architektur. Es scheint in dem mozarabischen Ritus eine sogenannte stille Messe nicht zu geben; die Gebete und Alles was den Inhalt der Messe ausmacht, wird, wie in der griechischen Kirche, mit antwortendem Chor mehr gesungen als gesprochen. Besonders bedenklich ist es vielleicht im Quirinal gefunden worden, daß die „horae“ hier in spanischer Sprache gesungen werden. Rom mag sich schwer entschlossen haben das zu dulden.

Von dem Haupteingang führen mehrere Stufen in die Kirche hinab, deren Fußboden nicht unbedeutend tiefer als das Pflaster des Platzes liegt. Mit Absicht; denn die Kirche ist auf einem von Westen nach Osten abschüssigen Boden gebaut,

und die Westseite absichtlich tiefer gelegt, damit die Tribüne nicht eines all zu hohen Unterbaues bedürfe. Mag diese Cathedrale auch nach dem Muster des Domes von Bourges gebaut sein, so hat sie doch nicht den schlanken hochaufstrebenden Charakter der nordfranzösischen Gothik. Die fünf Schiffe steigen stufenweise an, so daß jedes Schiff über der Fensterreihe sein eigenes Dach hat, die Seitenschiffe sogenannte Pultdächer; aber es ist wie in allen spanischen Kirchen ziemlich dunkel, zumal die Fenster der Kapellen zu beiden Seiten des Langschiffs durch moderne Altäre der allerschlechtesten Architektur verstellt sind. In dem einschiffigen Querschiff treten maurische Elemente hervor, und auch die Capilla mayor, deren Altarblatt durch ein hohes Schild, wie in den Kirchen von Murcia und Valencia, ersetzt ist, erinnert an arabische Bauten. Die Arcaden, die sie umgeben, sind durch ein Gitterwerk von Stein geschlossen, durch eine in reichem Muster durchbrochene dünne Wand. In seiner ursprünglichen Anlage soll dieser Chor der Kirche nur halb so groß gewesen sein; der Cardinal Cisneros hat ihn zu seinem jetzigen Umfang erweitern lassen. Natürlich hat dazu auch die Oeconomie des doppelten Chorumgangs und des vollständigen Kapellenkranzes, der ihn umgab, geändert werden müssen. Der Kapellenkranz ist durchbrochen worden, um Raum zu schaffen für den erweiterten Chor; dann sind um diesen der Chorumgang und die Kapellenreihe wieder ergänzt worden. Die Letztere durch die beiden ungemein schönen achteckigen Kapellen St. Yago und St. Ildefonso, die beide von Sterngewölben überwölbt sind, wie sie in den spanischen Renaissance-Bauten so häufig vorkommen.

Die Kapelle S. Yago ist eigentlich eine Familienkapelle der Edlen de Luna, deren redendes Wappen, der liegende Halbmond, hier mehrfach angebracht ist. Der Gründer, Connetable Alvaro de Luna, ist hier mit seiner Gemahlin und einem

Sohne bestattet. Ihre Sarkophage sind schöne Werke der Skulptur, die Köpfe der darauf ruhenden Gestalten sind sichtlich Portraits, was bei mittelalterlichen Denkmalen keineswegs immer, vielmehr nur selten der Fall ist. Leider sind diese Köpfe nicht unerheblich verstümmelt. — Daneben wird ein Grab, das erst neuerdings aus einem anderen Ort hierher versetzt worden ist, als das des starrsinnigen Papstes Benedikt XIII. gezeigt. Die darauf ruhende Gestalt ist aber in ein bischöfliches, nicht in das päpstliche Ornat gekleidet. Die Gestalt des Schutzheiligen Spaniens und dieser Kapelle über dem Altar, eine Holzskulptur, zeigt den Apostel Jakobus zu Roß als geharnischten Ritter, der tüchtig auf die Mohren einhaut. „Sant Yago!“ ist das alte Feldgeschrei der Kastilianer. „Sant Yago y cierra España!“ war das Feldgeschrei der vereinigten Königreiche geworden; als geharnischter Ritter schwebte der Apostel den Spaniern der älteren Zeit vor; erst ganz neue bildliche Darstellungen stellen diesen Schirmvogt Spaniens im Pilgergewand, mit Sandalen an den Füßen, dar, wie er mit Kreuz und Fahne auf ungesatteltem Pferde gegen die Ungläubigen anstürmt.

Die Kapelle S. Ildefonso verherrlicht das örtliche Wunder; die heilige Jungfrau, die dem Bischof die Casula aus dem Himmelreich überbringt, ist hier auf dem Altar zu schauen.

Den seltsamsten Gegensatz zu diesen beiden hellen Kapellen und ihrer anmuthigen Renaissance-Architektur bildet das sogenannte „Transparent“ am Scheitelpunkt des Chors, ein phantastisches Kunstwerk ohne Phantasie aus der Zeit, in der Churriguerras Ideen in der spanischen Architektur maßgebend waren; Transparent genannt, der eigenthümlichen Lichter wegen, die durch die darin ausgesparten Oeffnungen auf den Hauptaltar fallen sollten. Sonst hat das Kunstwerk keinen Zweck und ebenso wenig ist irgend ein leitender Gedanke, irgend ein

Motiv darin zu erkennen. Aus weißem Marmor gemeißelte Wolken, dazwischen massive Sonnenstrahlen von vergoldeter Bronze, phantastische Säulenkapitäle, Consolen und Schnörkel auf eigene Hand, das Alles ist durcheinander aufgethürmt bis zum Gewölbe des Chors. Selbst in einer Jesuitenkirche wäre das Unding widerlich — und nun denke man es sich inmitten schöner, ernster Gothik und feinsinniger Renaissance.

Und doch ist dieser Wunderlichkeit wegen die Architektur des Doms an einer Stelle gestört worden. — Bei meinen oft wiederholten Besuchen in der Kathedrale war mir auch das Triforium im Querschiff aufgefallen, weil es entschieden Elemente arabischer Baukunst wiederholt. Dieses Triforium ist an der äußeren Wand des Chorumgangs fortgesetzt — dem Transparent gegenüber aber durchbrochen, durch eine runde, schmucklos unschöne Fensteröffnung, bestimmt ein grelles Licht auf das Transparent zu werfen, das besser im Dunklen läge.

Die berühmte Capilla de los Reyes nuevos, Heinrichs II. und seiner Gemahlin, die hier begraben liegen, ist sehr schön und aus der besten Zeit der Renaissance. Wenn sie trotzdem nicht ganz der Erwartung entspricht, die man nach den Abbildungen in kunstgeschichtlichen Werken von ihr hegt, so liegt das theils an ihrem geringen Umfang, theils daran, daß aus dem anstoßenden Kreuzgang nur ein ungenügendes Licht in diesen Raum fällt.

Die Schatzkammer, nach ihrer Grundform Ochavo — Achteck — genannt, hat eine kirchlich geweihte Vorhalle, Kapelle de N. S. del Sagrario genannt, deren Architektur ungefähr dem schlechtesten gleicht was die Zeit Ludwigs XV. hervorgebracht hat. Auf dem Altar steht eine in kostbare Gewänder gehüllte Madonnenpuppe, nur zu groß, nicht zu gut für die erste beste gewöhnliche Kinderstube. Aber vielleicht thut sie Wunder. Der sehr despotische Fremdenführer, den man mir

empfohlen hatte, bestand darauf, daß wir die Schätze in Augenschein nähmen, und wendete sich deshalb an einen untergeordneten Kleriker in der Sakristei. „Es Frances?“ fragte der Geistliche, indem er mich mit mißtrauischen Blicken musterte. „No! es Prussiano!“ und darauf wurden wir sofort in den Ochavo geführt.

Es ist ein seltsamer Raum! Die eine Seite des Achtecks ist durch die Rückseite des Altars der Vorhalle geschlossen; die sieben anderen zeigen unter hohen Bogen große Hohlräume, wie künstliche Höhlen, einen über den anderen bis an die Decke hinan, sämmtlich mit unzähligen Reliquarien und Reliquien gefüllt! Ein schöner Schatz! Reich nicht blos an Todtengebein, sondern auch an edlem Metall in kunstreicher Verarbeitung. Mich wundert, daß Napoleons Franzosen ihn unangetastet gelassen, daß sie sich mit den silbernen Leuchtern und Rauchfässern begnügt haben, die sie in der Kirche fanden. In der Carthause bei Granada haben sie ganz anders aufgeräumt, und in Alcobaça in Portugal haben sie unter Junots Führung selbst die Gräber erbrochen, um den Schmuck der schönen Ines de Castro und das mit Edelsteinen gezierte Schwert des Don Pedro zu rauben.

Den Kapitelsaal zu sehen, wollte uns nicht gelingen, so großes Verlangen auch der Thürhüter — ein Kleriker — bezeigte, etwas zu verdienen. Es war eben einer der Mächtigen dieser Erde, der Señor Segretario des Cardinal-Erzbischofs darin beschäftigt; wenn der sich entfernt habe, könnten wir eintreten, meinte der Thürhüter. Es sollte sich jedoch anders erweisen. Der Señor Segretario, der wohl auch einen Franzosen in mir vermuthen mochte, trat heraus, schloß aber die Thüre hinter sich und steckte den Schlüssel ein. Er that, als ob er mich nicht sähe — und bedeutete doch — was damit im Widerspruch stand — den Thürhüter mit dem großartigsten

Nachdruck: der Kapitelsaal sei ein Amtslokal, und es sei da niemand einzulassen. (La sala capitular es officina y no ha de entrar nadie.) — Stolz wie ein Spanier schritt er von dannen mit dem Schlüssel in der Tasche.

Der Thürhüter war in sehr gedrückter Stimmung nach diesem Mißlingen, der Fremdenführer aber verfiel darüber in einen Anfall von Entrüstung, der an die Berserkerwuth der Nordlandshelden grauer Vorzeit erinnerte. Er brach hier zur Stelle, unter dem Gewölbe des hohen Doms — obgleich Karlist und ultramontaner Katholik — in eine fulminante Verdammungsrede gegen alle Geistlichen aus. Es dauerte lange, ehe dieses schwere Gewitter ausgetobt hatte. Dann gingen wir weiter.

Bei dem vergeblichen Bemühen, eine Außenansicht der Kirche zu gewinnen, kam ich allein, ohne Führer, in ein Labyrinth winkeliger Gäßchen und gewahrte da vielfach Gebäude, die vor Zeiten ohne Zweifel Paläste der stolzesten spanischen Hidalgos waren, jetzt aber, baufällig und auf das Aeußerste verwahrlost, die Behausung armer Leute geworden sind. Thore, mit Hufeisenbogen überwölbt, aber zum Einsturz neigend, bilden den Eingang zu ärmlichen Halbruinen; die Höfe sind von jetzt theilweise zugemauerten, theilweise zerstörten maurischen Arkaden umgeben. Auch das Mauerwerk ist eigenthümlich. Die Wände bestehen aus abwechselnden Lagen sehr dünner Ziegelsteine und unregelmäßig gestalteter, aber an der Außenfläche geglätteter, in der Weise cyklopischen Mauerwerks genau an einander gefügter Bruchsteine. In den Mauerfugen treten erhöhte Streifen Cementkalk, zu Stein verhärtet, hervor. Die alten Thorflügel sind in regelmäßigen Reihen mit einer großen Anzahl hochgewölbter Messingknöpfe beschlagen, die wenigstens drei Zoll im Durchmesser haben.

Besonders fiel mir eine ärmliche, nur von Maulthiertreibern besuchte Schenke auf, die posada della hermandad. Sie hat ein ungemein reich verziertes Portal im besten Stil der Früh-Renaissance. Das Wappen Spaniens ist daran, sowie Pfeilbündel und Joch, die Embleme der Reyes catolicos, Ferdinand und Isabella. Wer mag hier gehaust haben, als diese Schenke ein Palast war? —

Am nördlichen Rande des Felsenplateaus auf dem Toledo liegt, unmittelbar am steilen Abhange, erhebt sich der einzige erhaltene Rest der maurischen Ringmauer, die puerta del Sol; ein mächtiger viereckiger innen gekrönter Thurm, durch den ein im Ogival-Hufeisenbogen überwölbter Thorweg führt. — Den Fahrweg, der jetzt von der Brücke Alcantara, als Carnies in die Bergwand eingeschnitten, schräg hinan, dicht unter der puerta del Sol vorbei und um sie herum in die Stadt führt — diesen Weg gab es nicht, als dieses Thor einer der Haupteingänge in die obere Stadt war. Es muß ein jetzt zerstörter Pfad, aus der unteren Stadt in der Ebene, wo sich noch jetzt eine unbedeutende Vorstadt ausdehnt, gerade zu der Pforte hinan geführt haben.

Daß die Spanier in jeder Stadt die, maurischer Herrschaft verfallen, wieder erobert wurde, eine plaza mayor, einen freien Platz einrichteten, der zu Turnieren und Stiergefechten bestimmt, den Ort zu einem spanischen stempelte, bewährt sich auch in Toledo. In dem „Zocodover,“ der unregelmäßig gestaltet und von eben nur genügendem Umfang unweit der puerta del Sol liegt, ist hier dieser Platz zu erkennen. Doch entspricht hier nur die Häuserreihe an der Ostseite durch ihre Anlage dem Zweck, an Fenstern und Balkonen möglichst viele Plätze für Zuschauer zu schaffen. Da reihen sich, neben dem großen Hospital Santa Cruz eine Anzahl ganz gleichförmig gebauter Privathäuser unter einem gemeinschaftlichen Dach

aneinander. In der Mitte führt ein öffentlicher Durchgang, la puerta della sangre genannt, durch diese Häuserreihe; ein Thürmchen mit freischwebender Glocke darüber, verleiht dem Ganzen das Ansehen eines öffentlichen Gebäudes; man glaubt das Stadthaus und die Sturmglocke des Orts zu sehen.

Bald nach meiner Ankunft hier ging ich eines Abends — allein, ohne Führer — vom Zocodover durch die Puerta della Sangre, und gelangte — bergab — an dem ehemaligen Findelhaus des Cardinals Mendoza und einer leer stehenden Caserne vorbei, an den steilen östlichen Abhang des Felsens, auf dem Toledo liegt, in eine wunderbar fesselnde Ruinen-Gegend! Den Rand des Abhangs entlang zieht sich eine Art von unregelmäßiger Terrasse an den Fundamenten und den geringen Resten der zerstörten Stadtmauer dahin; — Ruinen und Halbruinen rund umher, und an ihnen hie und da Spuren maurischer Architektur. Unten rauscht der Strom in seinem Felsenbett über Mühlwehre durch das enge, wilde Felsenthal, das sich um Toledo windet; — drüben liegen auf dem nackten Felsen die Trümmer einer festen Burg; nur durch den schmalen Eingang des Felsenthals von der Ebene her öffnet sich, über die Brücke Alcantara hinweg, ein Blick in das angebaute Flachland.

Der alte Treppenweg zur Brücke hinab ist zerstört — doch ersetzt durch einen neuen, der zunächst auf den von der Brücke zur Stadt hinan führenden Fahrweg mündet. Ich stieg hinab und ging, während schon die Dämmerung hereinbrach, über die Brücke und dann auf dem linken Ufer des Stroms in das Felsenthal hinein, bis zu den Ruinen einer Mühle, wo der Pfad aufhört. Die Aussicht nach dem flachen Lande ist bald geschlossen; eine seltsame Einsamkeit an dem rauschenden Strom, zwischen den dunklen Felsen. Jenseits auf dem Felsen die trümmerhafte Stadt, aus der hart am Abhang ein mächtiger

Bau, Pallast und Festung, der Alcazar, mit seinen vier gewaltigen Eckthürmen gebietend emporragt, so daß alles andere Gemäuer daneben winzig erscheint. Es ist ein ergreifend großartiges Bild von tief ernstem Charakter!

Wie ich, bei zunehmender Dämmerung, den Fahrweg zur Puerta del Sol und in die stille Stadt hinanstieg, wurde mir eine der schönen Novellen des Cervantes lebendig: „la fuerza della Sangre." Ihr Schauplatz ist Toledo; ich erkannte die Oertlichkeiten in die Cervantes einzelne Scenen seiner Dichtung verlegt. Das ist vielleicht eben nur in Toledo möglich, wo sich seit den Tagen des Dichters nichts verändert hat, als daß hie und da Verfall und Ruin vollständiger geworden sind.

So ruinenhaft hier aber so manches ist, kann man sich doch in den engen Gassen maurische Pracht und Eleganz sehr wohl vergegenwärtigen — und im Geist nach Außen unscheinbare Palläste sehen, deren Schmuck nach Innen auf einen Hofraum mit zierlichen Arkaden und einer Fülle südlicher Gewächse gewendet wäre. Noch entschiedener aber fühlt man sich hier überall, wo keine Spuren arabischer Kunst hervortreten, in die Hauptstadt der gothischen Könige Spaniens versetzt. Die schwerfällige, formlose, halb barbarische Pracht jener fernen Zeit würde noch heute in diese Umgebung passen.

Der Alcazar rührt in seiner gegenwärtigen Gestalt aus sehr verschiedenen Zeiten her; aus den Tagen arabischer Herrschaft wohl nur das Mauerwerk der Eckthürme und der Ostseite, die in das Felsenthal des Tajo hinabschaut; seine gegenwärtige Gestalt aber verdankt dieser Ostflügel dem dreizehnten Jahrhundert; die der Stadt zugewendete Westseite ist aus der Zeit der katholischen Isabella; die kürzere Nordseite, ein Werk der Regierung Karls I. (V), erinnert durch seinen reichen Schmuck

an den Palast desselben Königs zu Granada, während die Südseite, unter Philipp II. erbaut, mit ihrer ungemein schwerfälligen Spätrenaissance-Architektur einen sehr ungünstig wirkenden Gegensatz zu allem früheren bildet.

Schon einmal war diese Burg im Erbfolgekrieg ausgebrannt worden. Unter Karl III. wiederhergestellt, ist sie im Lauf der napoleonischen Kriege von neuem durch Feuer verwüstet worden. Isabella II. hat den mächtigen Bau wieder unter Dach bringen lassen, um eine Militair-Schule hierher zu verlegen; noch aber fehlt der ganze innere Ausbau, und nur ein Thürhüter haust in dem verlassenen Königssitz.

Bei dem Eintritt in den inneren Hof fühlt man sich von dem freudigen Gefühl ergriffen, das uns bei dem unerwarteten Anblick eines gelungenen Kunstwerks oder einer großartigen Schöpfung der Natur erfaßt. Zwei Reihen Arkaden über einander ziehen sich, von korinthischen Säulen getragen, um den Raum. Die Säulen mit ihren reichen Akanthus-Capitälen sind von sehr schönen Verhältnissen und trefflicher Arbeit — und im Hintergrunde windet sich eine der schönsten und großartigsten Treppen, die je ein Architekt gebaut hat, zu dem oberen Stockwerk hinan.

Aber in welchem Zustande war das Alles, und besonders welchem Zustande ging der Prachtbau entgegen, seit die Restaurations-Arbeit im Jahr 1868, wie das umherliegende Baumaterial und Geräth bewies, sehr plötzlich eingestellt worden war. Es war im Lauf von zwei Jahren weder Mörtel noch Sand weggeschafft worden. So sah man denn auch hier wieder — wie überall in den Provinzialstädten, wie vollständig die Thätigkeit der Regierung gelähmt war und stillstand.

Dieselbe Verwahrlosung zeigte sich auch in dem Findelhause, das der Cardinal Mendoza dem Hospital Santa Cruz angefügt hatte — einem Bau Churriguerra's mit schwerfällig

phantastischem Portal. Man hatte ein Cadetten-Haus daraus gemacht, dies ist aber in neuester Zeit aufgehoben worden, weil man gewahr wurde, daß die karlistische Gesinnung der Stadt nicht ohne Einfluß auf die Anstalt blieb. — Die Räume, die einst den Findelkindern als Schlafsäle dienten, sind in einer Weise angelegt, die in spanischen Krankenhäusern u. drgl. wiederholt vorkömmt. Vier lange und verhältnißmäßig schmale Gallerien sind in Form eines griechischen Kreuzes aneinander gefügt; auf dem Kreuzungspunkt erhob sich vor Zeiten der jetzt in die Kirche S. Juan de los Reyes versetzte Altar mit dem Wappen Mendoza's, so daß er von jedem Punkt der Säle aus gesehen werden konnte. — Ein maurisches Holzgewölbe in Form eines hohlen halben Prismas bildet die Decke. So spät selbst hatte sich Spanien noch nicht von den Ueberlieferungen orientalischer Architektur frei gemacht. Schlafsäle und Hörsäle waren jetzt verödet, langsamem Verfall überlassen. In einem der Hörsäle stand in einem Winkel eine vereinsamte Kanone, die wahrscheinlich zu Demonstrationen beim Vortrag der Waffenlehre gedient hatte.

Ein Fremdenführer ist in dem winkelreichen Toledo leider nicht immer zu entbehren; wie wollte man allein Sacristane und dergleichen Leute finden. Der anerkannt bessere von den beiden Fremdenführern, die es zur Zeit hier gab — dessen Dienste ich wiederholt in Anspruch nehmen mußte, erwies sich als ein wunderliches Wesen, dessengleichen kaum anderswo als eben in Toledo denkbar schien. Er war natürlich Karlist und prahlte gewaltig mit seinen Heldenthaten in den bürgerlichen Kriegen. Er wollte unter den Karlisten Husaren-Rittmeister gewesen und neunzehn Mal verwundet worden sein im Dienst seines legitimen Königs. Nebenher hatte dieser Held einen sehr

despotischen Sinn. Wenn ich ihm sagte: führen Sie mich zur Synagoge! — antwortete er wohl mit majestätischer Gelassenheit: „No Señor! wir gehen jetzt zum taller del Moro!“

Eines Morgens gingen wir denn wirklich zu dem Taller del Moro — zu den Trümmern eines maurischen Palastes, von dem aber nichts übrig ist als eine große Halle, die der Cathedrale als Steinmetzenwerkstatt vermiethet war, so lange die Cathedrale Mittel hatte, eine Miethe zu bezahlen. Jetzt war der verwüstete Raum ganz unbenutzt dem Verfall überlassen. — Der Weg dorthin hatte uns an dem Palacio di Don Pedro — des Grausamen nämlich — vorüber geführt — einem nicht sehr großen aber sehr alten und sehr baufälligen Hause, dessen schlichtes Portal um eine Reihe von Jahrhunderten älter ist als die Zeiten Don Pedro's.

Ein anderes Mal wanderten wir früh am Tage nach S. Juan de los Reyes. Der Sacristan, dessen wir bedurften, mußte in einer engen Gasse aufgesucht werden, in der ein uralter, schwerfälliger Ziegelbau ohne Kalkbewurf, dessen Baufälligkeit mehrfache Risse in den Wänden bezeugen, als Palast des Gothenkönigs Wamba bezeichnet wird.

Der Sacristan kam sofort eilfertigst zu uns in die Straße herausgelaufen — ein Flugblatt in der Hand — aber sichtlich für den Augenblick viel zu aufgeregt, viel zu enthusiastisch mit großartigen Interessen beschäftigt, um unser alltägliches Anliegen irgend beachten zu können. Als eifriger Karlist bekannt, hatte er soeben ein gedrucktes Blatt erhalten, das durch die Post allen „Gutgesinnten“ zugesendet worden war, einen offenen Brief an den neunzigjährigen Cardinal-Erzbischof von Toledo, de Alameda y Brea. Diesen Brief mußte der Sacristan, ehe an irgend etwas anderes gedacht werden konnte, meinem Führer und einem anderen jüngeren Mann, der eben des Weges daher kam und sich zu uns gesellte, mit überlauter Stimme und

gewaltigem Pathos vorlesen. Dem Cardinal wurde in dem Schreiben in haarsträubenden Worten zum Vorwurf gemacht, daß er die gegenwärtige „atheistische“ Verfassung Spaniens gleich anderen Menschen beschworen hat. Die leidenschaftlichen Vorwürfe gingen auch auf sein früheres Leben zurück; er habe, hieß es da, den Cardinalshut als Lohn für den bei Bergara — wo die Karlisten die Waffen strecken mußten — an ihnen verübten schnöden Verrath erhalten — wenn auch erst fünfzehn Jahre später, hätte eigentlich hinzugefügt werden müssen.

Mir drängte sich auch hier wieder die Betrachtung auf, wie wenig leidenschaftliche Parteien sich von ihrem eigentlichen Wesen Rechenschaft zu geben wissen, oder von den Widersprüchen, in die sie sich verwickeln. — Daß so streng gläubige Katholiken, wie die Karlisten sind, die gegenwärtige Verfassung Spaniens, die den Frevel begeht, Gewissensfreiheit zu gewähren, atheistisch nennen und die heilige Kirche unterdrückt, ist allerdings nur consequent, denn überall wähnt und nennt die römisch-katholische Kirche sich unterdrückt, sobald sie nicht verfolgen darf. Aber der Papst, der dem Erzbischof den rothen Hut verliehen, der Isabella II. als rechtmäßige Königin anerkannt hat, war so gut unfehlbar wie jeder andere Papst — wie können gläubige Katholiken sich vermessen, einen Spruch der unfehlbaren Autorität zu verwerfen? — Es ist eben überall dasselbe Spiel! Selbst der legitimste König ist in den Augen der Fanatiker, die sich für Legitimisten ausgeben, legitim oder nicht, je nachdem er im Sinn ihrer Partei-Interessen waltet oder nicht — und selbst der Papst ist am Ende unter denselben Bedingungen unfehlbar oder nicht.

Und wie täuschen solche Parteien sich über Bedeutung und Tragweite ihres eigenen Treibens! — Was konnte sich denn weiter daraus ergeben, daß dieses Flugblatt in der stillen Ruinenstadt in Umlauf gesetzt war? — Höchstens, daß der

greise Cardinal-Erzbischof sich ärgerte, wenn es ja in seine Hände fiel — und was war damit bewirkt für Zeit und Ewigkeit?

Aber meine drei Karlisten, die hier in der Straße, ohne es zu wissen, die drei Schweizer auf dem Rütli parodirten, waren in gehobener Stimmung, als sei eine große That geschehen — und sprachen ihre Befriedigung in höchst energischen Worten aus. Das konnte ohne alles Bedenken geschehen, denn Straße auf, Straße ab, so weit das Auge reichte, war außer uns vieren kein lebendes Wesen zu sehen.

Doch endlich mußte man wieder zu sich kommen; der Dritte ging seiner Wege; wir Anderen wanderten nach San Juan de los Reyes. — Los Reyes bedeutet hier das katholische Königspaar, Ferdinand und Isabella. — Die Kirche liegt unfern des westlichen Abhangs, inmitten der Ruinen-Region, die, am Rande des Felsens, sich rund um die Stadt windet wie ein breites Band. Besonders auffallend sind in der nächsten Nähe die Ruinen sehr ansehnlicher Casernen, die zu ihrer Zeit eine feste Burg im Innern der Stadt gebildet haben müssen, wohl geeignet und wahrscheinlich auch bestimmt, die Communeros in Ruhe zu halten. Die Kirche selbst, im Jahre 1477 vollendet, ist wie man sagt von dem katholischen Herrscherpaar als Dank für den bei Toro über die Portugiesen erfochtenen Sieg gegründet worden; doch war die Absicht offenbar, auch noch andere Triumphe kirchlich zu feiern, denn als Weihgeschenk schweben außen an den Wänden des Chors die Fußeisen, welche die bei der Eroberung von Malaga und Almeria befreiten Christensclaven in maurischer Knechtschaft getragen hatten — und da man zur Zeit an die Eroberung von Granada noch nicht denken konnte, wollten Ferdinand und Isabella dereinst in dieser Ruhmeshalle bestattet sein. Das Aeußere der Kirche ist, wie das durch die Zeit ihrer Gründung

bedingt ist, späte Gothik, in der schon der Verfall dieser Bauweise sehr bestimmt hervortritt — und es ist vollends verunstaltet durch eine angefügte moderne Sacristei, die den westlichen Haupteingang sperrt. Zudem ist der Bau übereilt und schlecht ausgeführt, da die Königin ihren längere Zeit abwesenden Gemahl bei seiner Rückkehr mit der vollendeten Kirche überraschen wollte; infolge dessen zeigen sich bereits bedenkliche Spuren von Baufälligkeit. — Das Innere der einschiffigen Kirche ist entschieden im Stil der Frührenaissance gehalten; das Langschiff nackt und dürftig — Transept und Chor ohne Fenster, nur durch die Kuppel auf dem Kreuzpunkt erleuchtet, reich verziert.

So steht das Ganze in eigenthümlicher Weise auf der Grenzscheide zweier Kunstperioden, und giebt Kunde von beiden.

Auch nach der Vorstadt in der Ebene, nach Norden zu am Fuß des Felsens, richtete ich mehr als einmal meine Schritte. Dort begegnet uns zuerst, unterhalb der Puerta del Sol — noch auf dem Abhang, aber fast schon in der Ebene, eines der unscheinbarsten, aber auch merkwürdigsten Denkmale der Vergangenheit Toledos: die „Mesquita" — die noch immer so genannt wird, obgleich sie schon seit einer Reihe von Jahrhunderten in die christliche Kirche Cristo de la Luz verwandelt worden ist. Sie war Klosterkirche geworden — das Kloster, zu dem sie gehörte, ist aufgehoben, verlassen und verfallen; der Weg zur Mesquita führt durch einen Hof, in dem es sehr trümmerhaft aussieht. Der kleine einfache Tempel selbst ist merkwürdig, weil wir darin nicht sowohl eine Nachahmung der Moschee zu Cordova im Kleinen, als eine Anwendung der dort bestimmenden Motive in einem kleineren Maßstabe und viel ärmeren Weise sehen.

Er bildet ein nicht eben großes Quadrat, in dessen Innerem vier starke, byzantisch-römische Säulen die Eckpunkte eines kleineren Quadrats bezeichnen. Von diesen Säulen gehen Hufeisenbogen aus, je viere von einer jeden, die sich zu den zwei benachbarten Säulen und zu Halbsäulen in den Wänden hinüber wölben. Sie mögen wohl freischwebend gewesen sein, der Raum eine flache Holzdecke gehabt haben. Bei der Umwandlung in eine christliche Kirche sind aber leichte Wände auf alle diese Bogen gesetzt und der obere Raum ist durch sie gleichsam in neun viereckige Zellen getheilt worden; aus Kuppeln fällt Licht von oben herein und außerdem hat man, den Bedürfnissen des Cultus zu genügen, auf einer Seite eine Vorhalle, auf der entgegengesetzten eine Chornische für den Altar angefügt.

Der orientalische Schmuck der Wände liegt unter einem dicken weiß getünchten Mörtelbewurf verborgen — und als einzige Zierde der Wände schwebt da an einem Nagel ein kleiner hölzerner Schild, den der kastilische Eroberer von Toledo, König Alfons VI., geführt haben soll. Aber schwerlich hat schon dieser König die Mesquita dem christlichen Cultus geweiht, denn er hatte die Stadt mit Hülfe unzufriedener Mahomedaner erobert und ihnen freie Religionsübung versprochen. Auch zeigt der Schild ein einfaches heraldisches Kreuz, Gold im rothen Felde, ein Zeichen, das die Könige von Kastilien nie geführt haben — und überhaupt ist er, klein wie ein Knabenspielzeug, viel zu schwach um je in Kampf oder Turnier gedient zu haben. Er ist offenbar eigens dazu angefertigt, um auf eine längst vergessene Veranlassung hier ex voto aufgehängt zu werden.

Toledo hatte zur Zeit der Araber eine doppelte Ringmauer: die ältere, gothische, krönte den Felsen, — die arabische umfaßt die Vorstadt in der Ebene und fügt sich bei der Puerta del Cambron, unweit des Punktes, wo der Tajo aus der

Felsschlucht in das Flachland heraustritt, zusammen. — Ein Thor in dieser arabischen Ringmauer, die puerta de visagra, bezeichnet in eigenthümlicher Weise auch einen Wendepunkt in den Sitten des Mittelalters. Das ältere maurische Thor desselben Namens, jetzt vermauert, war ein einfacher Durchgang durch einen vier-eckigen Thurm, zu eng für den im sechzehnten Jahrhundert neuen Luxus der Karossen, und folglich, wie die Ueberlieferung berichtet, auch für den feierlichen Einzug des jungen Königs Karl I. Ein neuer Durchgang wurde deshalb in der Nähe eröffnet und mit einem stattlichen Thor-Kastell überbauet. — Auch Spuren einer älteren Puerta del Sol sind noch aufzu-finden. Das heutige so genannte Thor ist ein schöner, der gothischen Ringmauer eingefügter, oder innerhalb derselben frei-stehender arabischer Bau.

Vor der Puerta del Cambron liegt ein öffentlicher Spazier-gang, la vega baja. Von dort, von einem erhöhten Wege aus, gewahrt man auch die geringen Reste — oder Spuren — der Römerstadt Toledo, die größer war als die arabische, und viel weiter in das flache Land hinaus reichte. Aber die Völker-wanderung hat hier die Denkmale römischer Vergangenheit viel rücksichtsloser zerstört als anderswo; es ist nichts davon übrig als ein einziger Mauerrest, der nur wenig Fuß hoch aus einem gepflügten Acker emporragt, und einem Circus angehört haben soll.

Noch etwas weiter in der Ebene, hart am Tajo liegt, was von der älteren Kathedrale Toledos, einem Denkmal der christlich-römischen Zeit, noch übrig ist. Dort hatten sich im Lauf der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung die spanischen Concilien versammelt. Es steht da nur noch der Chor einer größeren Kirche, der jetzt, durch eine schlichte Mauer geschlossen, als Friedhofs-Kirche dient. Die Toledaner verehren in diesem Chor gläubig den Rest eines uralten Heiligthums; ich aber

würde eher den Rest eines später an der alten Stelle errichteten Bau's darin sehen. Die Basiliken jener alten Zeit hatten überhaupt einen Chor von solchem Umfang nicht; sie hatten nur eine Chornische. Jedenfalls kann die äußere Bekleidung dieses Chors nicht aus so ferner Zeit stammen. Es sind darauf, wie auf den fensterlosen Wänden von S. Juan de los Reyes, die Umrisse maurischer Ogival-Fenster angedeutet.

Eines Tages war ich, den Spuren der arabischen Ringmauer folgend, durch die Puerta del Cambron wieder auf das Trümmerfeld bei S. Juan de los Reyes gelangt. Ein breiter Fahrweg geht von hier zur Brücke S. Martin hinab, die im Westen der Stadt, noch innerhalb der Felsschlucht, über den Tajo führt. Sie ist auch ein Werk der Araber. An ihrem Ende, auf der Stadtseite erhebt sich ein von Karl I. (V.) erbautes Thor neben einem starken, viereckigen Thurm; am jenseitigen Ufer als Brückenkopf ein anderer mächtiger Thurm, ein unzweifelhaft maurischer Bau, theilweise zerstört und durch neueres Gemäuer nicht sowohl hergestellt als dürftig geschlossen. Die Bildsäule Alfons VI., dem Thurm gegenüber am Fuß der Felswand, ist schlechte Steinmetzen-Arbeit, die man in der großartigen Umgebung kaum bemerkt. Schwerlich giebt es in der unmittelbarsten Nähe einer berühmten, auch jetzt noch nicht ganz unbedeutenden Stadt eine Stelle, an welcher der Wanderer mit solcher Macht von dem Gefühl nicht sowohl der Einsamkeit und Oede, als der Vereinsamung und Verödung ergriffen würde. Der Blick in die Ebene ist durch Felsen-Vorsprünge gesperrt. Trotz der mäßigen Breite des Flusses schallt kein Laut, kein Geräusch thätigen Lebens aus der Stadt herüber, und diesseits vollends herrscht leblose Stille. Nirgends ist an

den nackten Felsen ein Gebüsch, in dem Vögel nisten, Insekten summen könnten. Die eigenthümliche Lage, die Vergangenheit und die Gegenwart Toledos mußten zusammentreffen, um die Stimmung zu schaffen, die uns hier beherrscht.

In nächster Nähe von S. Juan de los Reyes lag einst das Judenviertel, das zu seiner Zeit große Reichthümer barg. Seltsam, daß gerade hier, in dem später vorzugsweise römisch-katholischen Spanien, das Ferdinand und Isabella zum gelobten Lande der Inquisition machten, die Juden im früheren Mittelalter große Vorrechte genossen, so daß sie hier ihrem Cultus Prachtbauten errichten durften, während sie sich überall sonst ängstlich verbergen mußten; daß sie hier eine gesellschaftliche Stellung hatten, die es möglich machte, daß der Oberrabbiner der älteren Synagoge mit dem gelehrten Alfons X. an den berühmten astronomischen Tabellen arbeiten konnte, die den Namen dieses Königs tragen. Daß die jüdischen Prachtbauten sich in dieser ältesten Hauptstadt Spaniens finden, ergänzt gleichsam das Bild des Orts, der auch dadurch jene längst vergangene Zeit vergegenwärtigt.

Die ältere der beiden Synagogen, zu denen wir uns durch Trümmer und Halbruinen wendeten, ist schon seit dem funfzehnten Jahrhundert in die Kirche Santa Maria la Blanca verwandelt. Das schöne Innere dieses merkwürdigen Baues wirkt um so überraschender, je weniger man durch den Anblick des wüsten Hofs davor und der schlichten Giebelwand auf einen solchen Eindruck vorbereitet sein konnte.

Wenn auch die örtliche Ueberlieferung behauptet, daß der Bau aus dem sechsten Jahrhundert herrührt, überzeugt doch gleich der erste Blick, daß der gegenwärtige Bau nicht so alt ist, daß er erst in einer Zeit ausgeführt worden sein kann, in der die arabische Architektur in Spanien einheimisch geworden und zu hoher Blüthe gelangt war. Einzelnheiten erinnern an die

große Moschee zu Cordova, der Gesammteindruck dieser leichten Halle ist aber ein ganz anderer als der jener von Dämmerung erfüllten Räume. Es ist merkwürdig, wie in den jüdischen so wie in den christlichen religiösen Bauten Spaniens vielfach einzelne Elemente arabischer Architektur aufgenommen sind, ohne daß die den Bedürfnissen des Cultus entsprechende Grundform der Anlage dadurch modificirt würde. Den Kirchen liegt in Spanien wie überall das Schema zum Grunde, das sich aus der römischen Basilika entwickelt hatte; die Synagogen sind und bleiben länglich viereckige Hallen, ohne Anbau, ohne Chor oder Kibla.

Vier Reihen von je sieben achteckigen prismatischen Säulen ziehen sich hier in der Richtung der Länge durch den Raum. Prismatische Säulen — ich meine diese schlanken Stützen, die nicht Pfeiler genannt werden können, die von viel schlankeren Verhältnissen sind als die dorischen Säulen der ältesten Denkmäler. Ohne Fuß und ohne Verjüngung steigen sie etwa neun Fuß hoch empor, mit glänzend weißem Stuckmarmor bekleidet und gekrönt von verhältnißmäßig niedrigen Capitälen, die phantastisches Blätterwerk mit Ceder-Tannzapfen an Stelle der korinthischen Helicen bildet. Sie tragen Hufeisenbogen, die sich in der Längenrichtung des Raums von einer zur anderen wölben. Auf den Bogen erheben sich in allen vier Säulenreihen glänzend weiße, reich verzierte Stuckmarmor-Wände; die Arabesken daran ahmen nur orientalische Schriftzeichen nach, ohne wirkliche Inschriften zu sein. — Die Decke von kostbarem Holz, die dieser in solcher Weise in fünf Schiffe getheilte Tempel ohne Zweifel einst hatte, ist längst beseitigt oder vernichtet; die vier theilenden Wände tragen jetzt nichts und enden nach oben in dem leeren Raum unter dem hohen Dach des Gebäudes — das sehr vernachlässigt, das Innere nur unvollkommen gegen Wetter und Regen schützt.

Mir waren diese prismatischen Säulen in mehrfacher Beziehung interessant. Unkannelirte runde Säulen haben, wie mir scheint, immer etwas Schwerfälliges. Diese achteckigen Prismen machen mit ihren glatten Flächen nicht einen in solcher Weise ungünstigen Eindruck. — Sollte nicht die moderne Architektur, besonders im Inneren von Gebäuden, wo man blank polirte Säulenschäfte zu haben liebt, Versuche mit solchen prismatischen Säulen machen? — Der ägyptischen Architektur alter Zeit war die „protodorisch“ genannte Säule solcher Art nicht fremd.

Die zweite ehemalige Synagoge, unweit der ersten gelegen, ist in die Kirche Nuestra Señora del Transito verwandelt worden. Sie ist unter Don Pedro dem Grausamen im Jahre 1366 von dem jüdischen Schatzmeister dieses Königs, Samuel Levi, erbaut, wie alle Bauten jener Zeit mauresk, und was in dieser Felsengegend überrascht, durchaus in Ziegeln ausgeführt.

Nach der Vertreibung der Juden unter Ferdinand und Isabella, übergab die Königin diese Synagoge dem Ritterorden von Calatrava, der daraus die Kirche seines Ordenshauses machte.

Der von außen sehr unscheinbare Tempel ist auch im Innern einfacher gestaltet als die ältere Synagoge. Es ist ein im Innern ungegliederter, länglich viereckiger Raum, 24 Meter lang, 12 Meter breit, 10 Meter hoch, durchaus mit dem harten weißen Stuckmarmor der maurischen Bauten bekleidet; die flache Decke ist von Lärchenholz, der Dachstuhl aus Cedern vom Libanon gezimmert, die Samuel Levi mit großen Kosten hatte herbeischaffen lassen. In Ermangelung einer Chornische lehnt, von einem rothen Zelt umgeben, der Altar an einer der kürzeren Wände, an der Stelle, wo wahrscheinlich einst die Gesetzestafeln standen. Die Wand daneben ist mit schön verzierten hebräischen Inschriften bedeckt, in denen der Gott Israels, der König Don Pedro und sein Schatzmeister Samuel Levi verherrlicht werden. An den drei anderen Wänden läuft unter

zierlichen Wandarkaden ein Band mit Inschriften herum. Das Ganze macht, hell erleuchtet durch große Fenster dem Altar gegenüber, in seinem Marmorglanz den Eindruck einfacher Würde.

Alles trägt in Toledo so sehr den Stempel des Verfalls, daß mir eine Kapelle aus der Renaissancezeit an der Kirche S. Salvador schon darum auffiel, weil sie sorgfältig erhalten aussah. Sie ist, wie ich erfuhr, das Eigenthum des Grafen von Cedillo, der hier in Toledo lebt, und dessen Name an eine der denkwürdigsten Perioden der Geschichte dieser Stadt erinnert. Toledo stand an der Spitze der verbündeten Städte, der Comuneros, als sich der Geist der alten Zeit zum letzten Mal gegen den modernen Despotismus Kaiser Karl V. erhob. Don Juan Padilla und seine heldenmüthige Gemahlin Donna Maria Pacheco waren von hier, und ein Graf Cedillo stand mit ihnen an der Spitze der Bewegung. Doch der jetzige Graf hat mit diesen Erinnerungen nichts gemein. Der Titel wurde damals verwirkt und erst hundert Jahre später, nachdem Toledo der Sitz der Inquisition geworden war, einem anderen Geschlechte verliehen.

Der jetzige Graf, ein Alvarez de Toledo, dem Hause entstammt, dem Karls V. und Philipps II., Herzog von Alba, angehörte, ist als Haupt der Karlisten auf das engste verwachsen mit dem in neuerer Zeit in Toledo herrschenden Geist, wie er sich unter Ferdinand VII. im Sanfedistenbunde kund gegeben hat, und in dem Ruf der fanatischen Mönche, die ihn leiteten: „Viva la santa Fe catolica! viva la santa Inquisicion! viva el Rey assoluto.“ Hochverehrt, ist der Graf von Cedillo nur in Mitten dieser verfallenden Stadt am rechten Ort.

Da in Spanien die gesammte Krankenpflege von alten Zeiten her in der Hand geistlicher Brüderschaften lag, überrascht es hier in Toledo das Hospital S. Yago Fuera zu finden, das

stets nur von Laien verwaltet und bedient worden ist. Der imposante, wahrhaft monumentale Bau liegt ein paar tausend Schritte vor der Stadt vollkommen isolirt in der baumlosen Ebene, vernachlässigt wie Alles in Spanien und baufällig in solchem Grade, daß man einen theilweisen Einsturz jeden Augenblick erwarten kann. Was hier als Merkwürdigkeit gepriesen wird, ist ein weit über Verdienst geschätztes Grabmal in der Kirche der Anstalt, das Werk eines spanischen Künstlers des vorigen Jahrhunderts; es stellt einen Bischof im Augenblick des Verscheidens dar, ein wenig glückliches Motiv für die Plastik.

Auch dieses Hospital war einst reich, aber unter der Regierung Isabellas II. hat man ihm seine Landgüter genommen und sie zum Besten des königlichen Schatzes verkauft. Ich fragte den Hauswart, ob die Anstalt gar keine eigenen Einkünfte mehr habe? — „Sehr wenige,“ war die Antwort. Er setzte auch gar nicht voraus, daß ich etwa beabsichtigen könnte, die Krankensäle zu besuchen. In dem ganzen kolossalen Bau herrschte eine solche wunderbare Stille, daß ich überzeugt bin, es war kein einziger Kranker darin. Ich zweifle sogar, daß sich außer diesem Hauswart irgend ein dienendes Personal darin befand.

Welche Reichthümer in Spanien unter der Mißregierung der letzten Landesherren und Herrinnen — und von allen Parteien, die nacheinander das Ruder geführt haben — vergeudet worden sind — das übersteigt jede Vorstellung. Das Eigenthum der Bisthümer, der Klöster, der Ritterorden, der Wohlthätigkeitsanstalten — alles ist konfiscirt worden — und alles ist spurlos verschwunden, ohne der Finanznoth auch nur auf Augenblicke abgeholfen zu haben!

Es wäre unverzeihlich, Toledo zu verlassen, ohne die berühmte königliche Klingenschmiede gesehen zu haben, die einen Kilometer von der Stadt, stromabwärts am Tajo liegt. Sind doch die Toledaner Degenklingen seit Jahrhunderten in aller Welt berühmt.

Ich wanderte von dem Hospital St. Yago Fuera aus über Feld dorthin, und fand zu meiner Ueberraschung, daß mein Besuch da erwartet war. Ich wurde sehr zuvorkommend empfangen. Ein Artillerieoffizier, hier angestellt, führte mich durch alle Räume und ließ es scheinbar an keiner Erklärung fehlen; auch die Arbeiter halfen hin und wieder nach.

In dem Comptoir zeigte man mir zuerst die Stahlvorräthe, wobei man mir sagte, daß hier nur englischer Stahl bester Qualität verarbeitet werde; man zeigte mir auch den Bruch einer Stahlstange; das Metall schien allerdings von der besten Qualität zu sein.

In einem besonderen Gemach zeigte man einen Vorrath zum Verkauf bestimmter Luxuswaffen und ich fügte mich der stillschweigenden Aufforderung, etwas davon zu kaufen, um so bereitwilliger, da die blanken Waffen sehr verlockend und die Preise billig waren. Für einen ausgezeichnet schönen Dolch mit vergoldetem Griff und reich verzierter Klinge in roth-sammetner Scheide zahlte ich den wirklich geringen Preis von 140 Realen.

In den Werkstätten hatte man die große mir sehr erwünschte Höflichkeit, in meiner Gegenwart eine Säbelklinge zu schmieden, von der allerersten Operation an bis zur Vollendung und Probe, was sonst natürlich nur im Laufe mehrerer Tage geschieht.

Die Toledoklingen, aus dem besten Stahl geschmiedet, haben, um das Springen zu verhüten, im Innern einen Dorn von Eisen. Zuerst wird also ein ziemlich starker Bolzen von Eisen geschmiedet; um diesen wird ein angemessenes Stück einer

Stahlstange in solcher Weise herumgebogen, daß er zwischen zwei Stahlschienen zu liegen kommt, dann das Ganze zusammengeschweißt und endlich zu der gehörigen Länge und Form ausgeschmiedet. Um mir zu zeigen, daß der eiserne Dorn bis beinahe in die äußerste Spitze der Waffe mit ausgeschmiedet ist, wurde eine alte unbrauchbare Stoßklinge mehrfach in Stücke gebrochen, und es war in der That zum Verwundern, bis zu welcher Nähe an die Spitze heran der eiserne Kern im Innern noch zu erkennen blieb.

Alter Ueberlieferung zufolge wird zum Schmieden dieses Bolzens nur eine ganz bestimmte Art von Eisen, nämlich nur sehr abgenützte alte Hufeisen benutzt. Vielleicht daß sich ein gewisser Aberglaube daran knüpft, aber das Herkommen kann doch auch seinen guten Grund haben, denn schwerlich giebt es ein besser durchgearbeitetes Stück Eisen als ein solches Hufeisen, auf dem ein Pferd mehrere Wochen über auf harten Kunststraßen getrabt, oder ein Maulthier steile Felsenpfade erstiegen hat.

In einer anderen Werkstatt erhielt die eben fertig geschmiedete Klinge Politur und Schliff, in einer dritten wurde sie „trempirt" und hier sah ich, was mir nicht gezeigt wurde, man im Gegentheil meiner Aufmerksamkeit zu entziehen suchte, worauf das Geheimniß der Toledauer Klingenschmiede beruht. Die Klinge wird in einem Schmiedefeuer roth, ja beinah schon weißglühend gemacht, und dann in einem Kessel voll Wasser abgekühlt, der in einer Ecke der Werkstatt eingemauert ist. Don Enrique, der Artillerieoffizier, war beflissen, mich von dem Kessel fern zu halten, indem er gerade in diesem Augenblick ein sehr eifriges Gespräch mit mir begann; der Arbeiter, der die glühende Klinge in das Wasser tauchte, wendete mir, als er sie wieder heraushob, durch eine plötzliche Schwenkung recht breit den Rücken zu und hielt die Klinge so, daß er sie so viel als möglich meinen Blicken entzog. Es schien, als sei er absichtlich

seines breiten Rückens wegen zu diesem Geschäft ausersehen. Ich sah trotzdem, was schwer zu verbergen war, nämlich daß sich während der wenigen Augenblicke im Wasser Schlacken — Scorien — auf der Klinge gebildet hatten, was nicht geschehen konnte, wenn die Flüssigkeit im Kessel reines Wasser war. Es waren Chemikalien darin aufgelöst.

Der Arbeiter wischte die Schlacken schnell, gleichsam verstohlen, ab und zeigte mir dann die Klinge, die, belehrte mich der Offizier, durch die plötzliche Abkühlung in solchem Grade hart und spröde geworden sei, daß sie sehr leicht springe. Dem abzuhelfen muß sie von Neuem in das Schmiedefeuer gelegt und bis zur blauen Gluth erhitzt werden. Hier kömmt es nun darauf an, genau den rechten Grad zu treffen. Wird die Klinge nicht genügend erhitzt, so bleibt sie spröde; wird sie einer zu starken Gluth ausgesetzt, so wird sie lahm, das heißt biegsam ohne elastisch zu sein. Es giebt dafür keine sichere Regel, und das Gelingen hängt hier doch zuletzt von dem Takt und dem sicheren Blick des Schmieds ab.

In einem andern Raum, wo kein Feuer brennt und kein Blasebalg saust, wurden mit der eben vollendeten Klinge die üblichen Proben vorgenommen. Die Spitze wird, so daß sie nicht ausweichen kann, in eine in den Fußboden eingelassene Bleiplatte gestoßen und die Klinge dann wiederholt nach beiden Seiten hin- und hergebogen; sie muß jedesmal richtig wieder einspringen. Die zuletzt entscheidende Hauptprobe besteht darin, daß mit dem neuen Schwert drei Hiebe auf einen eisernen Helm geführt werden, der auf einem Kopf von Leder steht. Die Klinge muß bei jedem Hiebe in das Eisen einschneiden und selbst unverletzt bleiben. Die Klinge, die ich hatte schmieden sehen, bestand die Probe in untadelhafter Weise, es geschieht überhaupt selten, daß eine Waffe als mißlungen beseitigt werden muß.

Auch wie die Verzierung der Luxuswaffen ausgeführt wird, ließ man mich sehen, und zuletzt die Modellsammlung, und in ihr eine Sammlung blanker Waffen fast aller europäischen Armeen. Maschinen, wie sie die neuere Technik schafft und braucht, können hier keine umfassende Anwendung finden, doch wird die treibende Kraft des Stroms zu Hülfe genommen um Blasebälge, Schleifsteine und alles Derartige in Bewegung zu setzen.

So wird in diesen Werkstätten das Trefflichste in seiner Art geleistet; doch machen sich auch hier die Armuth und der Verfall Spaniens geltend. Ehemals gab es in Toledo eine Straße, die ausschließlich von Waffenschmieden bewohnt war, deren jeder behauptete, er sei allein im Besitz des Geheimnisses der Härtung der toledaner Klingen. Doch waren die Erzeugnisse aller dieser Schmieden in gleichem Grade hochgeschätzt und in ganz Europa gesucht. Die Zunft der Waffenschmiede giebt es nicht mehr, an ihre Stelle ist die königliche Fabrik getreten, ausschließlich bestimmt, die spanische Armee mit blanken Waffen zu versehen, und auch dieser Thätigkeit hat die Noth nachgerade enge Grenzen gezogen. Bis zur letzten Revolution waren hier vierhundert Arbeiter in Thätigkeit, jetzt können ihrer nur noch zweihundert und sechzig beschäftigt werden. Nicht daß etwa der Bedarf an Erzeugnissen dieser Schmiede sich vermindert hätte —: faltan dineros!

Seit die spanische Infanterie mit Gewehren neuerer Art, namentlich mit sogenannten Berdangewehren, ausgerüstet ist, hat man mit der Klingenschmiede auch eine Metallpatronenfabrik verbunden, deren Vorsteher, ein Artilleriecapitain Don Felipe, jetzt mein Interesse für seine Anstalt in Anspruch nahm.

Die beiden Fabriken sind unter einem Dach vereinigt, und doch ist der Schritt über die trennende Schwelle wie ein Schritt aus dem Mittelalter in die neuere Zeit. Dort arbeiten rüstige Schmiede nach althergebrachter Art mit Hammer und Zange

wie Hephästos oder Tubal Kain und über der entscheidendsten Operation schwebt in mittelalterlicher Weise ein Zunftgeheimniß; hier wird alles durch Maschinen bewirkt, die Wasserkraft in Bewegung setzt.

Vielfach belehrt und sehr befriedigt verließ ich die Waffenschmiede und der Rückweg zur Stadt versetzte mich aus der Region der entschiedensten Realistik wieder in das Gebiet der Poesie und Sage. Ich ging am Tajo aufwärts bis zu einer Stelle, welche die Ueberlieferung el baño di Florinda nennt. Hier belauschte der westgothische König des Landes die schöne Florinda, die Tochter des Grafen Julian, im Bade; hier entspann sich die romantische Liebeswerbung, die den Grafen bewog, die Araber in das Land zu rufen, um die beleidigte Ehre seines Hauses durch den Untergang seines Königs und das Verderben seines Vaterlandes zu rächen.

In der Nähe zeigen sich im Strombett die Trümmer einer Brücke, und am Ufer ein Thurm, der den Weg zu dieser Brücke sperrte; das Alles aber gehört einer viel späteren Zeit an, der Zeit nach der Wieder-Eroberung Toledos durch die Christen.

Es wurde mir unendlich schwer, mich von Toledo, von dieser stillen, sagenreichen Trümmerstätte, von dem rauschenden Strom in dem wilden Felsenthal loszureißen, von den Scenen, die mich von Tag zu Tage mit steigender Gewalt fesselten.

Als ich mich den ehrwürdigen Hidalgas empfohlen hatte und mit meinem kleinen Koffer dem Hause in der calle ancha zuschritt, von dem aus der Omnibus, der einzige Wagen in Toledo, seine regelmäßigen Fahrten nach dem Bahnhof wiederholt, traten in einer dicht dabei befindlichen Posada ein paar Spanier eine Reise über Land an. Sie waren ihrer drei, sämmtlich in Zamoras gekleidet; eine Faja von leuchtender Farbe um den Leib geschlungen, andalusische Spitzhütchen auf

dem Kopf, Cigarren im Munde, saßen sie in Schuhen und Kamaschen auf Saracenensätteln zu Pferde, die Füße in breiten Saracenensteigbügeln. Die Pferde waren in altspanischer, das heißt orientalischer Weise gezäumt. Ein eigenartiges Bild und hier ganz an seinem Ort. — Das war die Art zu reisen, die allein zu der gesammten Umgebung paßte; das war die Staffage, die in diese Landschaft gehört.

Goethe sagt in seiner italienischen Reise, Sicilien sei wie der Punkt auf dem I die Vervollständigung einer Wanderung durch Italien; wer Sicilien nicht kenne, habe keinen vollständigen Begriff von Italien. Das Gleiche ließe sich in Beziehung auf Spanien von Toledo sagen. Wer Toledo nicht gesehen hat, den Sitz der gothischen Könige des Landes und der Inquisition, mag das moderne, das ritterliche, das arabische Spanien kennen, ein vollständiges Bild von der gesammten, die Gegenwart bedingenden Vergangenheit Spaniens hat er nicht.

El Escorial.

An einem trüben Tage besuchte ich zuerst den seltsamsten Königssitz, der je gegründet worden ist, das Schloß, das sich der Fürst, dem der Alcazar zu Sevilla und die Alhambra bei Granada zu Gebote standen, in der Felseneinöde der Sierra de Guadarama baute. Wahrlich, man hat Mühe, sich in den Seelenzustand des Mannes zu versetzen, der aus den reichsten Gefilden Europas hierher flüchtete.

Erst im Lauf der Jahrhunderte hat sich um den ursprünglich ganz allein liegenden Palast auch eine betriebsame Be-

völkerung angesiedelt; zuerst ist die kleine, etwas tiefer als das Kloster gelegene Ortschaft Escorial de Abajo entstanden, dann höher an der Bergwand hinauf um eine Kaserne für die königlichen Garden der Flecken Escorial de Ariba, mit einem schlechten Gasthof, zu dem ein Omnibus die Reisenden vom Bahnhof bringt. Aber diese späteren Anhängsel, denen jede Spur von Vegetation fehlt, ändern auch wenig oder nichts an dem strengen Charakter des Bildes.

Was Philipp II. unmittelbar veranlaßte, dieses Kloster zu gründen, ist bekannt. Bei der Belagerung von St. Quintin war ein dem heiligen Lorenz geweihtes Kloster durch spanische Kugeln theilweise zerstört worden. Es ist bezeichnend für die Religiosität des Königs und deren Art und Wesen, daß dieser König, der sich der Aufgabe gewachsen fühlte, die ganze Welt zu beherrschen — ja zu unterdrücken — doch glaubte, den vielleicht erzürnten Heiligen versöhnen zu müssen. Er gelobte ihm ein schöneres Kloster als das zerstörte war, und hat sein Wort nach einem königlichen Maßstab gelöst. Um an das Martyrium des heiligen Lorenz zu erinnern, hat der Bau die Form eines Rostes erhalten, der aber gleichsam auf dem Rücken liegend gedacht ist; die an den Ecken des Vierecks emporragenden Thürme stellen die Füße, der nach Osten herausragende Chor der Kirche den Stiel dar.

Doch die nähere Betrachtung dieses gewaltigen Baus lehrt, daß König Philipp hier viel mehr beabsichtigte als die Erfüllung eines Gelübdes und die Ausführung einer spielenden Idee. Ein Kloster und dessen Kirche, die zugleich Kirche des königlichen Palastes ist, eine Wohnstätte, die das eigentliche Heim der Könige von Spanien werden sollte und das Grab dieser Könige sind hier unter einem Dach vereinigt. Ueberall tritt hier unverkennbar der Gedanke hervor, daß Philipp dieses Kloster zum Sitz der Majestät und zugleich zum höchsten, erhabensten

Nationalheiligthum des spanischen Volkes zu erheben gedachte. Das Königthum sollte hier auf das Engste mit den himmlischen Mächten verbunden erscheinen, ja als seinem eigensten Wesen nach selbst ein Theil dieser Mächte. In diesem Sinn liebte es Philipp, als Mitglied der geistlichen Verbindung aufzutreten, die er hier in einem Theil seines Palastes ansiedelte. Er hatte seinen Sitz unter den Chorherren und nahm somit an der Ausübung des Gottesdienstes Theil. So stellte sich das Königthum dar, nicht als der Kirche in gleicher Weise wie alle anderen Christen unterworfen, sondern als ein Element der Kirche, auf dem wie auf ihr die höchste Weihe des Himmels ruht. Bezeichnend ist dann auch, daß grade die Dominikaner, die strengen Herren von der Inquisition, die geistliche Brüderschaft waren, mit der er sich in solcher Weise vereinigte.

Die Anlage des Baus entspricht seiner Absicht durch großartige Maaße; die Länge des Vierecks beträgt von Westen nach Osten über 200 Meter, die Breite von Norden nach Süden 156 Meter. Ein in gleicher Richtung quer durch die Mitte des Vierecks gelegter Bau theilt das Ganze in zwei Hälften, deren westliche Patio de los Reyes heißt, und auf den nicht weniger als 267 Fenster herabsehen. Die östliche Hälfte wird durch die Kirche wieder in zwei kleinere Höfe geschieden, von denen der nördliche der Hof des Palastes ist, der südliche dem eigentlichen Kloster angehört und der Klausur unterworfen war, so lange hier Dominikaner hausten.

Und wie wir die Absicht erkennen, die der königliche Gründer mit diesem Bau verband, eröffnet sich uns auch bei der Betrachtung dieses mächtigen Denkmals seiner Zeit ein weitreichendes Verständniß der mit dem Gang der politischen Ereignisse eng verbundenen Culturgeschichte Spaniens. Das Escorial bezeichnet in dieser Geschichte eine Epoche, den Anfang einer neuen Zeit. Seit der Eroberung durch die Araber bis

auf die Zeiten Ferdinands und Isabellas zeigt sich überall in den Werken spanischer Baukunst der Einfluß des Orients. Hier im Escorial hört er auf. Bis auf das Ende des funfzehnten Jahrhunderts hatte Spanien, in Sonderheit Kastilien, in stets erneuerte Kämpfe mit den Mauren verwickelt, eine fast abgeschlossene Welt für sich gebildet. Durch die Verbindung mit den burgundischen Landen, Neapel und Mailand, seit den Tagen des katholischen Königspaares in die allgemeinen Angelegenheiten Europas, in die alle Interessen umfassende Weltpolitik hineingezogen, schließt sich Spanien der Kunst an, die sich in Italien neu entfaltete und für die europäische gebildete Welt maßgebend wurde. Hier im Escorial sagt sich Spanien gleichsam von jeder nationalen Ueberlieferung los und wendet sich unbedingt der klassicistischen Spätrenaissance zu. Die Malerschulen folgten demselben Zug und wußten erst später nationale Eigenart in den aus der Fremde übernommenen Stil zu legen.

So ist das kolossale Klostergebäude in hohem Grade merkwürdig, aber nicht erfreulich. Es ist ganz aus Granitquadern gebaut und die hellgraue Farbe dieses Materials steigert noch den Eindruck des Massenhaften und Schwerfälligen, der schon durch die Architektur des Baus bedingt ist. Der dorische Stil, wie ihn König Philipps Zeit römischen Mustern entnahm, ist mit einer gewissen Strenge und Folgerichtigkeit, aber ohne wirkliches Verständniß antiker Baukunst durchgeführt.

Der Haupteingang an der westlichen Seite führt zunächst in den großen Hof und man steht hier dem Haupteingang der Kirche gerade gegenüber, deren Portal sechs Bildsäulen jüdischer Könige von geringem Kunstwerth zieren. Die Kirche liebt es, an die Traditionen des alten Testaments anzuknüpfen und die christliche Religion als deren Fortsetzung und Vollendung aufzufassen.

Welche Weihe König Philipp diesem Klosterpalast verleihen wollte, und welche Stelle dem König in diesem Heiligthum

angewiesen war, zeigt sich gleich an dieser Stelle schon darin, daß der Haupteingang zur Kirche nur für den regierenden König von Spanien, und auch für den nur einmal im Leben, einmal im Tode geöffnet wird. Zuerst, wenn er zum ersten Mal nach seiner Krönung den Escorial betritt, und dann wieder, wenn sein entseelter Leib zur Ruhe des Grabes hierher gebracht wird. Im Leben und im Tode empfangen ihn, an der Pforte des Heiligthums, die sechs als Propheten heilig geachteten Könige des alten Testaments als ihren Genossen. Alle anderen Sterblichen müssen durch eine Vorhalle der Sacristei und durch einen Seiteneingang in die Kirche treten.

Das Innere der dreischiffigen Kirche bildet ein Quadrat von 175 Fuß Länge; das Chor, wie überall als Capilla mayor eingerichtet, tritt aus diesem Quadrat heraus und verlängert das mittlere Schiff nach Osten. Der Hauptaltar glänzt in überreichem Schmuck einer überladen conventionell eleganten Architektur, kostbarer Marmorarten, blendender Vergoldungen, in Allem wozu eine sinkende Zeit zu greifen pflegt. An den Seitenwänden dieses Chors stehen in großen flachen Nischen vergoldete Statuen, Gruppen in Lebensgröße auf schwarzem Marmor-Hintergrunde. Auf der einen Seite Karl V. mit seinen beiden Schwestern, seiner Gemahlin und der einzigen legitimen Tochter; auf der anderen Philipp II., gleich dem Vater in Harnisch und Königsmantel, mit drei seiner vier Gemahlinnen und seinem unglücklichen Sohn Don Karlos. Philipps zweite Gemahlin, Marie von England, the bloody Mary, fehlt in der Gruppe, ungeachtet des katholischen Eifers, den sie entfaltet hatte.

Die Sitze der Chorherren sind auf eine Empore über dem Haupteingang zur Kirche verlegt, und das flache Spiegelgewölbe, das den Fußboden dieser Empore bildet, wird nicht mit Unrecht als ein Meisterwerk der Baukunst gepriesen. Es ist in mancher

Beziehung noch merkwürdiger als das berühmte Spiegelgewölbe der Vorhalle im Stadthause zu Arles.

Der Raum unter der Empore, Coro bajo genannt und durch ein eisernes Gitter gegen die Kirche geschlossen, stand allein während des Gottesdienstes der nicht geweihten Menge der Gläubigen offen; in der Kirche selbst herrschte Clausur.

Zu dem Charakter und Wesen König Philipps stimmt dann auch, daß selbst der Gottesdienst, an dem er als Chorherr thätigen Antheil nahm, nicht die Regierungsgeschäfte unterbrechen durfte; waltete er doch seines königlichen Amtes im Dienst der Kirche, der Religion; was er that, war Gottesdienst.

Sein Sitz in der dreifach übereinander aufsteigenden Reihe der Stühle steht dicht an der Wand eines Corridors, nach welchem sich ein durch einen Laden geschlossenes Fenster öffnet; durch dieses Fenster wurden ihm die während des Gottesdienstes einlaufenden Briefe und Depeschen eingehändigt.

Durchaus mit dieser wenn auch nicht erfreulichen doch in ihrer Art großartigen Vergangenheit beschäftigt, achtet man wenig auf die Spuren der Gegenwart, die sich auch hier in dem verfallenen Zustand der beiden Orgeln geltend macht. Selbst die kostbare Bibliothek des Chors vermag kaum die Aufmerksamkeit zu fesseln. Sie besteht aus 218 kostbaren, zum Theil mit Miniaturen gezierten Psalterien, jeder etwa 3 Fuß hoch; zum Gebrauch an hohen Festtagen werden sie auf einem Riesenpult im Chor aufgeschlagen.

In einem besonderen Kamarin, unmittelbar hinter dem Chorsitz des Priors, steht auf dem Altar des Gemachs ein Crucifix; das Kreuz von schwarzem, die Gestalt des Erlösers von weißem Marmor; ein Werk Benvenuto Cellini's. Mir haben aber die Arbeiten dieses Meisters immer nur geringe Sympathien abgewonnen. Sie haben stets etwas Gezwungenes und Manierirtes.

Ein hochernster Gang wird nun zur Gruft der Könige angetreten, die tief in der Erde, senkrecht unter dem Hauptaltar der Kirche liegt, so daß der messelesende Priester gerade über dem Schlußstein ihres Gewölbes steht. Seltsame Widersprüche begegnen uns freilich auch hier. Die Gruft wird amtlich „Pantheon" genannt und über ihrer Thür steht nicht ein christliches Alpha und Omega, sondern ein heidnisches D. O. M., Deo Optimo Maximo, eine Inschrift, die darum nicht minder heidnisch ist, weil sie an katholischen Kirchen häufig vorkömmt.

Wie athmet hier Alles Philipps Geist! — Die dunkle Treppe geht zwischen Marmorwänden und von Marmor überwölbt in die Tiefe hinab. Halbwegs zeigt sich zur Seite eine mächtige Thür; sie führt in ein grausiges Gemach, dessen Bestimmung die Benennung „Pudridero" in einfacher Strenge ausspricht. Die sterbliche Hülle der Könige von Spanien soll nicht vor der Zerstörung bewahrt werden; sie bleibt in dieser Halle beigesetzt, bis die Folgen des Todes vollendet sind und die Reste in eine Aschenkiste gesammelt werden können.

Unten am Fuß der Treppe steht man vor drei Thüren; die eine führt in die Sacristei der Gruft, die zugleich Kapelle ist und in der Seelenmessen gelesen werden. Eine zweite Thür geht in die Gruft der Prinzen und Prinzessinnen, in der auch die Königinnen bestattet werden, die ohne Nachkommenschaft gestorben sind.

Die mittlere Thür führt in das Pantheon, ein Achteck von kaum dreißig Fuß im Durchmesser, dessen Wände mit Porphyr und Jaspis bekleidet sind. Der Eingang nimmt die eine, der Altar gegenüber eine andere Seite ein, die sechs übrigen zeigen je vier Nischen übereinander, bestimmt die reich mit vergoldeter Bronze verzierten Aschenkistchen aus schwarzem Marmor aufzunehmen. Die Namen der so Bestatteten stehen auf vergoldeten Cartouchen auf den Kästchen. Philipp I. ausgenommen,

sind die Namen aller habsburgischen Könige Spaniens hier zu lesen. Von den bourbonischen fehlen die beiden ersten, Philipp V. und Ferdinand VI. Die neue Dynastie wollte eben mit den spanischen Traditionen brechen und ein regeres, heiteres Leben im Lande hervorrufen; ihr Regierungsantritt sollte in Spanien den Beginn einer neuen Zeit bezeichnen; und wie sie im Leben diesen düsteren, klösterlichen Landsitz am dereinstigen Grabe mieden, um sich zu St. Ildefonso, inmitten prachtvoller Gärten und sprudelnder Wasserkünste, einen anderen zu gründen, wollten sie auch nicht hier begraben sein. Erst als das neue Regentenhaus ganz einheimisch geworden war und die habsburgischen Traditionen nicht mehr zu fürchten brauchte, andererseits angemessen fand, nicht mehr an seinen fremdländischen Ursprung zu erinnern, haben auch die Könige dieses Hauses ihre Ruhestätte hier gefunden.

Drei Seiten des Achtecks sind den Königen, drei den Königinnen bestimmt; unter diesen fehlt eine der letzten; der böse König Ferdinand VII. hat es nicht über sich vermocht, die Asche seiner ihm verhaßten Mutter Marie Luise hier beizusetzen.

Ein unterirdisches christliches Columbarium für Könige! Gewiß ein eigenthümlicher Gedanke! Aber es wird einem nicht wohl da unten inmitten der schwerfälligen Grabespracht und einer Finsterniß, die eine Leuchte nur durch Streiflichter erhellt!

Welchen entschiedenen Gegensatz bilden Philipp II., in dem wir den vollständigsten Repräsentanten des spanischen Königthums erkennen müssen und Ludwig XIV., der uns als der glänzendste Vertreter des französischen Königthums entgegentritt. Philipp siedelte sich im Leben dicht neben seinem Grabe an; der lebensfrohe König Ludwig verließ St. Germain und zog nach Versailles, weil er den von der Terrasse von St. Germain in der Landschaft sichtbaren Thurm nicht sehen wollte, der sich zu St. Denis über den Gräbern der Könige von Frankreich erhebt.

Sehr merkwürdig ist, was Philipp alles gethan hat, um diesen klösterlichen Herrschersitz, wo die irdische Majestät in engster Verbindung mit der Kirche erscheinen sollte, zu einem Heiligthum höchster Art zu erheben. Das Kloster besitzt nicht weniger als siebentausendvierhundertundzweiundzwanzig hochheilige Reliquien und darunter vieles, das nach der Lehre Roms allerhöchsten, nicht zu überbietenden Werth hat. Die Reliquien werden kirchlich-offiziell in verschiedene Klassen eingetheilt und als insignes, fere insignes und dann in verschiedenen Abstufungen als minder bedeutende bezeichnet.

Zu den zahlreichen insignes dahier gehören einige Stücke Holz vom wahren Kreuze; ein Stück der Wiege Christi; ein Stück von dem Strick, mit dem der Heiland während der Geißelung an die Säule gebunden war; ein Stück von dem Schwamm, vermöge dessen er am Kreuz mit Essig und Galle getränkt wurde; mehrere Stücke von den Gewändern der Jungfrau Maria. Mich erinnerte dieser Katalog, ich kann es nicht leugnen, zum Theil an die Schätze, von denen Bocaccio's Fra Cipolla rühmend erzählt, daß er sie aus dem Orient heimgebracht habe; aber bei der von den Klöstern aus erzogenen Menge erfüllten sie ihren Zweck.

In dem Maß aber, in dem wir erfahren und erwägen, was hier alles vereinigt ist, wird uns ein weiterer Gedanke klar, den Philipp II. mit der Gründung dieses Klosters verbinden mochte. Kastilien und Arragon führten zu seiner Zeit kirchlich wie politisch ihr getrenntes Leben; ein jedes der beiden Reiche hatte seinen nationalen Gnadenort, der längst Ziel der Wallfahrten und Mittelpunkt des religiösen Lebens geworden war: das eine Compostell, das andere Montserrat. Hier am Ort glaubt der Wanderer immer deutlicher zu erkennen, daß Philipp II. im Escorial einen Andachtsort gründen wollte, der hoch erhaben über den beiden genannten stehen und allen Völkerschaften und Landen des ge-

einigten Reiches in gleicher Weise dafür gelten sollte; in dem die Einheit des Reiches zur Anschauung käme, in einer Weise, die mächtig dazu beitragen mußte, eben diese Einheit im Bewußtsein der gesammten Bevölkerung fester und fester zu begründen.

Einem Andachtsort, der in dem Leben der spanischen Nation eine solche Bedeutung haben sollte, durfte ein höchstes Heiligthum nicht fehlen, das vor Allem Gegenstand der Verehrung wäre. Dies Heiligthum ist in der Santa Forma gefunden, die in einer besonderen Kapelle, einem Camarin der großen Sakristei, auf dem Altar bewahrt und an besonderen Festtagen zur Anbetung ausgestellt wird. Mag man auch versucht sein zu lächeln, wenn man von so manchen der im Escorial gefeierten Reliquien salbungsvoll reden hört, an dieser Stelle kann sich wohl Niemand einer sehr ernsten Stimmung erwehren!

Die Santa Forma ist eine geweihte Hostie, die der hier geltenden Legende zufolge von Ketzern, Protestanten in Böhmen, zur Erde geworfen und mit Füßen getreten worden war. Der abstrus gelehrte und schwachsinnige Kaiser Rudolf II. hatte sie von der Erde aufgehoben und seinem Vetter Philipp nach Spanien zugesendet. Der Himmel selbst hatte den Frevel nicht bestraft; Kaiser Rudolf fühlte sich, scheint es, zu schwach, die Sache des Himmels zu verfechten; er verwies gleichsam Gott den Herrn an den König von Spanien.

In der Sakristei, einem neunzig Fuß langen und nur fünfundzwanzig Fuß breiten überwölbten Raum, reihen sich an der den Fenstern gegenüberliegenden langen Seite Schränke von kostbaren Holzarten zur Aufbewahrung der prächtigen Meßgewänder aneinander, und auf den Schränken stehen Altargeräth und Reliquiarien zur Schau. Die kostbaren Spiegel, die darüber bis zur Wölbung hinanreichen, hat die Mutter Ludwig XIV. hierher geschenkt. Die kurze Seite am Südende, dem Eingang

gegenüber, nimmt der Altar ein und trennt das sogenannte Camarin de la Santa Forma von der Sakristei. Weiße Marmorreliefs an dem aus Jaspis und anderem kostbaren Gestein zusammengefügten Altar, stellen die Frevelthat der deutschen Ketzer dar, und das Altarblatt vergegenwärtigt die feierliche Prozession, in der die Santa Forma in die Sakristei gebracht wurde. Zweimal im Jahr, am St. Michaels- und St. Simonistage, läßt man dieses Bild in eine Falze hinter dem Altar versinken, und der Blick reicht dann in das Innere des Camarins, auf das reich vergoldete, dann geöffnete Tabernakel, in dem die Santa Forma mitten in den Diamantstrahlen einer prächtigen Monstranz zur Anbetung ausgestellt ist.

Um diese Hostie, um den angeblich an ihr verübten Frevel, sollte sich das in Thaten nach außen gewendete religiöse Leben, ja das gesammte Nationalleben der Spanier bewegen. An dieser Stelle sollte sich der fanatische Zorn stets neu entzünden, ganz Spanien an die Pflicht erinnert werden, solchen Frevel zu strafen. Energischer und bestimmter konnte durch ein Symbol nicht ausgesprochen werden, welche Rolle König Philipp seinem Reiche in der Weltgeschichte zudachte.

Man empfängt hier den Eindruck, als sei der ganze Riesenbau des Escorial nur das Gehäuse der Santa Forma.

Spanien hat es versucht die Rolle durchzuführen, die sein streng katholischer König ihm anwies. Aber dies Streben hat nicht zu habsburgischer Weltherrschaft geführt, wie Philipp II. wähnte. Spanien hat sich daran verblutet.

Die weitere Wanderung durch das Escorial gewährt geringeres Interesse. Den südlichen eigentlichen Klosterhof umgeben Arkaden; sie bilden den Kreuzgang, der in einem Kloster nicht fehlen darf. Die Rückwände dieser Wandelbahn sind mit schlechten Fresken geziert oder wenigstens bedeckt, und neuerdings mehrfach muthwillig beschädigt, sind sie auch zu einem Zeichen

der Zeit geworden. Es sind — wahrscheinlich von Republikanern — breite und tiefe Schrammen hindurch gerissen. Der Führer erzählte, daß die Leute, die Sonntags sehr zahlreich mit den Vergnügungszügen von Madrid herkämen, diese Frevel verübten, und bei dem Versuch, diesem Unwesen zu steuern, sei er von einem frechen Burschen mit dem Revolver bedroht worden.

Beachtenswerth ist hier nur die Haupttreppe, das Werk eines italienischen Architekten, den Treppenbauten in italienischen Palästen ähnlich. Der eigentliche Bau des Escorial wurde schon unter Philipp II. vollendet, an der Ausstattung des Innern aber blieb begreiflicherweise noch viel zu thun übrig; so ist auch die Ausschmückung dieses Treppenhauses mit Freskomalereien erst unter dem kränklichen und schwachsinnigen König Karl II. ausgeführt worden. Man mußte dazu die Hülfe Italiens in Anspruch nehmen, da die namhaften spanischen Meister diese Art der Malerei nie geübt hatten. Italien aber hatte zu der Zeit schon nichts besseres mehr zu bieten als Luca Giordano. Der hat die beständige Ermahnung seines Vaters: „Fa presto Luca, fa presto!" auch hier treulich befolgt; er hat die kolossalen Gemälde in kürzester Zeit vollendet. Das Deckengemälde stellt in herkömmlicher Weise die Dreieinigkeit, von unzähligen Engeln und Heiligen umgeben dar; die Wandgemälde erzählen gleichsam die Gründung des Klosters und deren Veranlassung: die Schlacht bei St. Quintin, und die Belagerung und Uebergabe dieses Orts.

Auch in dem Gebäude, das den großen Hof „der Könige" umgiebt, werden einige Räume dem Fremden als bemerkenswerth gezeigt; so der Kapitelsaal, der grade über dem Haupteingang des Gesammtbaus liegt, und daneben die Bibliothek, ein schöner heller Raum, der durch die Art wie die Bücher aufgestellt sind, einen beinahe überwältigend blendenden Eindruck macht. Die Bücher sind sämmtlich sehr schön mit Goldschnitt eingebunden.

Damit diese Pracht dem Auge nicht verloren gehe, haben nun erleuchtete Bibliothekare, ihres Zeichens Dominikaner, die Bücher allzumal mit dem Rücken gegen die Wand und den Schnitt nach außen gestellt. Ich hatte davon gehört, aber für Scherz gehalten, was davon erzählt wird, bis ich es nun mit eigenen Augen sah. Damit ein verlangtes Buch gefunden werden könne, ist mit Tusche und breitem Pinsel eine große Nummer auf den Goldschnitt eines jeden gemalt. Was sich überhaupt hier vorfindet, lehrt nicht der Augenschein, nur der Katalog. Uebrigens, verkehrt oder nicht, die Art der Aufstellung war hier wohl ziemlich gleichgültig; weder der Hof noch die Mönche werden die Ruhe der Büchersammlung irgend gestört haben, und jetzt vollends stehn Palast wie Kloster leer.

Auf langen Tischen in der Mitte des Saals sind in Glaskasten die merkwürdigsten Seltenheiten zur Schau gestellt: der Devocionario Kaiser Karls V. mit sehr schönen Miniaturen, ein Koran, der bei Lepanto auf dem türkischen Admiralschiff erbeutet sein soll, und vieles andere, dessen Bedeutung sich nur bei eingehenderem Studium ergeben könnte.

Ein Gang durch den Theil des Gebäudes, der den königlichen Palast bildet, führt an viel Unbedeutendem und Gleichgültigem vorüber und entspricht keineswegs den Erwartungen, welche die Großartigkeit des Gesammtbaus erweckt. Die Räume sind für einen Palast auffallend niedrig, und die Gobelintapeten, nach Bildern italienischer oder holländischer Meister, sehen verblaßt und vernachläßigt aus, gleich den Meubeln und den Parquets aus kostbarem Holz. Beachtenswerth in der langen Reihe ist nur die 160 Fuß lange Galerie, deren eine lange Wand durch zwei kolossale, al fresco ausgeführte Schlachtenbilder bedeckt sind, die über die Araber erfochtene Siege darstellen. Bilder derselben Art zieren die Fensterpfeiler und die beiden kurzen Wände; ihr Kunstwerth ist ein sehr geringer.

Gleichsam unter dem Schutz dieser Siegeserinnerungen hatten die königlichen Halebarderos — wenn der Hof im Escorial weilte — in dieser stattlichen Halle ihre Hauptwache. Diese Leibwache des Königs bestand, wie vor Alters die Gardes du Corps und Mousquetaires in Frankreich aus lauter Edelleuten; dieser ritterliche Anhang des Hofstaats hatte sich in Spanien bis auf die neueste Revolution erhalten.

Von wirklich ernstem Interesse ist die persönliche Wohnung Philipps II., zu der in der Nähe des Schlachtensaals eine unscheinbare Treppe hinabführt. Sie liegt im unteren Geschoß eines Thürmchens neben der Capilla mayor der Kirche. Die Wohnung des Monarchen in dessen Staaten die Sonne nie unterging, besteht aus drei kleinen Gemächern, von denen zwei sogar nur durch leichte Verschläge abgesonderte Theile des Hauptraums sind. Obgleich „Sala de los ambajadores" genannt, ist dieser Raum doch nur ein Gemach von bescheidenen Dimensionen, durch ein einziges Fenster erhellt, und von unten bis zur Höhe der Fensterbrüstung herauf in moresker Weise mit weiß und blauen Azulejos, in einfachen Mustern bekleidet.

Die beiden anderen Räume sind nur Alkove, die ihr spärliches Licht nur durch die offene Thüre aus dem sogenannten Saal her erhalten. Der eine war des Königs Schlafgemach, der andere sein Schreibzimmer. Auf einem sehr einfachen Tisch von unlackirtem Eichenholz steht da des Königs ebenso einfaches Schreibepult, davor ein schlechter Lehnstuhl und ein Paar niedrige Gestelle, auf die Philipp II. sein krankes Bein zu legen pflegte, wenn er am Podagra litt. Auch eine Feuerstätte giebt es nicht in der königlichen Wohnung, wohl aber findet sich in der Rückwand des Schreibzimmers, durch einen Laden geschlossen, eine kleine Fensteröffnung, die, geöffnet, die unmittelbare und nahe Aussicht auf den Hauptaltar gewährt. So konnte der König, wenn ihn die Gicht verhinderte seinen

Sitz unter den Chorherrn einzunehmen, von seinem Krankenstuhl aus der Messe beiwohnen.

Der Eindruck des Ganzen ist nichts weniger als ein wohlthuender; man denkt unwillkürlich an ein bösartiges Wesen in enger dunkler Höhle. Und von diesem engen, dem Tageslicht kaum zugänglichen Raum aus, wollte Philipp II. die Welt beherrschen und mehr: den Genius der Menschheit und den Gang der Weltgeschichte! — Sichtbar lebendig steht auch hier wieder der Gegensatz vor uns, den Philipp II. und Ludwig XIV. bilden; der lebensfrohe König, dem sein Ahnenschloß zu St. Germain zu eng ist für den Glanz, der seine Person umgeben soll, der den Anblick des Thurms von St. Denis meidet und in die heitere Pracht von Versailles übersiedelt, und Philipp, der in düsterem Fanatismus befangen, fast buchstäblich Wand an Wand mit seinem Grabe wohnt.

Aus König Philipps Fenster wurde ich erst das Gärtchen gewahr, das sich neben dem Chor der Kirche einige Schritt weit ausdehnt. Eine dünne Schicht sehr unfruchtbarer Erde bringt hier eine kümmerliche Vegetation hervor; sorgfältig geschorene Buchsbaumguirlanden fassen die Beete ein, aber ein Baum kann auf dem Felsenuntergrunde nicht Wurzel fassen.

In einem etwas düsteren Raum neben dem Coro bajo der Kirche befindet sich das Marmor-Grabmal der Infantin Donna Luisa Carlotta, Gemahlin des Infanten Franz de Paula, von ihrer Schwester der Königin Marie Christine dankbar hier errichtet. Warum hier? — Warum ist diese Infantin nicht gleich allen anderen, in der ihnen bestimmten Gruft bestattet? — Weil sie unter allen Betheiligten am entschiedensten dazu beigetragen hat, der Königin Isabella II. die Krone zuzuwenden.

Ferdinand VII. hatte sich von seiner Gemahlin Marie Christine bewegen lassen, da das Paar nur Töchter hatte, die Thronfolgeordnung, die in Spanien galt seit die Bourbons herrschten, zu ändern, und das ältere Gesetz, weibliche Thronfolge, wieder einzuführen.

Ein königliches Dekret ernannte gleichzeitig die Königin Marie Christine zur Regentin des Reichs für den Fall, daß die Krone der Prinzessin Isabella während ihrer Minderjährigkeit anheimfiel. Marie Christine war durch die obwaltenden Verhältnisse gezwungen, ihre Stütze in den gemäßigten, selbst in den entschieden liberalen Parteien zu suchen, und als im Herbst 1832 König Ferdinand anscheinend hoffnungslos erkrankte, sahen die Staatsmänner, die er an die Spitze der Regierung gestellt hatte, ein mehr oder weniger liberales Regiment in naher Zukunft möglich werden. Sie suchten diesem Unheil vorzubeugen. Don Francisco Calomarde wußte mit Hülfe des Beichtvaters den todtkranken König dahin zu bringen, daß er seine letztwilligen Verfügungen wieder änderte, das salische Gesetz herstellte und mit Uebergehung seiner Töchter seinen Bruder Don Carlos, wie vor allen die Geistlichkeit wünschte, als den rechtmäßigen Erben der Krone bezeichnete. Die Königin Marie Christine ergab sich verzweifelnd und entmuthigt darein, den Willen Calomarde's und der Kirche walten zu lassen und traf Anstalten zur Abreise, weil sie glaubte, nach dem Ableben des Königs nicht mehr ohne Gefahr für sich selbst und ihre Kinder in Spanien weilen zu können.

Nur eine Person besaß Entschlossenheit und Energie genug, etwas gegen den veränderten Willen des Königs zu versuchen: die Infantin Donna Louisa Carlotta. Aus eigenem Antriebe kam sie aus dem Seebade Santa Maria bei Cadiz herbei, der bedrängten Königin zur Hülfe. Selbst als sie zu Sant Ildefonso eingetroffen war, wußten die Anhänger des Infanten

Don Carlos, in der Hoffnung, der König werde inzwischen sterben, noch vierundzwanzig Stunden eine Zusammenkunft der beiden Schwestern zu hintertreiben. Doch läßt sich ein solches Spiel nicht in das Endlose fortsetzen; der König lebte noch länger als man gewollt hätte — es gelang den Schwestern doch am Ende zusammen zu treffen und sich zu verständigen.

Die leidenschaftliche Infantin erließ selbst ihrer Schwester die Vorwürfe nicht, die, wie sie meinte, deren Schwäche verdiente; sie überhäufte die Minister wie die Herren vom Hofe mit maßlosen Aeußerungen eines gewaltigen Zorns; die Strafrede an Calomarde endigte, da er etwas zu antworten versuchte, mit einem Ausrufungszeichen in Form einer Ohrfeige.

Calomarde benahm sich bei dieser Gelegenheit wie ein kastilischer Hidalgo, der den spitzfindigen Codex spanischer Cavaliersehre vollkommen inne hat: er wußte seine Ehre dadurch unverletzt zu behaupten, daß er ganz im Geist Don Quijotes äußerte: eine schöne Hand entehre nicht (manos blancas no infaman Señora!).

Das energische Ausrufungszeichen hatte ihn aber auch nicht aus der Fassung gebracht und er wußte noch mehrere Tage jeden Verkehr der beiden Damen mit dem König zu verhindern. Er und alle Anhänger des Infanten Don Carlos hofften von einem Augenblick zum anderen, der König werde verscheiden; konnte man bis dahin die Dinge unverändert in der Schwebe erhalten, so waren die Hoffnungen der Königin vernichtet. Die Karlisten hielten einmal den König schon für todt, als er in längere Lethargie gefallen war, und verkündeten, lauter jubelnd als klug war, sein Ende.

Aber der König erholte sich; den Schwestern gelang es, zu ihm durch zu dringen und die Infantin wußte ihn umzustimmen. Der überlaute Jubel der Karlisten bei der verfrühten Todesnachricht, von dem der König erfuhr, hatte ihr die Wege

gebahnt. Die „pragmatische Sanction," d. h. die weibliche Erbfolge, wurde von Neuem zum Gesetz erhoben; Calomarde mußte weichen und Zea-Bermudez trat an seine Stelle.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hatte die herrschend gewordene Liebhaberei für englische Parkanlagen und idyllische Landsitze auch in Spanien Eingang gefunden, und ein solcher Landsitz wurde auch hier, nahe dem Escorial, für den Prinzen von Asturien, nachmals Karl IV., eingerichtet.

Daß man sich aus der Steinwüste des Klosterpalastes hinaussehnte in Wald und Rasenplätze, war natürlich genug, und diesem Verlangen entsprechend hatten die ersten bourbonischen Könige S. Ildefonso geschaffen. König Karl III. wählte die für solche Anlagen äußerst ungünstige Umgebung des Escorial vielleicht nur deshalb, weil er den Spaniern durchaus als Spanier, als Nachkomme Philipp II., gegenüber stehen wollte, während unter seinen unmittelbaren Vorgängern das bourbonische Königthum vielmehr als ein Gegensatz zu dem habsburgischen erschien. In diesem Geist hatte er das Pantheon wieder zur Begräbnißstätte seines Hauses gemacht und den Hof nach dem verlassenen Escorial zurückgeführt.

Die Casa del Principe, die er, dem Zeitgeschmack huldigend, für seinen Sohn erbaute, liegt etwas unterhalb des Klosters, von einem ansehnlichen Park umgeben, auf einem nach Süden gewendeten Abhang des Gebirges. Doch scheint auch hier die Erdschicht nicht tief genug für einen kräftigen Baumwuchs, denn die Wipfel aller älteren Bäume sind abgestorben.

Das Haus ist niedrig, hat enge Räume und die ganze Anlage hat etwas kleinliches. Kunstwerke finden sich hier nicht, wohl aber kostbare Möbel und ein Uebermaß von kleinem Zeug,

das geeignet ist, sogenannte Liebhabereien zu befriedigen und dem Müßiggang ein spielendes Interesse abzugewinnen. Beachtenswerth schien mir allenfalls nur das Porzellan aus der eingegangenen Fabrik von Buen Retiro, darunter eine Anzahl kleiner Reliefs von sogenanntem Biscuit, weiß auf hellblauem Grunde.

Aranjuez.

Der Escorial hochoben im Gebirge ist wesentlich ein Sommersitz, so wenig man dort auch des Sommers gewahr wird. Während der Frühlingsmonate ist es dort zu kalt, und der Hof bedurfte, da er sich einmal in Madrid angesiedelt hatte, für diese Jahreszeit eines nahegelegenen Landsitzes. Philipp II. scheint in dieser Beziehung wenigstens Nachsicht geübt zu haben und legte ein solches Lustschloß an, das dann seine Nachfolger erweitert haben.

Die Wahl des Orts ist eine so glückliche, als sie in der Nähe von Madrid überhaupt sein konnte. Aranjuez liegt vierhundert Fuß niedriger als Madrid, am Tajo, und wenn der Fluß hier auch noch sehr unbedeutend ist, die Gegend überhaupt nichts Charakteristisches hat, so genügt doch das Wasser, um frischen Rasen und einen kräftigen Baumwuchs hervorzurufen, die einen erfreulichen Gegensatz zu der dürren Umgebung von Madrid bilden.

Die ursprüngliche Anlage des Landsitzes unter Philipp II. aber ist eine so eigenthümliche, daß man sie nur mit Verwunderung betrachten kann, besonders wenn man sich die späteren Erweiterungen hinwegdenkt. Das Hauptgebäude des Schlosses hat die Richtung von Westen nach Osten; erst später

sind nordwärts zwei große Flügel angefügt; es ist ein schwerfälliger rother Ziegelbau, gegen den Eckpfeiler aus hellgrauen Granit-Quadern mehr grell als malerisch abstechen. Vor der südlichen Hauptseite des Schlosses liegt der Garten Philipp II., nicht breiter als das Gebäude und kaum doppelt so lang, im italienisch-französischen Geschmack angelegt und sehr regelmäßig in rechtwinkelige Felder eingetheilt: es fehlt darin weder an kleinen Wasserbassins, noch, wie schon der Name „jardin de las estatuas“ ankündigt, an Statuen von schlechter Steinmetzarbeit, wohl aber an dem, was am meisten noth thäte, an Schatten; die spärlich in geraden Reihen gepflanzten Bäume wie Kugelakazien zugestutzt, gewähren keinen Schutz. Weiter gab es zur Zeit des strengen Königs nichts, und auf dem schattenlosen Platz rund umher ist die kastilische Sonne selbst im Frühjahr kaum zu ertragen.

Nur die Landessitte kann eine so dürftige Gartenanlage erklären. Man muß sich denken, daß der Hof während der heißen Tagesstunden bei geschlossenen Fensterladen in den kühlen Räumen im Innern des Schlosses weilte, und den Garten erst in der Abendkühle und bei Mondschein besuchte. Ist doch auch jetzt im Sommer ganz Madrid zwischen zwei und vier Uhr Nachmittags in Schlaf versunken und erst am späten Abend wird die freie Luft im Prado aufgesucht.

In diesem kleinen Garten hat Philipp II. die Devise, die Karl V. als König von Spanien erwählt hatte und die seitdem auf allen spanischen Münzen wieder erscheint, im Großen ausführen lassen. Auf einem Brunnen zwischen vier Wasserbassins steht eine Bildsäule des Herkules, der den Antäus erdrückt, neben ihm erheben sich zu beiden Seiten die Säulen des Herkules mit der kühnen Inschrift: „Plus ultra.“

Fehlt auch dem Garten der Schatten, so ist doch in späteren Zeiten dafür gesorgt worden, daß man bei Tage ohne

von der Sonne zu leiden vom Palast zur Kirche gelangen kann; durch eine Reihe von Bogengängen, die den Palast des Friedensfürsten, die Wohnungen der Infanten und selbst das ganze Städtchen Aranjuez den Blicken entziehen. Man wird nichts davon gewahr; das Schloß macht den Eindruck, als ob es mit seinem kleinen Garten ganz isolirt liege. Der Friedensfürst hat diese langen Arkaden wie man sagt erbauen lassen, um zu jeder Stunde auf schattigen Wegen in die königliche Behausung gelangen zu können.

Aus den höheren Fenstern des Palastes soll man eine anmuthige Aussicht über das Thal des Tajo beherrschen; doch kann ich nichts darüber sagen, da mir das Schloß unzugänglich blieb, vermuthlich weil man den Einblick in das vernachlässigte Gebäude nicht gestatten mag, wiewohl angeblich an seiner Herstellung gearbeitet wird. Die tiefe Stille, die in seinem ganzen Bereich herrschte, ließ diese Behauptung wenig wahrscheinlich erscheinen.

Da der Hof jedes Jahr hierher zurückkehrte, ist die ursprüngliche Anlage fort und fort erweitert worden; vor allem durch Philipp IV. der, als Privatmann geistreich und liebenswürdig, mit einem regen Sinn für Kunst und Natur begabt war. Auf dem linken Ufer des Tajo, auf einer Landzunge zwischen dem Fluß und einem ihm zuströmenden Bach, ließ er einen schönen schattigen Park, la Isla genannt, anlegen. Dann ist unter Karl III. weiter stromabwärts ein Park für den damaligen Prinzen von Asturien angepflanzt worden. Man sollte fast meinen, dieser Prinz, später König Karl IV. traurigen Andenkens, sei besonders zugänglich für idyllische Stimmungen gewesen; er habe wie beim Escorial so auch hier ein bescheiden ländliches Anwesen besitzen wollen — doch ist bekannt genug, daß gerade dieser Fürst bei Weitem weniger selbständig als gewöhnliche Menschenkinder, am allerwenigsten geschaffen war,

Eigenes zu denken oder zu wollen. Was sich hier wie in der Nähe des Escorials geltend macht, ist die allgemeine Zeitstimmung, die unter Rousseaus Einfluß inmitten eines verkünstelten Daseins in blasirter Weise für „Natur" zu schwärmen suchte.

Der Name des Schlößchens, Casa del Labrador, buchstäblich Haus des Bauern, der selbst Hand an den Pflug legt, bezeichnet, was diese Anlage bedeuten, oder vielmehr in vornehm symbolischer Weise vorstellen sollte. Es ist ein großer schattenreicher Park und die Buchen, wilden Kastanien und Ulmen erinnern mehr an eine deutsche als eine spanische Landschaft. Verschiedene Wasserbassins beleben die Anlage, und in dem einen soll die vertriebene Königin Isabella mit Vorliebe geangelt haben, doch müssen die Fische wohl eigens dazu hineingesetzt worden sein. Jetzt war der Park in der traurigsten Weise vernachlässigt; die unterirdischen Kanäle, durch die das Wasser in die Bassins und aus ihnen wieder in den Tajo zurückgeleitet wurde, waren verschlämmt und verstopft, die Teiche und künstlichen Seen in Sümpfe verwandelt, deren Schlamm weithin einen sehr üblen Geruch verbreitete.

Die Casa del Labrador, ein Steinbau von mäßiger Größe, erinnert an den Sommersitz desselben Fürsten in der Nähe des Escorial. Ein wohlhabender Landedelmann könnte immerhin damit zufrieden sein, vorausgesetzt, daß künstlerische Bedenken seine Seelenruhe nicht stören, denn die Architektur ist im schlechtesten Stil der Zeit Ludwig XV. ausgeführt. Auch hier hatte die Ueberschwemmung namentlich im Erdgeschoß großen Schaden angerichtet und so wenig wie im Park ist im Inneren des Schlosses etwas hergestellt worden.

Im oberen Geschoß erinnert ein merkwürdiger Raum an eine nicht sehr entfernte Vergangenheit, in der es Spanien mit einem recht seltsamen Hof zu thun hatte. Die Hauskapelle ist

es, ein viereckiger Raum, dessen vier Ecken durch leichte Tapetenwände abgeschnitten sind, so daß der innere Raum sich zu einem Achteck gestaltet. Der Altar erhebt sich an der Mitte der Rückwand den Fenstern gegenüber. Drei der abgeschnittenen Ecken dienen zur Aufbewahrung des Altargeräths; die Tapetenthür des vierten an der Fensterseite rechts vom Altar öffnete der Kastellan mit ehrfurchtsvoller Feierlichkeit und Würde und bezeichnete ihn als „Retrete del Rey“ — als dem König besonders vorbehalten. Ich sah da, zu meiner nicht geringen Ueberraschung, eine allerdings in bewohnten Gebäuden unentbehrliche Anstalt, die man aber doch sonst sorgfältig zu verbergen pflegt, und die ich am wenigsten gerade hier erwartet hätte. Noch dazu ist der Raum so eng, daß die Thür vorkommenden Falls offen bleiben muß. Das hier in der Hauskapelle des katholischen Königs, dem Altar gegenüber! — Und als ob damit des unwürdigen Unsinns noch nicht genug wäre, steht die schöne Anstalt mit einer Spieluhr in Verbindung. Sowie man sich auf den grün sammetnen Sitz niederläßt, geht die Musik los, um den König auch hier anmuthig zu zerstreuen.

Vom Escorial zu dieser Casa del Labrador, von Philipp II., in dessen Ascetik, in dessen beschränktem Starrsinn doch immerhin etwas Großartiges liegt, zu dem armseligen Karl IV., welch ein weiter Weg abwärts! welch ein tiefer Fall! — Welch ein tragisches Geschick für ein Volk, das eine großartige Geschichte durchlebt hat, solch einem König zu verfallen.

Schluß.

In den Theatern der alten Griechen pflegte jedem ernsten Schauspiel ein Satyrspiel, heiter und komisch, zu folgen; es war als ob mein Aufenthalt in Spanien in verwandtem Geist zum Abschluß kommen sollte. Nachdem ich viel Ernstes und Bedeutendes gesehen, erfahren, erlebt hatte, reihten sich in den letzten Tagen, die mir jenseits der Pyrenäen zu weilen vergönnt war, mehrere kleine Ereignisse an einander, die wohl in das Bild gepaßt hätten, das Gil Blas von seinem Heimathlande entwirft.

Bei Gelegenheit des letzten Stiergefechts folgte meine Nachbarin zur Linken, eine hübsche Spanierin etwa in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre, bewundernd den Thaten eines gewaltigen Stiers, der eine ganze Reihe von Pferden nach einander todt zu Boden streckte, und rief einmal über das andere mit dem Ausdruck einer innigen Zärtlichkeit, dessen nur eine melodisch weiche, weibliche Stimme fähig ist: „que animalito!“ Mein Nachbar zur Rechten, ein ältlicher Herr, pries dagegen die ungemeine Klugheit eines anderen, schwarzen Stiers, der sich durch keinen Versuch Espada's reizen ließ, zum Angriff zu schreiten. Bekanntlich darf man dem Stier nichts anhaben, so lange er sich ruhig verhält; da der Stier wiederholt in dem Augenblick, der entscheidend werden sollte, den Kopf abwendete anstatt sich zum Sprung mit gesenkten Hörnern zu bereiten, mußte der Espada den schon erhobenen Degen immer wieder sinken lassen. Mein Nachbar fand das sehr klug, schien also anzunehmen, daß der Stier die Regeln, die dem Kampf

vorgeschrieben sind, kenne und sich mit weiser Berechnung zu Nutze mache.

Fast unmittelbar vor meiner Abreise war ich im Hause eines fremden Diplomaten zu einem Diner in engem Kreise geladen. Meine Tischnachbarin war eine ältliche Dame, Doña Maria Manuela — es folgen fünf oder sechs hochadlige Familiennamen, darunter ein paar geschichtlich illustre, dann eben so viele Titel, von denen zwei den Zusatz „con grandezza“ haben. Es wurde bei Tisch erwähnt, daß der heilige Georg von Kappadocien als Feldmarschall in der Rangliste der portugiesischen Armee geführt werde. Ich konnte berichten, daß ich ihn selbst, d. h. einen Gliedermann in voller schwerer Rüstung, hoch zu Roß, mit seinem Knappen, einem Pagen und Handpferden, die ihm von königlichen Stallmeistern nachgeführt wurden, zu Lissabon am Frohnleichnamsfest an der Spitze der Truppen gesehen habe. Donna Maria Manuela belehrte uns nun, daß der heilige Martial Feldmarschall in der spanischen Armee sei, und da sie mehrere Verwandte im Heer zähle, habe sie stets eine besondere Verehrung für diesen Heiligen gehegt. Nur an dem Tage, an dem die Karlisten die Waffen strecken mußten, habe sie sich über ihn geärgert; das hätte er nicht dulden, dagegen hätte er seinen ganzen Einfluß im Himmel aufbieten müssen: „et ce que j'en ai fait ce jour là — je ne veux pas le dire!“ Auf unsere dringenden Bitten gestand sie endlich, daß sie den sonst verehrten Heiligen an dem verhängnißvollen Tage — mit einer Damenreitpeitsche — im Bilde recht gründlich gezüchtigt habe.

Wir erfuhren auch nebenher, daß die Mutter Gottes von Montserrat seit längerer Zeit bereits Dame des Ordens „de las damas nobles de Castilla sei; der Mutter Gottes von Atocha aber habe die Königin Isabella das Großkreuz ihres neugestifteten Ordens (de Isabella Catolica) verliehen. Donna

Maria Manuela sprach sehr ernsthaft davon, und erwartete entschieden, daß diese hohen Auszeichnungen, die den beiden Müttern Gottes zu Theil geworden seien, uns gehörig imponiren würden

Da wir einst unserer Mehrere zu einer späten Stunde aus einer Abendgesellschaft zu Fuß nach Haus wanderten, wurden unterwegs allerlei heitere Erlebnisse besprochen. Einer der Herren wollte vor Kurzem einen andalusischen Bischof auf einer Visitationsreise beobachtet haben. Die reichen Klöster, in denen die Kirchenfürsten auf Reisen einzukehren pflegten, giebt es nicht mehr. Die Gastfreiheit der Pfarrer besonders der Landpfarrer in Anspruch zu nehmen, ist nicht immer rathsam noch selbst thunlich, kurz die Herren Prälaten müssen mit ihrem Gefolge mitunter wie andere Sterbliche in Gasthöfen absteigen. Der Berichterstatter wollte nun gesehen haben, daß der andalusische Prälat seine Gasthofrechnung mit einer geweihten Schaumünze bezahlt habe, wobei weder der Betrag der Rechnung noch der Metallwerth der Medaille in Betracht kam.

Hatte ich auch nicht Gelegenheit gehabt dergleichen zu beobachten, so war mein Zusammentreffen mit spanischen Geistlichen doch auch mitunter eigenthümlich genug gewesen. Sehr ergötzlich war noch vor Kurzem eine Eisenbahnfahrt in Gesellschaft eines dieser Herren gewesen, der sich als seltene Ausnahme in diesem Lande etwas darauf zu gute that, aufgeklärt zu sein. Da sich zufällig ergeben hatte, welchen Glaubens ich sei, erklärte dieser erleuchtete Geistliche, er sei nicht so engherzig und befangen wie so viele seiner Brüder in Amt und Weihe, die jede noch so entfernte Berührung mit einem Akatholiken mieden, als ob sie eine böse Ansteckung fürchteten. Um dies durch die That zu beweisen, nahm er eigens Platz neben mir und sah mit triumphirendem Selbstbewußtsein in die Runde.

Im Escorial wurde ich bei meinem letzten Besuch durch

einen sehr jungen Seminaristen darauf examinirt, ob ich auch mit der spanischen Literatur einigermaßen vertraut sei. Ich antwortete, ihre hervorragendsten Werke seien mir wenigstens zum Theil bekannt, und weiter befragt, nannte ich vor allen Cervantes, von den Dramatikern Calderon, Lope de Vega, Moreto und Tirso de Molina, von den Lyrikern Garcilasso und Quevedo.

O! das sei garnichts! unterbrach mich der Seminarist, diese Werke seien nicht des Erwähnens werth; ob ich denn nicht die Meditationen der heiligen Theresa von Avila gelesen habe? die Briefe des heiligen Aloysius Gonzaga? Das sei die wirkliche spanische Literatur; wenn ich das nicht gelesen habe, wisse ich nichts von ihrem Werth und Inhalt.

Da er gehört hatte, aus welchem Lande und welchen Glaubens ich sei, erklärte er, bestimmt zu wissen, daß es mit dem haltungslosen Protestantismus rasch zu Ende gehe und die ganze Welt sich nächstens, wie das recht sei, dem heiligen Vater in Rom unterwerfen werde. Meine Verblendung, daß ich nicht ohne Weiteres einräumen wollte, was doch selbstverständlich war, da es die Oberen im Seminar sagten, kam ihm geradezu abenteuerlich vor. Er ärgerte sich darüber, und in dieser Stimmung hielt er sich der Aufgabe gewachsen, die Unhaltbarkeit sowohl als die Verwerflichkeit der Reformation — von deren Geschichte, Wesen und Lehre er nicht entfernt eine Ahnung hatte — durch freche, höhnende Reden darzuthun. Von Martin Luther sprach er, als von einem bekannten Taugenichts, einem lüderlichen entlaufenen Mönch, der mit einer „Monjacilla“ durchgegangen sei. Anderes, tiefer gehenderes hatte man ihnen im Seminar von dem Manne nicht gesagt. Ohne jedes Gebiet der Lehre oder der Moral zu berühren, ohne je nachzuweisen, worin die Irrlehre bestehe, läßt man die Schüler bei der ganz allgemeinen Vorstellung, daß der Protestantismus nichts sei als die elendeste Verworfenheit. Auffallend war eigentlich nur, daß dieser Semi-

narist auf meine Bemerkung, das eheliche Leben der evangelischen Geistlichen sei jedenfalls respektabler und erbaulicher als der lockere Lebenswandel der katholischen, gar nicht daran dachte, die vielfach unsauberen Sitten seiner Standesgenossen in Abrede zu stellen, und sich auf die Erklärung beschränkte, er stehe für sich selbst, den Wandel Anderer habe er weder zu vertreten noch zu verantworten.

Der Eifer des unreifen Fanatikers hatte zwar etwas Komisches, doch hinterließ auch dieses Gespräch einen peinlichen, betrübenden Eindruck. Je mehr man sich in Spanien einlebt, desto entschiedener überzeugt man sich, daß nichts dem unglücklichen Lande bessere Zustände, eine bessere Zukunft bereiten kann, als eine Reform der Kirche, die aus ihr selbst hervorgehen müßte und geeignet wäre, dem intellektuellen und vor allem dem sittlichen Leben der Nation eine festere und gesundere Grundlage zu schaffen. Aber aus den spanischen Seminarien wird diese Reformation sicher nicht hervorgehen. Im Gegentheil, die Geistlichkeit ist durchaus bemüht sich selbst, ihre Lehre, ihr geistiges Leben zu verewigen, so wie es eben ist. Diese auf das engste mit dem Karlismus verwachsene Kirche will nicht sich selbst umgestalten, sondern die Welt um sich her, in der sie leben soll und will, und die sie unbedingt zu beherrschen strebt. Sie will eine unmöglich gewordene Vergangenheit nicht nur als Gegenwart festhalten, sondern auch für die Zukunft sicher stellen, und würde, wenn man sie ungehindert walten ließe, jetzt wie vor Zeiten, zu solchem Ende vor keinem noch so furchtbaren Mittel zurückbeben. Solchem Streben zu dienen, werden die Zöglinge der Seminare in einem überaus engen Kreise beschränkten Wissens und conventioneller, ein für allemal feststehender Ideen gebannt. Man erzieht sie zu einer fanatischen Hingebung an ein kirchliches System, das sie eigentlich gar nicht kennen lernen, da dessen Begründung und Berechtigung stets als selbstverständlich

vorausgesetzt, nie nachgewiesen, nie discutirt wird; man erzieht sie zu einem blinden und verfolgungssüchtigen Haß gegen alles geistige Leben, das sich außerhalb des eigenen, ganz willkürlich begrenzten Kreises bewegt, indem man sich wohl hütet, sie irgend etwas von dem wirklichen Wesen dieser geistigen Bewegung erfahren zu lassen. Das sittliche Leben soll keine andere Regel haben als unbedingten Gehorsam der Kirche gegenüber, das sittliche Bewußtsein keinen anderen Inhalt, als den Glauben an die Nothwendigkeit dieses Gehorsams.

Die Aufgabe, die sich die Kirche Spaniens gestellt hat in diesem leidenschaftlichen Kampf gegen Alles, was einen geistigen und sittlichen Aufschwung der Nation fördern könnte, ist eine unlösbare geworden, vor Allem dadurch, daß „der weltliche Arm" der Kirche nicht mehr unbedingt gehorcht, daß ihr nicht mehr eine furchtbare, vor nichts zurückbebende materielle Macht zur Verfügung steht, wie unter den habsburgischen Königen hier in Spanien, wie unter Ferdinand II. in Oesterreich. Sie muß in diesem Kampf, der kein siegreicher sein kann, mehr und mehr ihren Einfluß auf Geist und Leben des spanischen Volks verlieren. Dieser Einfluß war und ist, soweit er noch besteht, ein in hohem Grade unheilvoller. Geschichte und Gegenwart beweisen es mehr als zur Genüge: aber unter den gegenwärtigen Bedingungen, wie wir schon früher bemerken mußten, ist nichts da, was an dessen Stelle treten könnte, als die einfache höhnende Negation ohne jeglichen idealen und sittlichen Gehalt, und dieses elende Nichts, wird sich nicht minder unheilvoll erweisen. Es ist ein hoffnungsloser Anblick! —

Unter der höheren Geistlichkeit mag sich hin und wieder wohl einer finden, der klug, gebildet und welterfahren genug ist, um einzusehen, was noth thäte, — aber diese Herren sind dann auch klug genug, um zu schweigen und mit dem Strom zu schwimmen. Es fühlt sich keiner von ihnen berufen, als

Reformator aufzutreten — schon genug, wenn sie nicht conspiriren, um der extremsten kirchlichen Richtung zu unbedingter Herrschaft im Lande zu verhelfen.

Unter dem niederen Clerus, der Pfarrgeistlichkeit, finden sich wohl auch hin und wieder Leute, die, man könnte sagen, sich nicht die Mühe nehmen, fanatisch zu sein, aber ihre ruhigere Haltung ist nicht das Ergebniß einer umfassenderen Bildung und besserer Einsicht; es liegt ihr lediglich das phlegmatische Verlangen zum Grunde, mühelos in Ruhe und Frieden zu leben.

Es ist mir in der That nur ein Geistlicher begegnet, der auszusprechen wagte, Einiges in der Kirche könnte wohl besser sein, als es ist, aber wie beschränkt war auch sein Horizont! — Er war ein ältlicher Mann; ich traf auf meiner letzten Fahrt von Saragossa nach Barcelona mit ihm zusammen. Er sprach sich ruhig aber entschieden insbesondere gegen den Bilderdienst aus. Man sage zwar, bemerkte er, es werde nicht das Bild angebetet, sondern das heilige Wesen, an das man dabei denke; aber das sei nicht wahr; die Leute ergingen sich keineswegs in solchen Abstraktionen, sie beteten ganz einfach den „Mamaracho“ selber an und dächten sich garnichts weiter dabei.

„Mamaracho“! eine treffliche Bezeichnung! Es ist wahr, die wunderthätigen Bilder sind fast ohne Ausnahme Mamarachos der aller traurigsten Art, Nuestra Señora del Pilar zu Saragossa an ihrer Spitze.

Da vom Kultus, von Anbetung wunderthätiger Marienbilder die Rede war, erlaubte ich mir die naheliegende Bemerkung, daß überhaupt das Christenthum der Spanier nichts weiter als Marienkultus sei und keinen andern Inhalt habe. Zu meiner Ueberraschung gab der Geistliche das ohne jegliche Einschränkung zu. Aber er wollte den leitenden Gedanken dieser Art Christenthum annuthig finden und meinte, man müsse diese Richtung des Glaubens aus Rücksicht auf die Befriedigung

gelten lassen, die sie den Frauen gewähre. Jede Frau fühle sich gehoben, so oft sie in eine der heiligen Jungfrau geweihte Kirche eintrete. — Es war das erste Mal, daß ich Rücksichten ritterlicher Galanterie als maßgebend in Fragen der Dogmatik geltend machen hörte.

Die Gesellschaft im Wagen bestand außer uns noch aus einer Familie aus Barcelona, die dem höheren Mittelstande anzugehören schien: Mann, Frau und ein verzogener Knabe.

Die Frau hatte unserem Gespräch sehr aufmerksam zugehört, und da sich ergeben hatte, welcher Kirche ich angehöre, wollte sie, nachdem der Geistliche uns in Lerida verlassen hatte, noch über Manches näher unterrichtet sein. Sie fragte vor Allem nach dem, was sie als Frau allerdings vorzugsweise interessiren mußte: — sie wollte genau wissen, wie viele Frauen wir Protestanten eigentlich zu gleicher Zeit haben dürften?

Noch einmal war ich in Saragossa den Spuren der berühmten Belagerung gefolgt, noch einmal hatte ich in Barcelona die schöne Kathedrale und ihren schönen Kreuzgang besucht, und mich dann von einer befreundeten Familie auf ihrem Landsitz verabschiedet. In stiller Nacht fuhr ich von der Puerta de la Paz im Nachen über den tiefdunklen Hafen nach einem Dampfboot, das jenseits bei Barcelonette lag. Als ich am nächsten Morgen früh zum Verdeck hinaufstieg, waren wir bereits bei hellem Sonnenschein in offener See und Spanien, unter dem Horizont verschwunden, lag hinter mir wie ein Traum.

La vida es sueño!



Druckfehler.

Seite 59	Zeile 10,	anstatt:	methodischen lies: methodisch.
= 96	= 11	=	girovette lies: girouette.
= 116	= 32	=	hinab lies: hinauf.
= 126	= 12	=	salo lies: sala.
= 127	= 6	=	cavalero lies: Cavallero.
= =	= 31	=	Calatreva lies: Calatrava.
= 130	= 22	=	Alcalla lies: Alcalá.
= 189	= 7	ist:	worden — zu streichen.
= 202	= 16	anstatt:	Seitenbau lies: Seidenbau.
= 204	= 24	=	ans lies: aus.
= 269	= 32	=	gleichlautenden lies: gleichlaufenden.
= 304	= 22	=	Darstellung lies: Darstellungen.
= =	= 25	=	Bekenntnissen lies: Kenntnissen.
= 310	= 14	=	Hafraiten lies: Hofraiten.
= 319	= 9	ist	als — zu streichen.
= 368	= 6	anstatt:	Unterbrechung lies: Unterbrechungen.
= 384	= 13	=	provencalisch lies: provençalisch.
= 412	= 20	=	wird lies: werden.
= 430	= 11	=	innen gekrönten lies: Zinnen gekrönten.
= 478	= 28	=	jedes lies: je das.

Druck von E. Buchbinder in Neu-Ruppin.



